Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

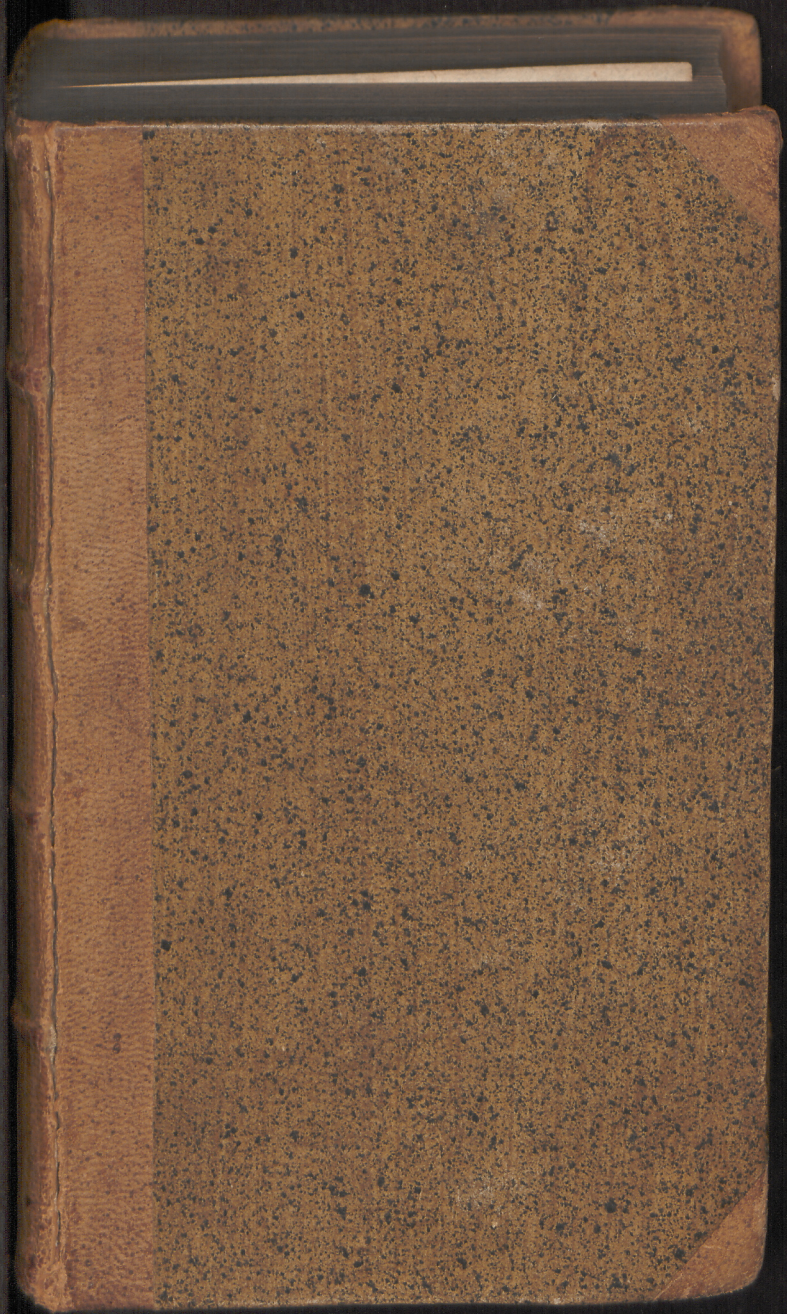
Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsäze der Deutschen

14.1792

1792

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024847314/phys_0001
DFG

Inf. 416 p
Ub. Inf. 412 p
16. 4.
Bibl: Acad: Rostock:
A. b_3120(7.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024847314/phys_0002
DFG

Auswahl
der
besten zerstreuten
prosaischen Aufsäze
der Deutschen.

Vierzehnter Band.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1792.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0005
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0006
DFG

Vorbericht.

Der Beifall, mit welchem unser lesendes Publikum gegenwärtige Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Deutschen nun schon dreyzehn Jahre lang aufgenommen hat, ist dem Herausgeber ein schmeichelhafter Beweis, daß er seine Absicht, den Freunden des Wahren und Schönen, durch Zusammenlesung einzeln gedruckter oder in größern vermischten Werken zerstreuter Aufsätze aus dem Gebiet der praktischen Philosophie und schönen Darstellung, eine eben so nützliche als unterhaltende Lektüre zu verschaffen, nicht ganz verfehlt hat. Er findet sich dadurch nicht nur aufs angenehmste für seine kleine Mühe belohnt sondern auch aufgemuntert, in diesem Geschäft ferner fortzufahren, und sich zu bestreben, den bisherigen Beifall nicht nur zu behaupten sondern durch sorgfältige Wahl der Aufsätze sich desselben immer würdiger zu machen.

Da aber Mehrere, welche diese Sammlung zu besitzen wünschen, durch die große Anzahl der bereits erschienenen Bände vom

Ankauf derselben zurückgeschreckt werden, so hat der Herr Verleger es für gut gefunden, dem bisherigen Titel (welcher übrigens ununterbrochen fortgehen wird) einen andern beyzufügen und damit eine neue Reihe von Bänden anzufangen, damit diejenigen, denen die bisherigen 13 Bände etwa zu kostbar seyn mögten, mit diesem ersten der neuen Auswahl eintreten, und sich so gleichsam ein neues Werk anschaffen können.

Der Plan dieses Werks bleibt übrigens derselbe; und nur zu Verhütung aller schiefen und ungerechten Urtheile über Verleger oder Herausgeber erinnert man nochmals, was man schon gelegentlich erinnert hat: daß es nichts weniger als bloß für müßige Herrn und Damen, die bloß zu Verjagung der Langeweile lesen, sondern eigentlich und zunächst (wiewohl ohne Ausschließung irgend einer andern Klasse) für junge Studierende, die gewöhnlich nicht viel an Bücher, am wenigsten an weitläuftige, mit vielen für sie unbrauchbaren Sachen angefüllte Werke, wenden können, und doch zur Bildung ihres philosophischen, moralischen und ästhetischen Geschmacks, einer solchen Lektüre sehr bedürfen, bestimmt ist. Leipziger Ostermesse, 1792.

Inhalt.

Seite.

1. Der Geist wahrer Religion. Eine Idee. Von Schwarz. 5

2. Ueber Verfinsterung und Aufklärung. Von Sangerhausen. 89

3. Vom Erfinden und Bilden. Von Fr. von Dalberg. 135

4. Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze. 196

5. Der Mann auf dem Berge. Eine morgenländische Erzählung. 265

6. Meine Philosophie. 284

7. Ueber den frühen Tod des Consistorialrath Koppe ꝛc. Von Röhrs. 296

8. Der Werth des Andenkens großer Männer. 338

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0009
DFG

Inhalt.

Seite

9. Die schädlichen Folgen der Rockenphilosophie. Eine wahre Geschichte. 348

10. Ueber Patriotismus in einem monarchischen Staate. 361

11. Jahre sind Stufen zur Ewigkeit. 377

12. Das Testament eines alten Junggesellen, in einem Briefe an seinen Vater. 401

I.

Der Geist wahrer Religion.

Eine Idee.

Von Schwarz *).

High on a Rock of Ice the Structure lay,
Steep its Aſcent, and ſlipp'ry was the Way.
— — — — — —
— — The Good and Juſt, an awful Train,
Thus on their knees addreſs the ſacred Fane:
— — — — — — — —
„ O let us ſtill the ſecret Joy purtake,
„ To follow Virtue e'en for Virtues ſake.
POPE.

Ueber den Titel.

Unverkennbar iſt darin der Werth der lebendigen Naturſprache, daß ſie die Gedanken durch uneigentliche Ausdrücke anſchaulicher darſtellen, und mehr auf ein Object hinhalten

*) Pfarrer zu Derbach im Darmſtädtiſchen, ein junger Mann von gleich vortreflichem Kopf

kann. Wir lesen das Gedicht eines Genies, das durch ästhetische Ideen durchgeführt ist, mit einer unnennbaren Gedankenfülle. Warum sollte es uns also nicht erlaubt seyn, eine solche Idee zu gebrauchen, die anschauliche Sprache des Orients nachzuahmen, und das Object unsrer Nachforschung unter einem uneigentlichen Ausdruck vorzustellen? ein Ausdruck, welcher, in diesem Sinne gebraucht, ohnehin allgemein beliebt ist.

Sie sagen, der Philosoph müsse eigentlich reden, müsse die Sprache des Dichters meiden; ein uneigentlicher Ausdruck, wie Geist, könne leicht verwirren, und in ein mysteriöses Dunkel führen. — Aber sie sind doch zufrieden, wenn der Philosoph sich nicht verwirren läßt, wenn er im uneigentlichen Ausdruck einstweilen eine Idee festhält, wenn er dann diese Idee so lange begränzt und bestimmt, bis sie ganz eigentlich der Wahrheit der Sache angemessen ist? — Es ist wenigstens der natürliche Gang unsrer Forschungskraft vom Sinnlichen zum Abstracten überzugehen.

und Herzen, auf welchen ich die Leser dieser Auswahl, durch diesen seinen ersten schriftstellerischen Versuch, der nicht in den Buchhandel kam, aufmerksam zu machen wünschte.

D. Einsender.

Mechanism, Organisation, Reizbarkeit, Lebenskraft sind Kräfte, deren Erscheinungen wir ausser uns erkennen. Auch erkennen wir die Erscheinungen einer Kraft in uns, unsers Ichs. Von allen diesen Kräften sind wir nur vermögend, ihre Erscheinungen zu erkennen, sie selbst bleiben uns problematisch. Aber die Kraft in uns selbst fühlen wir wenigstens, wenn wir auch sonst nichts von ihr erkennen, als daß sie Prinzip aller Erscheinungen des Ichs sey — wir nennen sie — Geist.

So wie die organische Kraft ein Prinzip ist, woraus eine Menge von Bewegungen, und die Lebenskraft ein Prinzip, woraus eine Menge von Thätigkeiten zweckmäßig erfolgen: eben so ist unser Geist ein Prinzip, woraus ein Hinneigen, Streben, Handeln nach einem Zweck bewirkt wird. Nach einer sehr natürlichen Anlage unserer Sprache und überhaupt der Art, unser Gemüth mitzutheilen, tragen wir nun diese Idee auf andre Gegenstände, sogar auf leblose, ja auf Gedankendinge, über. Dasjenige an einem Ding, woraus sich herleiten und erklären läßt, warum das Ding so ist, d. i., wodurch es charakterisirt wird, nennt man den Geist dieses Dings. Daher die Ausdrücke: Geist der Sprache, der Gesetze, der Philosophie, der Religion. Unter dem Geist der wah-

ren Religion wird also dasjenige Prinzip verstanden, welches man nur einsehen darf, um zu verstehen, was zu einer wahren Religion erforderlich ist, und woran sie von jeder falschen kann unterschieden werden — der Grund, woraus alle Erfordernisse herfließen, welche der wahren Religion eigen sind — der innere Gehalt, welcher ihre Aechtheit sicher stellt — mit einem Wort der Charakter wahrer Religion. Im konkreten Fall besteht er also in dem Innern, wodurch die Gedanken, Thätigkeiten, Handlungen des Menschen von wahrer Religion erweckt, belebt und geführt werden. So wie der Körper Organ des menschlichen Geistes ist, so würde dann dieses Menschen Geist Organ des Geistes wahrer Religion seyn.

Letzterer ist es nun, welchen wir wollen kennen lernen. Wenn wir ihn selbst erst kennen, so wollen wir ihn in seiner Wirksamkeit, in seinem Organ beobachten, und sehen, was er in dem Menschen hervorbringt. Dieß sey der Plan dieser Abhandlung.

Das Heiligste unter allem, was Menschen kennen, ist Religion. Mit derjenigen Feierlichkeit sey also unsere Nachforschung angestellt, mit welcher wir den Weg zu einem Heiligthum wandeln! Und was ist feierlicher, als der Blick

der Wahrheit? was ist würdiger des Heiligthums, als ruhiges, vorurtheilfreies Forschen? Nur das ist der Vernunft heilig, was sie frei dafür erkennt und verehrt.

Schwierigkeiten im Aufsuchen des Geistes.

Aber wer sieht hier nicht bald eine große Schwierigkeit auf dem Wege dieser Untersuchung? Nur Erscheinungen vermögen wir kennen zu lernen, wer hat je einen Geist gesehen? Und selbst wer ihn glaubt gesehen zu haben, sahe doch nur sein Aeußeres, nur eine Erscheinung. Wirklich können wir auch hier die Analogie des Geistes der Religion mit dem Geist in physischer Bedeutung beibehalten. Denn das Prinzip einer Belehrung und Vorschrift für den Menschen von Religion kann man nur, wie's scheint, aus der Vergleichung dieser Glaubenslehren und Vorschriften kennen lernen. Man sammelt sie als Merkmale, und schließt aus der darinn gefundenen Aehnlichkeit auf ihren gemeinsamen Grund. Aber gesetzt auch, man habe sich der Totalität der Merkmale versichert, wie gefährlich bleibt immer noch ein Schluß von den Folgen auf den Grund? Mißlich, besonders, wenn die Relation des Grundes und der Folgen noch nicht einmal genügt, sondern wenn man auch das wahre Wesen des Grundes wis-

sen möchte! — Wir betrachten die Lehren und Vorschriften, welche irgend eine Religion gibt, und fragen: warum gab sie diese? Ihr wollet uns Antwort geben? nun, so müsset ihr offenbar das Prinzip wissen, wornach diese Religion verfährt. Und woraus wollt ihr es lernen? Ihr meint daraus, daß ihr alle Lehren und Vorschriften dieser Religion zusammen haltet, vergleicht und aus dem gefundenen Aehnlichen auf dieses Prinzip schließet. Aber woher seyd ihr nun gewiß, daß ihr hiedurch den wahren Grund gefunden habt, woraus alles, was diese Religion verlanget, erklärt werden kann? Gehört nun ferner das auch zu den Merkmalen der Religion, was für Gefühle sie wirkt; so wird es euch schwer halten, diese Gefühle darzulegen, ohne in Deklamationen zu gerathen, welche nur aus eurer Art zu fühlen fließen, und wobey Andre vielleicht entweder kalt bleiben und sich keine Vorstellung zu machen wissen, oder, in's Schwärmerische hingezogen, den Weg der ruhigen Forschung verlieren. Nur zu leicht wird das Subject da, wo hervorzubringende Veränderungen in demselben in Anschlag kommen, mit dem Object, dem Wesen der Ursache, welche diese Veränderungen hervorbringt, verwechselt. Ja noch mehr! Wir verlangen das Prinzip, worauf die Erklärung von der wahren

Religion überhaupt beruht und woraus sich beurtheilen läßt, wie Religion beschaffen seyn müsse, wenn sie die wahre seyn soll. Welche der vorhandenen gibt nun die Data hiezu? In welcher ist das richtige Prinzip zu finden? Viele Religionen gibts und gabs auf Erden. Wie vielerley sind nicht die Erscheinungen der Geister, welche Menschenkinder erblickten! in welcher sollen wir den wahren entdecken? — oder erblickte ihn je ein Erdensohn? Ganze Nationen der jetzigen Länder und der Vorwelt — hört sie nur an — sie meynen ihn erblickt zu haben! Und doch wie verschieden ist die Gestalt, welche sie sahen! Bald lieblich in Rosendüfte gehüllt, bald fürchterlich aus Donnerwolken schreckend! Welche sahen ihn recht, und was war sein Kennzeichen, daß auch wir hingehen, ihn schauen und ihm huldigen?

Ist er es, welcher aus der grauen Nacht des Alterthums hervorsteigt? Kindereinfalt strahlt von seiner Stirne aus Silberlocken hervor; aber blutige Grausamkeit fließt von seinen in Eingeweiden der Thiere wühlenden Händen. Mit mehr als natürlicher Kraft blickt sein Auge gen Himmel, und sieht den Einzigen, den Gott der Götter; aber fest hangen seine Füße an der Erde — der Lieblingsgenuß seiner Sinnen ist Erdengut. — Er wägts nicht, über Erdenie-

ben hinauszublicken. Er schaut den Gerechten und opfert ihm als seinem Beglücker; aber er hält ihn nur für seinen Gott, sich für sein einziges Kind. Er zittert mehr vor ihm, als er ihn liebt. Nicht alle liebt er, nein, er hasset manche seiner Brüder. Nie vermag er sein Herz in die reinsten Töne der unendlichen Liebe hinaufzustimmen. Ist er der Sohn des Himmels selbst, oder ist er sein Vorläufer, bestimmt, die rohere Masse des Menschensinnes aus dem Gröberen zu bearbeiten?

— Oder ist es jener, mit dem unbiegsamen Wuchs, der fest, wie das Grundgebirge der Erde, an dessen äußerstem Ende er aufwuchs, immer derselbe, seit Jahrtausenden derselbe bleibt? Unverändert steht noch sein zwangvolles Angesicht, von keiner reizenden Farbe der Natur durchdrungen. Weinen kann er nicht — welche widersprechende Züge! Er spreitet Licht aus, und gießt Dunkel darüber; er will den Himmel offen und darinn den Einzigen zeigen, und dann schlägt er den meisten auf den Augapfel, daß sie nichts oder Ungestalten erblicken. Er verwirrt seine Verehrer in einen Schwall von künstlichen Worten, und gebietet ihnen ewiges Stillschweigen. Ihr Herz bleibt kalt und schlägt weder zur Rechten noch zur Linken, und so gehen sie noch Jahrtausende eines ernsten

Ganges fort. Sie lieben nicht und sie hassen nicht ihre Brüder, die außer ihrer großen Kunst- und Naturmauer wohnen. Er hat ihr Herz, so wie ihr Land, zu einer Veste gemacht. Denn ihr ungeheures Reich bleibt jedem Fremden verschlossen. Kann der jener himmlische Geist seyn?

Oder ist es vielleicht sein Nachbar, wohl nicht so alt, wie er, aber übrigens von ähnlichen Zügen. Er ist schreckend mit dem Donner eines Brama; er gleicht dem Nachtraben mehr, als dem Adler, und speiet Finsterniß aus über den größten Haufen seiner Verehrer. Er setzt sich auf lodernde Holzstöße, und heult grausenvolle Triumphlieder bey der jungen liebevollen Wittwe eines sklavischen Mannes, welche die lechzende Flamme verzehrt. Er verhärtet das Herz der Menschen gegen Bruderliebe, wenn er auf der andern Seite es gegen Vieh unzeitig erweicht, und dem Ungeziefer Hospitäler baut. Er wähnt, das einzige Urwesen gefunden zu haben; aber keine ewige Weisheit kennt er, sondern eine überall lebende Materie in das Dunkel des Inneren, welches die Natur ewig verschlossen hält, eingehüllt. Kein froher Blick über das Menschenleben hin, sondern Wahn eines dunkeln Labyrinths durch thierische Naturen hindurch! — Und doch rühmt auch er sich

himmlischen Ursprungs. Mag ers wohl seyn?

Oder ist es der, welcher im benachbarten Lande einem alten Volksstamm erscheint? Unzugänglich ist sein Heiligthum für Andre. Er scheint Licht zu seyn, ihm brennen ewige Feuer; aber doch ist alles nur Schatten. Seine Verehrer sehen geblendet nur Irrwische, und wissen wol selbst nicht, was sie sehen. Ihnen selbst muß es vor ihm ekeln, wenn sie andächtig auf sein Gebot den Urin vom Vieh einschlürfen. Sehen sie noch, was Zoroaster sah? oder irrte auch dieser und seine Anhänger mit ihm?

Neben ihm erscheint ein anderer in hellerem Lichte; seine Strahlen werden auch weithin gesehen. Mit der einen Hand zeigt er gen Himmel, nach dem Allah, dem Allherrscher, und lehrt himmlisch denken, lehrt jenseits dieses Lebens ihm näher emporsteigen. Aber mit der andern Hand deutet er auf die Erde, greift gebieterisch nach Ländern, und winkt sinnlichen Genuß, und verunreinigt damit den Himmel. Er befiehlt Waschen des Körpers, aber er begünstigt das Besudeln der Seele in viehischen Wollüsten. Er läßt Wallfarthen nach einer heiligen Stätte anstellen; aber das Annähern zur Tugend verhindert er durch die Fesseln eines blinden Verhängnisses. Er gebietet Liebe, aber

er gebietet sie nur. Denn er ist Anführer zum Hassen, zum Martern und zum Morden der Menschenbrüder. Kann dieser Geist, den Mahomed zeigt, der ächte Sohn des Himmels seyn?

Früher als er und weiterhin strahlte im einfachsten Lichte, und doch heller, als alle, im Glanze der Sonne, und doch nicht blendend, eine seraphische Gestalt. Man schaute ihn durch und durch, diesen Geist, und alles war Licht. — Die Farbe, die ihn umfloß, hinderte es nicht — es war das sanfte Morgenroth mit Lilienweisse durchwoben — es war die entzückende Farbe der Liebe. „Blicket gen Himmel," rief er; und alle die blickten, sahen, und sahen immer heller und deutlicher und gewisser — sie sahen den Einzigen, Ewigen, Allgerechten, Allerbarmer; sahen die seligste Unendlichkeit, und — doch, was soll ich vieles nennen, was sie sahen? — Alles war Eins, und dies Eine war ihnen Alles.

Er brüstete sich nicht stolz und verfolgend gegen die anderen Geister der Religionen; aber im Gefühl seiner Würde rief er, was kein andrer wagte zu rufen: „Kommt Menschen, sehet und prüfet! prüfet die Geister, prüfet auch mich genau; erkennet, wer ich bin, erkennt, ob ich bin der Geist des Himmels, dem ihr huldigen sollt, durch den ihr gut, durch den ihr

selig werdet?" — Und die Menschen, welche kamen und sahen, erblickten an ihm eine himmlische Gestalt. Je mehr sie ihn prüften, desto himmlischer fanden sie ihn, desto genauer erkannten sie ihn. Je mehr sie ihn erkannten, desto gewisser hielten sie ihn für den ächten Geist des Himmels. Bald huldigten sie ihm, und welche ihm huldigten, fühlten, daß sie durch ihn gut und würdig wurden; und welche sich durch ihn gut und würdig fühlten, empfanden bald innere Ruhe. Für die Zukunft — da sahen sie mit felsenfester Zuversicht eine unendliche und unnennbare immer wachsende Seligkeit. Das Herz seiner Verehrer hatte nur ein Gefühl und einen Grundton; in ihm lagen alle andre. Diesen Grundton nannten einige Freiheit, andre Pflicht; dieses Gefühl, in welches er erklang, war Liebe — Liebe gegen den Unendlichen, Liebe gegen die Abdrücke des Unendlichen — Liebe gegen Alle. In einer Liebe liebten sie Alles. War dieser Geist der ächte Sohn des Himmels, war er der Geist wahrer Religion? — Aber nicht alle, die ihm huldigten, sahen ihn in einerley Gestalt.

Manchen schien er gar nicht zu den Menschen sich herabzulassen. Sie verachteten stolz die Menschheit, und ihr verachtender Stolz

ward

ward oft Haß gegen die Brüder. Sie wollten sich zu ihm hinaufschwingen, sahen aber nicht den hellen Strahl, welcher bis auf die Erde reicht, und auf dem sie sich allein erheben konnten. Nein! sie zündeten Lampen an, oft von stinkendem Oel; sie gingen irre, und verlohren sich schwärmend in die traurigsten Einöden. Denn sie flohen öfters die Brudergesellschaft; von ihrem Rücken floß Blut, durch schmerzhafte Geiselhiebe, weil sie Fleisch und Blut für Eigenthum eines furchtbaren Wesens, eines Fürsten der Finsterniß hielten. Die Unglücklichen! sahen sie wohl recht?

Andre wähnten ihn auch zu sehen. Aber sein wohlthätigster Strahl der allgemeinen Bruderliebe und Duldung traf sie nicht. Sie sahen einen andern Geist, dem sie huldigten, ein abscheuliches Phantom! Es spire Haß aus über alle, die es nicht sahen. Es verfolgte alle, die ihm nicht folgten. Es blitzte tödtende Bannstrahlen nieder auf alle, die ihm nicht opferten. Es nährte sich vom Fett gebratener Menschen, sog seinen Bauch dick von ihrem Blute, berauschte sich in dem edlen Saft ihres Gehirns, und ruhte dann auf Leichen von Tausenden — heulte, brüllte dann Hymnen der Gottheit in abgerissenen Tönen des Schuhus.

— Ein gräßlicher Anblick! Weg das Auge von ihm! Oder glaubt ihr, daß die recht sahen, welche in diesem Ungeheuer den göttlichen Seraph zu erblicken wähnten?

Wieder Andre meinten jenen Göttlichen zu sehen, wie er nur fordre, daß sie die Hände zu ihm aufreckten. Aber ihr Herz ließen sie sich durch keinen erwärmenden Strahl der thätigen Liebe beleben.

Und Andre sahen wieder anders. — Was soll ich sie alle nennen? Sieht am Ende nicht beinah Jeder eine andere Gestalt? — Ist darum die Gestalt eben so oft verändert? Oder liegt es nicht vielmehr an dem Auge, an der Sehkraft eines Jeden? Mag sich doch wohl Mancher sein Auge verrücken, wohl Mancher die Sehkraft durch innere Unreinigkeit verderben, wohl Mancher sich durch die hartnäckigste Verstockung gegen das wohlthätigste Licht unempfindlich machen. Alle sind Menschen, und sie ist und bleibt dieselbe göttliche Gestalt!

Aber welches ist sie? woran sollen wir sie kennen, woran sie prüfen? wie sollen wir sie sehen, und wo ist der Probierstein, ob unsere Augen recht sehen?

Diese kleine Ausschweifung sieht zwar dichterisch aus; enthält aber philosophische Wahrheit. Wir suchen nemlich das Prinzip, wel-

ches einer wahren Religion zum Grund liegt, und welches ich als die Bedingung von der Aechtheit einer Religion erkennen muß. Dieses a posteriori zu finden; würde uns unauflöslichen Schwierigkeiten aussetzen, wegen der Verschiedenheiten der Religionen. Sollten wir alle Länder durchreisen, und alle verflossene Zeiten durchblicken, um die Religionen kennen zu lernen, und die wahre herauszufinden? — Jede giebt sich dafür aus; welcher sollen wir nun glauben? Vielleicht möchte der Weg a priori besser gelingen; vielleicht finden wir in unserer Vernunft das Licht, welches uns den Geist wahrer Religion sichtbar macht! — Ihr glaubt ihn nur durch Offenbarung zu sehen, und haltet vielleicht die Vernunft, welche ihn durch ihr eignes Licht zu entdecken gedenkt, für frevelhaft? — Nur darum bitte ich euch, beschuldiget uns deswegen nicht, als ob wir eine höhere Offenbarung im mindesten weniger, als ihr verehrten, bevor ihr unsre nähere Erklärung vernommen habt. —

Bestimmung des nächsten und sichersten Wegs.

Unsre Ueberzeugung von der Wahrheit eines Dinges, daß wir sagen können: das ist es;

kann auf zweierlei Art bewirkt werden. Einmal wenn uns jemand, der unser Zutrauen besizt, davon versichert; fürs andre, wenn wir in uns selbst den Grund finden, wornach wir die Merkmale des Dinges betrachten, sein Wesen erkennen, und von der Wahrheit desselben, daß es das sey, was wir suchen, überzeugt werden.

Wer z. B. einen Erzieher annimmt, wählt ihn entweder auf die Empfehlung eines einsichtsvollen Freundes, oder, sofern er ihn selbst zu beurtheilen weis, prüft er ihn durch eigne Einsicht nach seinen Eigenschaften. Nun fragt sichs, auf welche Art wir von dem Geist der wahren Religion überzeugt werden können und müssen, ob von aussen, oder von innen? Sie glauben: von aussen, d. h. durch die Versicherung eines andern einsichtsvollen Wesens? — Das könnte doch wohl niemand anders, als Gott seyn, der Allwissende, für welchen nur allein ein unbedingtes Zutrauen würde erfordert werden können, und dann wäre alles weitere Prüfen schon Sünde. Das wäre also die wahre Religion, welche Gott offenbarte? Gut! — Allein mehrere Völker geben verschiedne vor, wovon wir nur einige vorhin bemerkten; jedes glaubt im Besitz der wahren zu seyn? — „Gott selbst giebt uns Versicherung davon durch Zeichen, welche man Wunder nennt.“ — Nun,

auf die augenscheinlichsten Wunder sey denn diese Versicherung gegründet — man glaube sie! — aber so blindlings darum glauben? ohne Prüfung des inneren Gehalts glauben? ohne zu sehen, ob der Geist, welcher mir gezeigt wird, auch in einer würdigen Gestalt erscheine? — Ich weis nicht, was mir dabey so hart fällt. Wie? wenn nun der Geist, welcher sich göttlicher Beglaubigung rühmt, von Blut triefte, und Bruderhaß nährte und athmete? Wie, wenn jenes scheusliche Phantom, das auf gemordeten Leichen Hymnen heult, für einen Gottgesandten Geist bestätigt würde? — Nein ich zittre! Ehrfurcht gegen Gott fordert es auch, seinen Winken zu glauben; aber Ehrfurcht fordert es mehr noch, nur das, was seiner würdig ist, zu glauben.

Nimm an, Gott hätt es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frei zu stillen;
Nimm an, Gott ließ den Undank zu,
Den Frevel, dich zu kränken,
Den Menschenhaß — was würdest du
Von diesem Gotte denken?

Wie? wenn nun mit einem unleugbaren Wunder der Himmel sich öfnete, ein Buch fiele herab, und darinnen stünden leserlich die Gese-

te: „Mensch! opfre Menschen deinem höchsten Beherrscher — würge die anders Glaubenden!“ — und dergleichen schreckliche Befehle mehr; was würden wir dann thun? Um des Wunders willen glauben? oder um der Schändlichkeit willen nicht glauben? — Ich mag nicht weiter daran denken. Es wird mir grade so, als wenn ich mir die schreckliche Lage denke, daß ein zärtlicher Sohn, weil die Pflicht es beföhle, entweder seine geliebte Mutter mit den ärgsten Martern morden — oder als ein Pflichtvergeßner mit ewiger Verwerfung gequält werden sollte. Er soll wählen. — Doch wer mag sich ängstigen mit Vorstellungen von den entsetzlichsten Verlegenheiten, welche doch nie zu erwarten sind! Genug, ich fühle das deutlich, daß ich einen Geist mit unwürdigen Zügen nie für den Geist der wahren Religion erkennen würde, und wenn auch alle Engel ihn als solchen priesen, und wenn auch alle Himmel sich bewegten, sich ihn durch Wunder als solchen zu beweisen.

Ueberdas, wenn wir einem Wunder glauben wollen, so setzt das erst den Glauben an einen Gott, also ein wesentliches Stück der Religion, voraus. Denn Religion wird ja gewöhnlich durch die Verehrung des höchsten Wesens definirt. Nun fragt sichs: ist jene Erkenntniß

vom höchsten Wesen durch Offenbarung entstanden, oder nicht? Wer ersteres bejahen wollte, würde sich in einem Zirkel herumtreiben, wobei er immer wieder auf die unbeantwortete Frage stieße, woran denn eine Offenbarung als unbezweifelt wahr erkannt würde? Also müßten wir den andern Theil von jenem Dilemma bejahen, man werde nicht durch Offenbarung, d. i. von aussen her, von der Aechtheit des Geistes wahrer Religion überführt. So muß es denn ein inneres Merkmal geben, welches unsere Vernunft aufstellt, mit welchem sie die verschiedenen Geister vergleicht, und das ihr den wahren entdeckt. Wohlgemerkt: Etwas muß wenigstens in der Vernunft zum Grunde liegen, etwas muß wenigstens zur Prüfung jenes Geistes a priori erkannt werden, wenn auch gleich nähere Bestimmungen seines Charakters a posteriori von aussen her offenbaret seyn. Gesetzt auch, es glückte der Vernunft nicht, positiv das Wesentliche vom wahren Religionsprinzip zu ergründen, so gäbe sie doch wenigstens negative Merkmale, die Conditio sine qua non, an die Hand. Denn Etwas, wie gesagt, muß doch zu dieser Nachforschung im Innern der Vernunft liegen. — Also wenigstens das Negative; vielleicht aber auch noch mehr. Ein Beweis blos allein von aussen möge auch immer

hin für die Menschen gelten, welche nicht prüfen können. Der unkultivirtere Theil der Nationen wird auch durch ihn meistentheils geleitet. Daher jene Religionen voll irrigen Wahnes, wobey man nicht weis, ob man mehr den Unsinn der Hirngespinste, oder den Zwang des Aberglaubens in vernünftigen, freien Geschöpfen anstaunen soll.

Wem es aber um Prüfung zu thun ist — und das ists uns doch wohl? — der muß auch einen Probierstein haben. Die Heiligkeit der Religion kann sie der strengsten Prüfung nicht überheben; denn ohne leztere wird die erstere noch gar nicht für heilig von vernünftigen Wesen erkannt werden. Ich bin Mensch; die Religion ist für Menschen, für Menschensinn, für Menschenvernunft. Diese hat die ersten Rechte, nach ihren Gesetzen zu prüfen. Wenn auch eine Offenbarung für die heiligste gehalten wird, so muß Menschenvernunft sie doch zuvor dafür erkennen. Oder das Denken müßte ganz und gar verboten werden. Welch ein Verbot! hieße das nicht, das denkende Wesen, den menschlichen Geist, ganz und gar zerstören? Doch es sey auch einmal wirklich der Fall, daß ein vernünftiger Geist einem Verbot, über etwas nachzudenken, folgte, so kann doch dieser Gehorsam nicht durch Zwang bewirkt werden.

Nur eigne Folgsamkeit, freierwählte Fügung unter das Verbot, kann ihn dazu bringen, und diese setzt vorhergehendes Ueberlegen, Prüfen nach eignem System, voraus. Unmöglich nimmt die Vernunft etwas an, das ihr widerspricht; sie läßt sich in ihrem Fortschreiten nicht gern hindern, und was sie einmal nach ihrem System mit Ueberzeugung der Wahrheit herausphilosophirt hat, davon läßt sie sich durch keine Kräfte des Himmels und der Erden abwendig machen. Mißlich stehts mit der Religion aus, welche vor dem innern Licht der Vernunft nicht bestehen kann; — sie fliehe mit dem Aberglauben und allen Ungeheuern seines unseligen Gefolges in das Reich der Finsterniß hinab! — Heil dem Geist der Religion, welchen die Vernunft, in ihrem freien Gebrauch, nach dem natürlichen Fortschritt ihres Systems, entdeckt, für himmlisch erkennt, und ihm huldigt! Ihm ist seine Würde gesichert, und der majestätische Thron in den Herzen der Menschen geheiligt. Eine Sicherheit, eine Achtung, welche ihm alle Schwerder der Welt weder zu geben, noch zu rauben im Stande sind? Ist je ein Beweis von aussen, welcher etwa, ohne Prüfung des Inneren, vorher in die Augen fällt, sprechend für die wahre Würde des Geistes einer Religion; so sind es die Worte, welche er selbst mit eben

so viel Freimüthigkeit als Bescheidenheit den forschenden Menschen zuruft: „Prüfet die Geister — prüfet alles, und das Beste behaltet!“

So wahr ist es also, daß schon a priori, schon in unserm Inneren, Merkmale gegeben werden, wornach wir den Geist wahrer Religion erforschen und richten. Ohne diese aus der Vernunft erfolgte Billigung wird er verworfen. Ein Licht, welches uns von aussen gegeben wird, muß erst durch das innere Licht als ein Licht gesehen, als ein wahres erkannt, und vom Irrlichte unterschieden werden. Findet nicht eben dieses Gesetz in unsrer physischen Sehkraft statt? Was hilft der helleste Lichtstrahl, welcher die Gegenstände aufs deutlichste darstellt, wenn kein Auge ihn auffaßt? Und, wie kann ein Auge ihn auffassen, wenn der Sehnerve nicht belebt ist? Nur dann, wenn etwas ist, welches durch das Auge sieht, nur dann ist die äusserliche Erleuchtung der Gegenstände nützlich.

Auch auf diesem Wege entdecken sich Hindernisse.

Eben zeigten wir, daß nothwendig in der Vernunft des Menschen ein Mittel zur Prüfung des Geistes wahrer Religion zum Grunde

liegen müsse, ohne welches gar kein Anerkennen seiner Aechtheit statt finden könne. Kein Beweis von aussen ist für sich hinreichend; ein innerer muß wenigstens hinzukommen. Wie nun? wenn wir diesen nicht ausfindig machen könnten, und unauflösliche Hindernisse auch diesen Weg, a priori den Charakter jenes Geistes zu finden, unzugänglich machten? Woran sollten wir uns dann halten? wornach dann prüfen? Unglückliches Menschengeschlecht, das, ein Spiel der Einbildungskraft, von Erscheinungen und Phantomen, welche man für wahre Geister hielte, hin und her gerissen würde! — Dann wärst du ein Sklav von der Tyranney schwerbrütender Köpfe, wärest verkauft unter Hirngespinste und Schwärmereyen, welche das heisseste Strudelgehirn unter dir ersann oder erträumte? Ihr Völker wäret noch glücklich, deren roher Naturstand und unseliges Priesterthum Unwissenheit zur Tochter erzeugte. Ihr wäret noch glücklich bey euren Grausamkeiten und Martern; sähet noch glücklich eure steifen Götzenbilder an; noch glücklich erblicktet ihr eure Schwestern lebendig gebraten; noch glücklich berauschtet ihr euch im Harn eures Viehes; noch glücklich ließet ihr euch vom blinden Verhängniß erdrosseln; noch glücklich kennetet ihr nichts, als eure Fetische, Scheidane, Schamane, Catnas u. s. w. noch

glücklich zerfleischtet ihr eure Rücken, noch glücklich umgäben euch die Greuel der Menschheit oder vielmehr der Hierarchie! — Aber du armes Völkchen, das du dann die andern überblickest, du mögest dann seufzen über deine Kultur und Aufklärung! Dein Elend wäre unabsehlich! Denn du solltest nun wählen unter den Religionen auf Erden, ein inneres Bedürfniß treibt dich dazu, und du könntest doch nicht wählen! Bey jeglicher müßtest du wagen, in Irrwege auf ewig verführt zu werden, müßtest jede für Wahn halten; denn wo wäre das Licht, welches dich leitete? Und wo wärest du sicher, diesem Licht zu trauen, wenn die Sehkraft dir fehlte? So gewiß dieses Unglück dem aufgeklärteren Theil der Erdenbewohner zu Theil werden würde, wenn es gar kein Merkmal der Vernunft gäbe, wornach sie die Aechtheit einer Religion und ihres Prinzips beurtheilte: so ruhig fühlen wir uns doch in dem Augenblick, da wir dieses Elend uns vorstellen. Es ist eben, als wenn eine innere Stimme uns zuriefe: das habt ihr gar nicht zu fürchten!

Aber worauf gründet sich diese Stimme? Denn wirklich zeigen sich große Hindernisse, wenn wir a priori ein Prinzip der Religion aufstellen wollen. Es muß doch ein allgemein gültiger Grund seyn, sonst wäre er nicht a priori

gegeben. Nun sehe man aber die widerstreitende Systeme unter den Menschen; und zwar grade unter ihrem denkendesten Theile. Bald beweisen sie, daß ein Gott sey, bald beweisen sie, daß keiner sey. Jene führten tiefgedachte Gründe an, daß es einen lebendigen Gott gebe, jene setzen dafür eben so scharfsinnig eine leblose Materie; andre behaupten einen leblosen Gott, noch andere eine lebendige Materie. Man darf nur an den Fatalism Epikurs, an den Pantheism, Idealism, Skeptizism und Spinozas System denken, um überzeugt zu werden, daß die menschliche Vernunft schon alle mögliche Entscheidungsarten über das Daseyn Gottes auf spekulativem Wege versucht habe. Da aber das Daseyn Gottes nothwendig zur Religion erforderlich ist, so scheints, als müsse diese durch jene widereinanderlaufende Systeme stehen und fallen. Also was sollen wir thun? Irgend einem derselben beypflichten? — so hätten wir denn mit den andern zu kämpfen, und wer weis, wer dann siegen würde; denn das Schlimmste ist eben, daß jede Parthey ihres Siegs gewiß zu seyn glaubt, und keine kann doch besiegt werden, da jede in ihre eigne Prinzipien verschanzt ist, woraus sie sich nimmer vertreiben läßt. — Wie ungewiß würde es daher mit der Religion aussehen, welche sich auf die Anhänglichkeit eines

dieser Systeme gründet! Menschen haben sie behauptet; ich bin ein Mensch, und die menschliche spekulative Einsichten sind wandelbar; ich könnte vielleicht, so sehr ich jetzt einer Parthey treu bin, noch einst von einer zur andern überlaufen; wer ist mir Bürge dafür? Wehe dann meiner Religion! Auch ihr Geist wäre in seinen wesentlichsten Zügen der Wandelbarkeit unterworfen, könnte gar verschwinden, und das kann ich mir nicht ohne Schaudern denken; denn sie ist mir das Heiligste. In ewiger Unruhe zu schwanken, wäre dann das Loos des Philosophen! — Erfahrungen aller Zeiten stellen ja auch solche Unglückliche dar.

Und doch ists uns so ruhig bey näherer Durchschauung dieser Systeme. Es ist, als ob wir uns alles Streites des spekulativen Gebrauchs der Vernunft überheben könnten, während daß der praktische, welchen die Religion erfordert, seinen ruhigen Gang fortschreitet. Der beste Rath also ist, wir prüfen vorher die spekulative Vernunft, um zu sehen, in wiefern jene innere Stimme Macht behalte; wir halten unser Erkenntnißvermögen und dessen Prinzipien, um deren Betrachtung und Bestreitung es eben bey jenem dogmatischen Streite gilt, an eine scharfe Kritik. Eine kritische Untersuchung unseres Erkenntnißvermögens kann nur

allein über die Zulänglichkeit desselben entscheiden. — Nun sey es uns hier erlaubt, nur die Resultate dieser Kritik flüchtig anzuführen. Von dem Uebersinnlichen vermögen wir schlechterdings nichts zu erkennen, also über das Daseyn eines Urwesens der Dinge können wir spekulativ gar nicht entscheiden. Theoretische Theisten und Atheisten und dogmatische Skeptiker, und alle andre dogmatische Partheyen irren sämtlich darinn, daß sie Prinzipien zur Entscheidung über das Uebersinnliche annehmen, zu welchen doch Menschenvernunft nimmermehr befugt ist.

Wie? Ihr ereifert euch über eine Kritik, welche alle diesen Prinzipien, und mit ihnen alle dogmatischen Systeme der reinen Philosophie, und mit ihnen auch sogar die spekulativen Beweise für das Daseyn eines Gottes umstößt? — Ihr nennet sie frevelhaft? — Und eben dieser Eifer ist eine Bestätigung für das endliche Resultat der Kritik — daß das Herz, daß der praktische Gebrauch der Vernunft darüber entscheiden, und über den spekulativen sich erheben könne. Denn ihr nennt die kritischen Angriffe auf euren spekulativen Beweis bös und frevelhaft; damit sagt ihr ja eben, daß der Wille daran Theil habe, dem nur diese Prädikate zukommen, dem nur allein Vorwürfe kön-

nen gemacht werden. Der spekulative Gebrauch arbeitet immer fort, bauet Schlüsse auf Schlüsse, läßt sich durch keine Macht hindern — und wie nun, wenn ein frevelhaftes gefährliches Gebäude endlich aufgeführt dastünde? — Desto besser denn, daß ihm alles Bauen da versagt ist, wo nur praktische Prinzipien zu einem Gebäude und Grundpfeilern dienlich und allein würdig sind.

„Aber der physikotheologische Beweis spricht doch selbst für die gemeinste Menschenvernunft so vernehmlich?" — Es ist wahr, sein Werth ist entschieden, und das Werk eines Reimarus unsterblich. Aber eben die kritische Untersuchung des Erkenntnißvermögens lehrt, daß es ein unglücklicher Versuch seyn würde, wenn blos die spekulative Vernunft dabey entschiede, und sich die praktische nicht einmischte, und dadurch ihn zum herrlichsten Beweise erhübe. Wir müssen freilich aus den Zwecken der Dinge, welche die Natur so offenbar unsern Augen darlegt, auf eine verständige und mächtige Ursache schließen — aber ist sie darum auch allwissend und allmächtig? Dieses zu bejahen, müßten wir ja selbst die ganze Natur kennen und selbst allwissend seyn. Hat wohl nicht menschlicher Stolz viel Antheil an solchen spekulativen Behauptungen?

gen? und ist es nicht eben dieser, welcher über die Zurückweisung derselben so kläglich jammert, und umsonst die Decke einer heiligen Wahrheit vorzieht? Von den sogenannten moralischen Eigenschaften Gottes könnten wir gar nichts aus der Beobachtung der Natur schließen, wenn nicht unser praktisches Vernunftvermögen, indem es unsre moralische Natur als Endzweck erklärt, der Idee der Allweisheit des höchsten Wesens Sanktion gäbe. Warum ist also der physikotheologische Beweis so sprechend und bündig? — weil zu den Prinzipien der spekulativen Vernunft sich ein anderes aus der praktischen, das allen Menschen so nahe liegt, daß sie es fühlen und finden können, beimischt.

Die Kritik hat uns also jene Hindernisse weggeschaft, und einen freien Weg eröfnet, worauf es uns besser glücken wird, zum Tempel der wahren Religion zu gelangen, worinn wir ihren Geist schauen werden.

Der Weg eröfnet sich, und ist würdig zum Heiligthum zu führen.

Es ist eine glückliche Lage, welche wir der Kritik der Vernunft zu verdanken haben, daß sie alle Widerstrebungen eitler Spekulationen, welche unsern Weg hindern würden, auf ein-

mal niedergehauen und vernichtet hat. Wir sind also auf den praktischen Gebrauch der Vernunft gewiesen. Noch einen Versuch möchte die Spekulation hier wagen, und diesen Gebrauch dadurch hemmen, wenn sie bewiese, daß wir nicht frey handeln könnten. Aber siehe da! auch dieser Versuch ist auf ewig vereitelt! Schon lange ließ sich der gemeine Menschenverstand durch die künstlichsten Systeme der Deterministen nicht irren, wenn sie die Freiheit ihm absprachen. Nun lasse ich mirs so wenig, wie gewiß jeder, welcher die Kritik studirt hat, nimmermehr absprechen, daß ich Freiheit habe. Wir verweilen uns nicht weiter hierbey, denn mit dem, der darinn noch nicht seine Grundsätze berichtigt, oder sich selbst verstanden hat, reden wir nicht. Frei ist der Mensch. Diese Idee ist etwa nicht blos negativ; nein, sie hat auch etwas Positives bey sich. Ich finde ein Gebot in mir, das mir niemand von außenher giebt, sondern das ich mir selbst gebe: Du mußt das thun, was Recht ist; gebiete ich mir selbst. Ich soll eine Ursache des zu bewirkenden höchsten Guts seyn, und kann es auch seyn. Das heißt frey handeln; der Wille, welcher so handelt, ist Selbstherrscher, hat Autonomie. Jeder vernünftige Mensch, welcher das unpartheyisch überlegt, wird jenem sich selbst

auferlegten Sollen zu folgen sich verbunden erkennen, d. h. wird denken, daß er deswegen auch folgen wolle, weil er solle. Sofern er nun nicht durch Neigung und andre Triebfedern bewegt wird, so wird er wirklich das Wollen, was er soll, und zwar wird er es darum wollen, weil er soll, d. i. weil er es für Pflicht erkennt. Alsdann handelt er der Sittlichkeit gemäß, handelt gut. Ließe er aber anderweitigen Triebfedern Macht über seinen Willen, so stünde er unter einem andern Gesetz außer ihm, wäre Sklav, lebte unter Heteronomie. Alsdann fragt sich aber, ob er sich freiwillig unter jenes Gesetz begiebt oder nicht? Ist lezterer Fall, so handelt er durch Neigung oder Leidenschaft hingerissen — er handelt böse. Begiebt er sich aber freiwillig unter ein andres Gesetz, so thut er es ja nach eignem Gebot, weil er es für Pflicht erkennt; die Heteronomie hört auf, er handelt autonomisch; denn seine Unterwerfung unter einen Gesetzgeber außer ihm ist frei. Wie kann er aber diese Unterwerfung für Pflicht halten, wenn er sieht, daß sie seinen erkannten Pflichten widerstreitet? wie kann er freiwillig einen Gesetzgeber erwählen, den er nicht als heilig achtet? und wie kann er ihn heilig achten, wenn er ihm nicht zutraut, daß er die hei-

ligen Gesetze der Vernunft ehren und bekräftigen werde?

Dieses ist jene Stimme, welche laut in jedem Menschen, welcher nicht gar vom Sturm der Leidenschaften herumgetrieben wird, spricht. Diese ist's, welche unser Inneres zur Empörung aufbietet, sobald man ihm einen Gott vorstellt, dem es Verehrung bringen soll durch die Schändung heiliger Pflichten. Diese ist's endlich, welche unsrer Religion Schutz verheißt, wenn sie etwa besorgt, durch spekulative Ideen, welche sie als gewaltsame Heteronomie ansehen müßte, hin und her geschaukelt zu werden.

Oder wie? wenn wir Dämonen, und personificirten Menschen- oder gar Thier-Lüsten Weihrauch streuten? — Göttern, von denen man uns predigte:

Ἀσβεστος δ' ἀρ' ἐνωρτο γελως μακαρεσσι θεοισιν
Ὡς ἰδον Ἡφαιστον διὰ δωματα πιπνοντα.
Ως τοτε μεν προπαν ἡμαρ ἐς ἠελιον καταδυντα
Δαινυντο — —

Setzet den Fall, wir lebten unter dem Despotismus eines Jupiters; er geböte uns, ihm Menschen zu würgen: wir sähen das nun als etwas an sich Böses an, das wir der Pflicht nach nicht thun sollten? Was würden wir thun? Gehorsam leisten, damit der Donnerer uns mit

seinem Blitz nicht darniederschlage? — Dann würden wir aus Furcht, aus Leidenschaft, aus Heteronomie d. i. böse handeln. Jedoch es könnte auch möglich seyn, wie oft der Fall wirklich war, daß wir diesen Gehorsam für Pflicht hielten. Das könnte aber nicht geschehen, wofern wir die gebotene Handlung als unbezweifelt böse an sich ansähen. Wir könnten in Beurtheilung des Gesetzes und des Gesetzgebers irren; und wenn wir dann folgten, so handelten wir ja doch autonomisch und also subjectiv gut. Unterdessen würden wir bey weiterer Aufklärung doch anderer Meinung werden, und jenen Gott mit seiner Verehrung verwerfen. Sollte endlich eine aufgeklärte Vernunft über Religion entscheiden, so müßte nothwendig ihr Urtheil seyn:

wahre Religion ist diejenige, welche nur die Gebote der Sittlichkeit als göttliche Gebote; welche die Vernunft in ihrem freien Gebrauch der sittlichen Güte gemäß, wenigstens ihr nicht widerstreitend, erkennt, als göttlich annimmt, und befolgt.

So hätten wir denn das Heiligthum gefunden, wo der Geist wahrer Religion thronet. Es ist der Tempel der Sittlichkeit. Wir wissen auch schon etwas, woran wir den Geist selbst erkennen. Sein Angesicht strahlt sittliche Gü-

te. Er winkt dem Menschen aus demselben seine Freiheit zu, und läßt ihn seine Sittlichkeit fühlen.

Wir erblicken den Geist der wahren Religion. Seine Grundzüge

Freiheit ist die erste Bedingung der wahren Religion, ihre Conditio, sine qua non. Wie wahr und schön sagt unser Dichter Fischer (deutsche Monatsschr. 1ter B. 1. St. S. 12.)

Aber Fürsten lernt! wo Iberias stolzer Tyrann einst
Finsterniß statt Lichtes gebot, empörten sich Völker.
Wo Theresiens Sohn durch fern gebietendes Machtwort
Licht aus Finsterniß schaffen will, empören sich Völker.

Frei ist des Menschen Geist, und frei sein Glaube. Dem König und dem Bischof nicht zinsbar! — Die Völker wollt ihr erleuchten? Siehe, durch Freiheit steigen sie selbst von Klarheit zu Klarheit. Mit dieser Freiheit ist Sittlichkeit aufs genaueste verknüpft. Von der Sittlichkeit muß jener Geist ausgehen und zu ihr hinführen, sie ist der Thron seiner glanzvollen Majestät.

Wem es noch auffallend vorkommt, daß wir nur deswegen Gebote als göttlich annehmen, weil wir sie sittlich gut, oder wenigstens

unsern Einsichten von sittlicher Güte nicht widersprechend finden, der besinne sich wohl, ob er nicht etwa verwöhnt ist (dieser Ausdruck sey mir erlaubt) durch eine Religion, der er von Jugend auf zugethan ist, deren Gebote der Sittlichkeit dergestalt entsprechend sind, daß man zwischen gut und göttlich keinen Unterschied zu finden gewohnt ist.

Das moralische Gesetz gebietet uns, das höchste Gut zu bewirken. Wer also jenem Gesetz folgen will, hat sich auch vorgesetzt, dieses höchste Gut zu erreichen. Welches ist dieses nun? Die Menschheit zieht uns hin nach Glückseligkeit, und macht sie uns wünschenswürdig, aber die höhere Natur in uns sezt noch hinzu: „nur in sofern wünschenswürdig, als du der Glückseligkeit würdig, d. h. in sofern du sittlich gut bist.“ Beides zusammen in genauester Verknüpfung, Glückseligkeit, unsrer Sittlichkeit vollkommen angemessen, ist also das höchste Gut. Dieses soll ich bewirken; aber ich kann es nur halb. Die sittliche Güte kann ich mir wohl zu eigen machen, aber darum doch den damit verknüpft seyn sollenden glückseligen Zustand noch nicht; dieser steht nicht in meiner Macht. Ich muß also die Erreichung des höchsten Guts entweder aufgeben, oder annehmen: es folge auf die Sittlichkeit angemessenes

Wohlseyn. Nun sehe ich dieses nicht auf jene folgen — also soll ich jene aufgeben? also nicht das Gesetz in mir anhören? also das verwerfen? — Aber laut, laut schreit mirs dann in die Ohren, von Innen, ohne daß ich mir sie verstopfen kann, schreit mirs hinein: „verwirf mich nur — so bist du ein Bösewicht, so bist du ein Nichtswürdiger!“ Unmöglich kann dies ein Mensch, der auch nur wenig moralisches Gefühl hat, gleichgültig anhören. Also entschließt er sich, zu folgen, und demohngeachtet fortzufahren, das höchste Gut zu bewirken, wenn es ihm gleich an seinem Theil nur halb möglich wäre. Aber er muß den Erfolg doch erwarten, daß der Tugendhafte nach dem Maaß seiner Tugend glücklich werde. Sobald er das nicht glaubt, so hört er auf, an Tugend zu glauben, d. h. der Stimme der Sittlichkeit kündigt er alsdann den Gehorsam auf. Glaubt er aber an die proportionirte Glückseligkeit, und sieht doch, daß sie durch seine Kräfte nicht erreicht werden kann, so muß er eine Mittelursach annehmen, welche zugleich auf die Natur wirkt, und sie den vernünftigen Wesen nach Verdienst einrichtet. Glaubt er diese Mittelursach nicht, so glaubt er auch nicht an Tugend. Er glaubt aber demohngeachtet an Tugend; folglich glaubt er ein übersinnliches Wesen, wel-

ches allwissend ist, um die freien Geister nach ihrem Innern zu kennen, allmächtig, um die ganze Natur dem Verdienst dieser Geister angemessen einzurichten, heilig und gerecht, weil es nach moralischen Gesetzen urtheilt, und eben darum auch allgütig und allweise. Ewig muß ferner dieses Wesen auch seyn; und so entdecken wir noch mehrere Eigenschaften an ihm. Dieses Wesen nun nennen wir Gott. Wer also keinen Gott glaubt, der will nicht der Stimme des Sittengesetzes folgen; und wer das nicht will, dem schreit sein Inneres zu: „Du bist ein Bösewicht, ein Nichtswürdiger!" Nein, der will ich nicht seyn; ich glaube einen Gott und halte unverbrüchlich an diesem Glauben. Er ist mir so heilig, als das Heiligste, was ich kenne, so heilig, als das sittliche Gebot der Vernunft.

Wie? ich soll einen Gott darum glauben, weil ich ihn nöthig habe? Kann das Bedürfniß einer Sache ein Beweis seyn, daß sie existirt? Nimmermehr! Gerade dieses Bedürfniß weckt oft die lebhaftesten Zweifel.

Ich bedarf Geld und wünsche es, besitze ich es deswegen auch? — Aber ihr würdet euren innern Werth sehr verkennen, wenn ihr dieses Gleichniß für passend hieltet. Ich glaube nicht einen Gott darum, weil ich ihn mir wünsche,

und mein Vortheil seiner bedarf; sondern deswegen glaube ich ihn, weil ihn die Sittlichkeit erheischet, und die Pflicht seiner bedarf: Ich glaube ihn also aus Pflicht. Ist es unwahr, was der fromme Dichter sagt?

Ihn fürchten, das ist Weisheit nur,
Und Freyheit ists, sie wählen.
Ein Thier folgt Fesseln der Natur,
Ein Mensch dem Licht der Seelen.
Was ist des Geistes Eigenthum?
Was sein Beruf auf Erden?
Die Tugend! was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden.

Und was würde denn auch das für eine Religion seyn, welche sich auf einen andern als praktischen Glauben gründete? — Soll sie von Systemen der tiefern Denker abhangen? — Wehe dann dem größten Theile der Menschen, die von den Widersprüchen der Gelehrten herumgegängelt würden! Wer arm an Geist wäre, würde aller Religion unfähig seyn; nur die Gelehrsamkeit (meistentheils eine sehr zufällige Gabe der Natur des Glücks), würde Anspruch auf Religion machen können. Dann gäbe es Theosophen, und keine Gläubigen. Eine ziemlich unwillkührliche Gemeinschaft mit dem höchsten Wesen, und nicht freiwillige Sittlichkeit, würde einen solchen Geist charakterisiren. Wer stünde

uns auch dann dafür, daß wir nicht gar in Aberglauben der Vielgötterey versänken, und halbmenschliche Wesen, Dämonen, Teufel und dergleichen vergötterten? Götzendienst wäre dann unsre Religion; ja Götzendienst wäre sie immer auch noch dann, wenn wir nur Ein göttliches Wesen glaubten, aber dieses nicht durch moralische Güte, sondern durch Befriedigung menschlicher Triebe verehrten.

Nein, moralisch muß der Glaube seyn, für den Gelehrten sowohl, als für den gemeinen Mann. Jedes vernünftige Wesen muß seinen Gott finden können, jeder Vernünftige muß einen moralischen Gott verehren. Der Irokese, wie der Europäer, ein Leibnitz, wie ein Voltaire, ein Sokrates, wie ein Luther, muß seinen Gott finden können, wenn er nur will, und die Wahrheit durch Lasterhaftigkeit nicht aufhält.

So ist denn der moralische Glaube an Gott ein wesentlicher Zug des Geistes wahrer Religion. Er ist mit moralischer Güte innigst verknüpft; er ist eigenthümlich dem Angesicht, aus welchem Sittlichkeit strahlt.

Laßt es uns noch näher beschauen!

Wir wollen also dem innern Gebot der praktischen Vernunft folgen. Es verlangt völlige Angemessenheit unserer Gesinnung zum moralischen Gesetze, d. i. Heiligkeit. Aber

diese ist Wesen, welche unter sinnlichen Bedingungen ihrer Existenz stehen, nicht möglich; wohl aber ist ihnen Kampf über die sinnlichen Triebfedern, vermehrter Sieg der Vernunft, und Annäherung zur moralischen Vollkommenheit, d. i. Tugend, möglich. Was aber unsre praktische Vernunft durch sich möglich erkennt, das muß sie als eine zu erreichende Wirklichkeit ansehen, wofern sie nicht gar die Foderung des Sittengesetzes, welches dieses Mögliche verlangt, durch eigne Caussalität wirklich zu machen, aufgeben will. Diese aber aufgeben hieße böse und nichtswürdig seyn. Folglich kann ich, ohne böse und nichtswürdig in meinen eignen Augen zu erscheinen, nicht umhin, eine beständige Annäherung zur moralischen Vollkommenheit als reell anzunehmen. Diese Annäherung kennt aber keine Grenzen. So lange ich nemlich ein sinnlich bedingtes Wesen bin, bin ich immer noch weit von jener Heiligkeit entfernt. Der Abstand der Heiligkeit von meiner Tugend ist also unendlich, und eben darum muß ich auch die Annäherung dazu als unendlich annehmen. Da diese nun nicht ohne meine Existenz statt finden kann, so muß ich eine unendliche Existenz, und ein nach diesem Leben noch fortdaurendes ewiges Leben annehmen. Dieses zu glauben, gebietet also zugleich das

sittliche Gebot, und wer dieses anhört und ihm folgen will, d. i. der moralisch gute Mensch, wird auch ohne allen besorglichen Zweifel ein ewiges Leben hoffen. „Aber wir könnten einmal aufhören, sagt man, sinnlich bedingte Wesen zu seyn, und dann wäre kein Fortschritt mehr möglich?“ — Desto besser! Das hieße: der endliche Geist würde zum unendlichen, und gelangte zu einer intensive unendlichen Seligkeit; dieses läßt sich aber freilich nicht denken.

„So sollen wir denn auch dieses künftige Leben und die Unsterblichkeit der Seele ohne Beweis glauben?“ — Mit nichten ohne Beweis, sondern, nur durch einen moralischen Beweis geleitet, sollen wir sie hoffen. Ruhig können wir nun die dogmatischen Kampfspiele der Spiritualisten und Materialisten, deren beider Prinzipien doch unzulänglich sind, ansehen; so sah sie schon lange der moralisch gute Mensch an, und hatte nur den frommen Wunsch, da ihn noch keine Kritik leitete, der Spiritualist möge siegen zum Besten der guten Sache. Aber das Fortbauen der Spekulationen läßt sich nicht durch diesen Wunsch aufhalten; und zum Glück leidet die gute Sache auch nicht so sehr darunter, als es scheint. Was wäre es denn, wenn nur der Gelehrtere unsterbliches Leben hoffen dürfte! — Nein, jeder Sittlichgute, wenn er

auch gleich erst anfängt, es zu seyn, muß es hoffen können. Die Stärke dieser Hofnung muß eben ein Zeichen der moralischen Güte seyn. — Ich kann nicht umhin, hier die erhabenen Gedanken Fischers (aus der Abhandlung: Wo will das endlich hinaus?) anzuführen, welche unter einer gewissen Restriction ganz unsern Sinn ausdrücken:

Wir sind unsterblich, Freunde! — So wahr uns Gott
In diese Seele heisses Verlangen schuf,
Von seinen Wundern mehr zu wissen,
Als uns die Erde mit allen Reizen
Des jungen tausendfarbigen Frühlings zeigt;
So wahr ist kurzes Leben nicht
Der lezte Zweck, zu dem in diesem
Körper die denkende Seele wohnet.

Ja, nur das Hoffen des ewigen Glücks unter moralischer Bedingung ist erlaubt. Sähen wir, so wie die gegenwärtige Sinnenwelt, eben so die zukünftige evident voraus, so würde die unglückliche Ewigkeit des Lasterhaften unnennbar fürchterlich, und die selige Ewigkeit des Tugendhaften unwiderstehlich reizend vor Augen liegen. Entweder grausenvoller Schreck, oder süßer Wonnegenuß würde ewig unser Gemüth erfüllen; — es würde also nur von Neigungen gereizt, von unächten Triebfedern hin-

gerissen werden. Wo bliebe dann die Stimme des Sittengebots? Ungehört würde sie verhallen, auf ewig wäre die moralische Güte verlohren! Thöricht ist die Meinung derjenigen, welche eine gewissere Aussicht in das künftige Leben, Erscheinung der Geister aus der andern Welt, für Mittel halten, das Gute unter den Menschen zu befördern. Gesetzmäßigkeit möchten sie wohl bewirken, d. h. Harmonie der Handlungen mit Gesetzen; aber Sittlichkeit wirkten sie nie, machten sie sogar den Menschen unmöglich. Wer aus Furcht oder aus Neigung zu einem glücklichen Zustande etwas thut, wenn auch gleich die That durch Gesetze geboten ist, der handelt nie moralisch gut, weil er nicht um der Gesetze willen so handelt.

Hier erblicken wir denn einen andern Hauptzug des Geistes wahrer Religion. Es ist der Zug der Hofnung eines ewigen Lebens. Auch er ist ein Lineament in dem Angesicht, aus welchem sittliche Güte strahlt. Dieser Geist verlangt also, daß man eine ewige Fortdauer auch nach dem Tode hoffen müsse; er verbietet aber zugleich alles sinnliche Anschauen dieser Fortdauer. Er verlangt, ich soll darum die Hofnung nähren, um destomehr mich in der Tugend üben zu können. Aber er verbietet aus der Absicht etwas Gutes zu thun, damit ich

ewig selig werde, welches auch ein wahrer Widerspruch seyn würde. Wenn wir nun diese Hofnung mit dem Glauben an Gott verbinden, so erhalten wir folgende Anweisung vom Geist wahrer Religion:

Wenn du tugendhaft bist, so kannst du hoffen durch Gottes Gerechtigkeit ewig selig zu werden; wenn aber deine Tugend noch unvollkommen seyn sollte, so kannst du dich mit der göttlichen Gnade trösten, sofern du zunimmst.

Hingegen verwirft er folgenden Ausspruch der Sinnlichkeit als unsittlich und widersprechend.

„Man muß deßwegen tugendhaft seyn, damit man ewig selig werde; Gott muß mit uns Nachsicht haben, wenn wir unsittlich handeln, denn er hat uns mit Neigung erschaffen."

So hätten wir denn die Hauptzüge jenes Geistes entdeckt, zugleich versichert, daß, wer sie nicht hat, nie der Geist wahrer Religion seyn könne. Denn wir wissen, daß wir den einzigen würdigen Weg zum wahren Heiligthum gewandelt sind. — Wir wollen uns jezt begnügen diese Grundlineamente seines Angesichts geschaut

schaut zu haben; denn das ist zu unserm Zweck hinreichend. Es ist möglich, daß wir auch noch bewundernswürdige Veränderungen seines Angesichts betrachten könnten. Denn seiner ists gar nicht unwürdig, seine Züge gegen die sinnlichschwachen Geschöpfe zu verändern, sie bald anzulächeln, bald mit ernster Miene zu bedrohen, um sie auf der Seite ihrer Sinnlichkeit und Schwäche nur erst zu gewinnen. Aber nie dürfen bey diesem veränderten Anblick die entdeckten Grundzüge seines Angesichts fehlen; allzeit muß es nur Sittlichkeit strahlen; und je mehr er die Menschen bey ihrer sinnlichen Neigung gewonnen hat, desto mehr muß er ihnen doch sittliche Güte zuwinken, und sie zur moralischen Vollkommenheit hinführen.

Der Vernunftglaube ist also ein Vertrauen auf die Verheißung des moralischen Gesetzes. Daher ist es nun ausgemacht, daß derjenige Mensch eigentlich nur ungläubig, mit Vorwurf der Verderbtheit, genannt werden könne, welcher das, was sein sittliches Gebot zu glauben fodert, nicht glaubt. Theoretisch ungläubig seyn, kann keinen Vorwurf geben, sofern der

Wille daran keinen Theil hat. Zeugnisse zu bezweifeln bleibt erlaubt; aber die Maxime haben, überhaupt keinem Zeugniß zu glauben, d. h. ungläubig seyn, verdient Vorwurf, weil auch hier der Wille im Spiel ist. Ohne Beweise etwas glauben, oder die Maxime haben, jedes Zeugniß für wahr anzunehmen, d. h. leichtgläubig seyn, wird nicht gestattet. Ist aber der Mensch gar so leichtgläubig in der Religion, daß er Dinge glaubt, ohne sie nach den heiligsten Zügen des Geistes wahrer Religion zu prüfen, welche vielleicht seinem Wahn widersprechen könnten, so heißt er abergläubig und verdient den schärfsten Tadel. Hiernach läßt sich auch entscheiden, ob Unglaube oder Aberglaube am verwerflichsten sey.

Unglaube ist entweder theoretisch, oder praktisch, oder beides zugleich. Ist er theoretisch, so daß zugleich ein praktischer Glaube dabey statt findet, (welches sehr wohl möglich seyn kann, aber hier der Ort nicht ist zu untersuchen), so hängt er nicht vom Willen des Menschen ab, und nur das spekulative Prinzip desselben ist vor der Kritik der Vernunft verwerflich. Ist aber der Unglaube dabey praktisch, oder auch, bey einem theoretischen Glauben, dennoch praktischer Unglaube, (welcher Fall auch nicht unmöglich ist), so sezt das einen durchaus verderb-

ten Willen voraus, der gar nicht auf die Stimme des moralischen Gesetzes hört, und ist durchaus verwerflich.

Aberglaube kann nicht theoretisch seyn, denn er leidet kein Philosophiren. Er ist also bloß praktisch, und setzt daher einen von Neigungen geleiteten Willen voraus. Durchaus verdorben ist aber dieser doch nicht, denn er hört doch einigermaßen auf die innere Stimme, indem er sich höheren Wesen unterwirft. Die Furcht mag wohl den größten Antheil an dieser Unterwerfung haben; gleichwohl hat aber doch auch die moralische Freiheit einigen Antheil daran, und es ist ihr nicht versagt, daß sie nicht mit der Zeit mehr über die Neigungen siege. Der Unglaubige (welcher es praktisch ist), ist also schlimmer, als der Aberglaubige.

Was aber Aberglaube und Unglaube, an sich betrachtet, für Einfluß auf den Fortschritt der Kultur habe, das kann nur empirisch entschieden werden. Soviel läßt sich indessen von selbst einsehen, daß Aberglaube das menschliche Gemüth, durch Furcht und Einschränkung mancher Neigungen, an Gesetzmäßigkeit entweder gewöhnt, oder Unglauben erzeugen muß. Letzterer gewöhnt entweder an Gesetzlosigkeit und Frechheit, oder erzeugt den reinen Vernunft-

glauben. Dies lehrt auch die Erfahrung. Doch diese Untersuchung weiter fortzuführen, ist hier der Ort nicht.

Ist es denn nun unser Ernst sittlich gut zu seyn? — Wohlan, so laßt uns auch den Verheißungen des moralischen Gesetzes vertrauen, und Glaubige seyn. Laßt uns die Charakterzüge des Geistes wahrer Religion nicht vergessen. Erscheint er uns dann in irgend einer vorhandenen Religion, erkennen wir seine Züge — dann laßt uns auch niederfallen, und ihm huldigen! Wer dann noch zurückbleibt, der vermag nicht vor dem Richterstuhl seiner Vernunft zu bestehen. Er ist verworfen von ihr, verstossen von ihrem Licht, verbannt von ihrer Freyheit, verdammt zu ewigen Ketten der Finsterniß.

Vergleichung einer gewissen vorhandenen Religion mit den Zügen des entdeckten Geistes.

Ja es giebt eine Religion, welche sichs selbst zur Bedingung macht, daß sie auf Freyheit gegründet sey. Freyheit des Menschen bestärke. — Ihr Geist ist der Geist der Freyheit. —

Ihr Zweck ist kein geringerer als die höchste Würde des Menschen, Sittlichkeit, worauf Glückseligkeit folgen soll. Sie nennt das Reich der Sittlichkeit, worunter die edlen Geschöpfe des Allmächtigen und Heiligen sich versetzen können, das Reich Gottes. Darnach sollen sie trachten vor allen Dingen, — so werde alles andere zufallen, und der Durst ihrer Sinnlichkeit nach glückseligem Leben aus der reinsten Quelle gelöscht werden. Ihr Geist ist der Geist der moralischen und physischen Vollkommenheit. Er lehrt uns ringen und streben bis wir hinankommen. Er rührt das Auge des sinnlichen Menschen, daß es zum Throne des Einzigen hinzudringen vermag. Wer lehrte besser den Allmächtigen, Allweisen Gerechten und Allerbarmer erblicken? Und doch läßt diese Religion das in Bewundrung hingerissene Erdengeschöpf fühlen, daß Er in einem Lichte wohnt, zu dem Niemand kommen kann, und daß es nur ausgehende Strahlen zu fassen vermag — gerade die, deren seine Sittlichkeit zur belebenden Wärme bedarf. Der Geist dieser Religion lehrt einen Gott, welcher über alle Sinnen erhaben, und doch ein Gott, ein Urbild der Vollkommenheit für den Menschen ist.

Diese Religion verheißt denen, die in Geduld und guten Werken nach Unsterblichkeit trach

ten, ein mit Preis und Ehre gekröntes ewiges Leben. Kein Leben des thierischen Genusses — sondern Wonne des reinsten Geistergefühls. Unaussprechlich und doch — reizend; belohnend und doch — nur dem Uneigennützigen; der reinsten Tugend Preis — und doch dem Ringenden, der immer noch Schwäche fühle, ein Geschenk, eine Gabe Gottes; antreibend, und doch nicht Bewegungsgrund. Der Geist dieser Religion stärkt uns mit Ahndung jenes Lebens, und läßt uns doch nicht in dasselbe mit Augen hineinschauen; denn

Wir leben hier im Glauben nur;
Das Schauen ist schon Lohn
Für den, der glaubt. —

Wir haben nemlich die Gesetze der Sittlichkeit; die sollen wir hören, und uns dadurch erst vorbereiten. Und der Name dieser Religion heißt? — selige Lehre. Weiter will ich sie euch nicht nennen; ihr findet sie, wenn ihr sie nur finden wollt und forschet. Sie verlanget keine Verehrer, die nicht forschen; und wer sie verehrt, wird inne werden, ob ihr Geist von Gott sey. Denn das ist eben das Bewundernswürdige, das Göttliche dabey, wenn man bemerkt, wie sie die Herzen der Menschen zur Befolgung des reinen Sittengesetzes hinzuziehen weis. Der Mensch ist Mensch, und Handlung

aus bloßer reiner Achtung fürs Sittengesetz ist etwas Uebermenschliches; aber Streben nach dieser Achtung erhebt hoch die Menschheit. Der Mensch ist Mensch, und Handlung aus bloßem Glückseligkeitstrieb ist etwas Untermenschliches (man erlaube mir diesen Ausdruck); bloße Leitung durch diesen Trieb erniedrigt tief die Menschheit. Sie soll aber durch Sittlichkeit aufwärts steigen, nicht durch Sinnlichkeit abwärts gezogen werden. Was thut daher der Geist jener Religion? — er knüpft die Sinnlichkeit mit ihren feinsten Fäden an die Sittlichkeit — er knüpft diese Fäden so eng, er knüpft ihrer so viel an, daß sie in einem festgewobenen Bande anhängt. Und indem sie angehängt ist, leidet sie nur Einfluß von oben, wird verfeinert, und zugleich von ihrer gröbern Masse geläutert und gereinigt. So weiß die Sonne durch ihre zur Erde herabgelassenen Strahlen dort den groben Stoff aufzuziehen, zu verfeinern, und, immer besser geläutert, mehr zu erheben, bis zu dem feinsten Aether und der ihr selbst verähnlichten Lichtmaterie. — Und dieses feine, im Hinaufwinden immer mehr verfeinerte Band zwischen der sinnlichen Natur und der reinsten Achtung fürs Sittengesetz heißt:

Liebe.

Liebe ist immer noch etwas Sinnliches; das innigste Wonnegefühl, der feinste Genuß. Aber liebe nur auch einen bloß sinnlichen Gegenstand; sie wird bald verunedelt werden, diese reinere Empfindung; er wird allmälig zum Thierischen mehr herabgestimmt werden, dieser Geistergenuß. Wir sollen aber Gott lieben nach dieser Religion. Wir sollen? Dieses Sollen ist kein widersprechender Befehl; diese Liebe ist kein Zwang. Wir sollen gern thun, was er verlangt — gern seine Gebote halten — das heißt Gott lieben. Und warum das gern thun? weil es unser inneres moralisches Gesetz befiehlt, indem der Geist dieser Religion Gott als das Wesen aufstellt, welchem die unbegränzteste Achtung gebührt. Nun übernimmt die Religion das innere Gebot der praktischen Vernunft, und sagt: du sollst Gott lieben. Wir erkennen daran das moralische Gebot, und darum ist es uns heilig. Mit dieser Vernunftliebe kann sich nun wohl etwas von menschlicher Neigung, etwa durch Rührung über die göttlichen Wohlthaten, verweben — aber sie soll doch dadurch nicht verunedelt werden. Der Mensch wird nur dadurch gewonnen, von andern Neigungen geläutert, und wenn die rein-

sie davon, die Liebe, noch am letzten herrschend bleibt, durch diese allmälig zur Reinigkeit des Herzens veredelt; denn sie ist eine Liebe gegen Gott. Liebst du nemlich den Geist aller Geister, den Urquell des Lichts und der Vollkommenheit, so liebst du in ihm alles Wahre und Gute, liebst in ihm die Pflicht und das Sittengesetz. In jene reine Achtung wird sanfte Liebe verfließen, und dadurch jenes erhabene Menschengefühl, liebevolle Achtung d. i. Ehrfurcht erzeugen, Ehrfurcht gegen den Allvater und in ihm gegen die Pflicht. Diese Liebe erhebt sich nun in unmerklicher Steigerung, die Tugend zur Heiligkeit. So zerfließt die Farbe der Tugend und des Himmels aus dem lieblichen Blau, das die Erdenbewohner in der heiteren Frühlingsluft erblicken, nach dem Sonnenwege hinaus in reinere und reinere Klarheit bis zu dem hellesten Licht, das den Sonnenbewohner durchdringt.

Der Geist jener Religion ist der Geist der Liebe.

Lernt ihn kennen, so werdet ihrs besser fühlen, als es eine Feder in todten Buchstaben hersagen kann, wie sicher, wie leicht und wie glücklich euch diese Religion zur Liebe gegen den Urquell der Vollkommenheit, euren Vater, hinführen wird. Und dann werdet ihr erst den

Menschen nicht nur schätzen und würdigen, sondern auch lieben lernen. Dann werdet ihr eure Brüder so gut, als euch selbst lieben. Dann werdet ihr euch, als sittliche Weisen, nicht nur jeden als Zweck an sich achten, sondern auch, im Reich Gottes, euch als seine Geschöpfe und Kinder unter einander verbinden durch das Band der — Liebe.

Laßt uns noch einmal nüchtern, ohne alle Wärme der Einbildungskraft, jene Religion betrachten. Was wird wohl das Resultat dieser Betrachtung seyn? Ist es denn unwahr, wenn von ihr behauptet wird: daß sie auf die weiseste Art zum vollkommensten Ziele der Sittlichkeit hinführt, und dadurch zum vollkommensten Genuß der Glückseligkeit würdig macht? Sie lehrt Glauben, und erweckt ihn, gerade den Glauben, welcher uns zur Bewirkung des höchsten Guts anhält. Sie lehrt Hofnung, und belebt sie, gerade die Hofnung, welche zum unendlichen Fortschritt in sittlicher Vollkommenheit muthig macht. Sie lehrt Liebe, und entzündet sie — gerade die Liebe, welche uns in der Tugend und Annäherung zur Heiligkeit Kraft giebt. Glaube, Hofnung, Liebe sind hier die drey wesentlichen Stücke, und diese sind gerade die wesentlichen Züge (nemlich Liebe als Aeußerung sittlicher Vernunft)

derjenigen Religion, welche schon die Vernunft für heilig erkennt, und deren Geist ihr Achtung einflößt.

Ein heiliges Gesicht.

Dort erblick' ich den Geist dieser Religion — welch ein feierlicher Anblick! — Auf den Schwingen der Freiheit, in dem Lichtraum der Wahrheit, steigt er auf zu dem glanzvollen Thron der Sittlichkeit, der dort auf einem Felsen vom lautersten Golde gegründet ist. Drei seraphische Gestalten umgeben seinen Strahlenkörper, die Hände fest und immer fester ineinander geschlungen: kaum sieht man drey, denn alle scheinen zu zerfließen in Eine. Festigkeit blickt aus dem männlichen Angesicht des einen, des Glaubens, wie der Sonnenstrahl von dem Gipfel des höchsten Erdgebürgs. Haltung hat er in sich selbst und in seinen Gliedern, wie die ungeheure Masse eines Weltkörpers von ihrer Schwerkraft gehalten, und zugleich in stetiger regelmäßiger Laufbahn getrieben wird. Sein Adlerauge steigt getrost zum ewigen Lichtquell, wie das Gebet des andächtigen Geistes zum ewigen Vater. Würde umfließt ihn, wie ein Gewand, dessen Farbe nicht blendend ist und nicht täuschend, aber auch nicht schreckend; man sieht sie gern, denn sie gleicht der sanftesten Farbe

des Veilchens. Lieblich vermischen sich mit ihr die errungenen Kränze von Lorbeer und tausenderley Blumen aus dem Garten Gottes. Zur Rechten schlingt sich an ihn seine Schwester, die Hofnung. Zufriedenheit blickt aus ihrem weiblichen Angesicht, wie goldnes Obst aus den silbernen Schaalen blühender Bäume, da, wo Herbst mit Frühling gemischt ist. Aufstrebend ist ihre ganze Gestalt, wie die Gestalt des Seraphs, der seinem glücklichen Wohnort und seinen seligen Brüdern zueilt. Ihr Auge unbewegt geheftet nach der unendlichen Ferne, wie das hingerissene Auge des Sternforschers, welches sich aus den Tiefen der Milchstraße nicht wieder zurückziehen kann. Bescheidenheit und Muth ist das Kleid, welches sie umwallt. Dessen Farbe ist nicht das Auge schwächend; es ist die glückliche Farbe des jung aufgeknospeten Waldes, wenn er nach einem Gewitter in der Mainacht die Sonne erwartet; oder des jungen Grüns der Saaten, wenn sie schon vor dem kommenden Winter die reichste Erndte versprechen. Ihr sanftes Grün durchflechten liebliche Kränze von Baumblüten und amaranthenen Blumen, in bescheidnem Farbengemische, wie sie auf Edens Auen entzücken. Die dritte hält sie und den Glauben fest umschlungen. Ihr ward der süßeste Name zu Theil,

der Name, bey dem Weltkörper in hoher Harmonie umherwallen und Sandkörnchen sich bewegen; der Name, bey welchem das Würmchen vor Freude zittert, und der Erzengel in Seligkeiten schwimmt — der Name der Liebe. Alle Wesen, die nur von fern sie vernehmen, wollen in ihr Angesicht sehen — sie sehen hin, und werden berauscht in dem Anblick; denn Milde und Entzücken fließt von den schönsten Wellenlinien dieses holden Angesichts herab. So verliert sich das Auge in dem Anblick einer arkadischen Flur, wenn der der Frühling sie mit jungen Reizen geschmückt hat, wenn dann in dem perlenden Thau die heraufsteigende Sonne in unnennbaren Farben widerglänzt, und aus den aufgesognen Tröpfchen die süssesten Düfte zerstreuet. Ihr schmelzendes Auge faßt alles, den Schöpfer und sein Geschöpf, die freien Geister und ihren Beherrscher, Himmel und Erde, in einem Blick zusammen; und es ist, als wenn unsichtbare Fäden aus ihrem Blick ausgiengen, und den unendlichen Sehkreis umfaßten. So ziehen unsichtbare Fäden im Kreis edler Menschen ihre Herzen zusammen. — Alle fühlen für Einen und Einer für Alle. So ist das unendliche All durchflossen von einer Flüssigkeit, welche eine Gemeinschaft von Sternen unterhält, und, auf unserm Planeten in Be-

bung gesetzt, mit endlosen Kreisen bis zum nichtgesehenen Fixstern fortwallet. Schamhaftigkeit und Freundschaft ist der Schleyer der Liebe. Er ist aus dem sanftesten Morgenroth genommen: denn alles ist Eine Farbe an ihr — alles die hohe genußvolle und doch nie sätigende Farbe der Rose. Auch winden sich um sie Kränze von Rosen — so schön gab sie nie die Erde — mit Vergißmeinnicht und andern lieblichen Blumen durchflochten, wie sie die Unschuld des ersten glücklichen Menschenpaars sich pflückte.

Wohin reißt mich das heilige Gesicht? — Sie steigen höher, vermag das Auge eines Irdischen nachzudringen? — Dort auf jenem goldenen Felsen, der Grundfeste der Sittlichkeit, winden sich mühsame Fußsteige hinauf. Von lauterem Gold' ist zwar der Fels, aber von aussen steil und voll scharfer Klippen. Jedoch sind Menschen muthig genug, hinanzuklimmen — Dort erscheint ihm jenes Gesicht, der Geist der Religion mit den drey seraphischen Gestalten. Sie winken, sie lächeln ihm entgegen, urplötzlich werden ihre Winke zu Bändern, woran sie ihn fest halten, seine Tritte erleichtern, und allmälig hinaufziehen. Da sieht er sie hinsteigen und er folgt nach — o Entzücken, er folgt nach! — Da sieht er — denn sein Auge

wird stets erleuchteter — da sieht er sie hinsteigen ins Lichtreich zum Throne des Unendlichen; zu dem Allerheiligsten über dem Tempel der Sittlichkeit, durch dessen Kuppel man hineinschaut. Auch vermag er zu sehen, wie nach und nach bey mehrerem Erheben ihre Gestalten sich ändern. Denn um der Irdischen willen erscheinen sie hienieden noch irdisch. Droben aber ist alles himmlisch; nicht mehr das Männliche des Glaubens, nicht mehr das Weibliche der Hofnung, so menschlich. Droben ist der Glauben anbetendes Schauen, beflügelt, die Befehle des Heiligen auszurichten. Die Hofnung ist droben selige Thätigkeit mit wachsendem Wonnegenuß ewig umgossen. Und die Liebe? — o was ist sie anders, als was sie hier war! — Die Liebe hört nimmer auf, ewig ist die Liebe; — wer kennt einen hehrern Namen? Zwar soll sie dort bey den seligen Geistern noch mit einem hehrern Namen benannt werden; denn da ist sie von allem Sinnlichen des Menschen geläutert und ganz von Heiligkeit durchdrungen. — Aber ihr Wesen ist und bleibt in Ewigkeit Liebe. Wenn der wohlthätige Geist der Religion auch Glauben und Hofnung, als menschliche Gestalten, auf dem mühsamen Pfad des Lebens und der Tugend zur Stärkung erscheinen ließ, welche sich hernach dort umwandeln:

so ist doch Liebe eine himmlische Gestalt, welche unsern Augen nie verändert vorkommt, weil wir selbst mit ihr und durch sie zum lautersten Lichtstrohm hinauf veredelt und beseliget werden.

Doch — tritt zurück heiß gewordene Einbildungskraft in die Schranken der kühleren Vernunft! Freilich bist du entschuldigt; denn was wäre der Mensch, wenn durch ruhige Ueberlegung auf ein solches Gesicht der Religion geleitet, seine Sinnen dem Schauen nicht gern nachhingen und begeistert würden? Der Geist der Religion lehrt selbst nüchterne Prüfung: „prüfet alles, sagt er, und das Gute behaltet.“ Er sieht aber auch der Menschheit es nach, wenn sie, nach vollbrachter ruhiger Prüfung, erwärmt wird, und in dieser erquickenden Wärme sich sonnet. Aber sie soll sich nicht zu weit darin verlieren, damit sie nicht schwärme. Reine Gefühle sind nur Folgen einer kaltblütigen Erforschung der Wahrheit.

Ueberblick des Wegs, und dessen, was wir darauf fanden.

Eine innere Angelegenheit treibt den Menschen zur Religion hin. Völker des Erdbodens, welche nicht gar in einer an die Thierheit gränzenden Rohigkeit leben, haben irgend eine Gottesver-

tesverehrung. Was ist es nun, das aller Menschen Sinnen dazu bestimmt? — Der Philosoph entdeckt es, indem er in der sittlichen Natur des Menschen den Grund dazu findet. Bei Gelehrten und Ungelehrten, bei den Eskimos und Weißen, bei Allen, welcher Zone, welches Klima's, welcher Kultur sie auch seyen, liegt diese im Innern des Menschen, und ist wenigstens einigermaßen wirksam. Eine der ersten Erscheinungen dieser Kraft ist Religion, Verehrung oberer Wesen, wie diese auch übrigens etwa gedacht werden, und ihre Verehrung beschaffen seyn mag. Aber ein großer Theil der Erdenbewohner wird nur gegängelt. Der Geist ihrer Religion ist der Sohn der Tradition und des Klima's, ist daher ein Verwandter des Aberglaubens. Unbillig wärs darum, ein Verwerfungsurtheil über sie auszusprechen. Denn wir alle sind darin einig, daß dieses nur auf die sittliche Verkehrtheit des Subjekts sich beziehen müsse. In wiefern aber der Jude, Chinese, Parser, Hindostaner, Mahomedaner, u. s. w. bei der Billigung und Befolgung seiner Religion moralisch handelt, kann nur der Allwissende entscheiden.

Wir sind durch Kultur und herrschende Religion begünstigt. Erstere hat den Gebrauch

der Geisteskräfte beynahe bis zum Aeußersten gespannt; lezterer verbietet Aberglauben, entwickelt das Gefühl der Rechte eines freydenkenden Wesens, und verlangt keine andre als freywillige Beystimmung nach vorhergehendem Prüfen.

Auf diese Art ist es denn eines Theils natürlicher Fortschritt, andern Theils Pflicht der Vernunft, den Geist der wahren Religion zu prüfen.

Aber wie soll das geschehen? Sollen wir wählen, so müssen wir einen Probierstein haben, wornach wir wählen. Woher aber sollen wir diesen erhalten? Sollte ihn irgend eine Religion geben, d. h. sollten wir von aussenher, wenn gleich durch Wunder bestätigt, ihn erhalten, so muß doch in uns etwas seyn, ein Prinzip, wornach wir ihn erst beurtheilen, ob er würdig sey oder nicht. Wir können zum Versuch uns in den Fall setzen, eine Religion würde uns durch augenscheinliche Wunder angetragen — aber ihr Geist erschiene uns nicht achtungswürdig; bald entdeckten wir, daß aus uns selbst ein Prinzip hergenommen werden muß, welches jenem Geist Achtung zuspricht oder versagt. Despotismus mag wohl unser Betragen von aussenher zwingen und lenken, aber auf das Innere, auf die Gesinnung können die

Schreckniſſe der Hölle ſelbſt nicht wirken. Religion ſetzt aber Geſinnung zum Grunde.

So liegt denn das Prinzip, wornach wir den Geiſt wahrer Religion zu finden und zu erkennen vermögen, in unſerm Innern, d. h. in der Vernunft. Darinn iſt der Weg zu ſeinem Heiligthum zu ſuchen.

Wie nun? jetzt ſcheint der Weg verwachſen zu ſeyn, oder vielmehr ein waldigtes Gebüſche voll Irrwegen liegt vor uns. Wie ſollen wir durchkommen? und welche wählen?

Die erſten Denker aller Nationen und aller Zeiten haben nemlich verſucht, dieſen Weg zu entdecken, und zwar durch die ſpekulativen Kräfte der Vernunft. Hier gabs nun ſo viele Standpunkte, als Köpfe, ſo viele ſpekulative ſich durchkreuzende Gänge, als es philoſophiſche Syſteme gab.

Die unglückſeligſte Unruhe müßte darüber bey uns entſtehen. Entweder hat die Natur nur ihr begünſtigtes Kind, das größte Genie, beſtimmt den rechten Weg zu finden; alle andere ſind zum ewigen Irren verdammt — oder ſie hat vielleicht das Genie, wie den gemeinen Verſtand, ohne Unterſchied ſtiefmütterlich behandelt. Und doch denken wir das ruhig! Eine gewiſſe Ahndung ſagt uns: „hier habt ihr

kein Irren zu befürchten" — und die Erfahrung bestätigt es, daß, ungeachtet der widersprechendsten Systeme, der Gang der Religion allzeit ziemlich ruhig fortging.

Hier zeigt sich nun wieder der Genius des jetzigen Zeitalters wohlthätig für den Philosophen. Man ist bis zur kritischen Untersuchung der menschlichen Erkenntnißvermögen gelangt. Das Resultat derselben ist, daß kein Prinzip der Vernunft in ihrem spekulativen Gebrauch zulänglich sey, etwas übersinnliches zu erkennen. Alle Verwirrnisse der Systematiker werden dadurch zu Boden gehauen, keiner behält einen Vorzug. Gott und Unsterblichkeit können auf spekulativem Wege weder bewiesen noch geläugnet werden. Eben so wenig Freyheit der Seele. Zugleich wird nun der praktische Gebrauch der Vernunft erweitert. Der negative Begrif von Freyheit ist durch die Kritik der Vernunft gesichert. Ja noch mehr! Es zeigt sich auch nun ein positiver Begrif, indem das Gesetz der Sittlichkeit, welches jeder Vernunft eigen ist, nunmehr hervorstrahlt, nachdem alle Wolken, welche sein Licht hinderten, verscheucht wurden. Dieses giebt uns die einzige Idee von etwas Uebersinnlichen. Moralität des Menschen ist also die innere Stimme, welche Ruhe und Festigkeit in der Religion, bey allen

aufgeworfenen Bollwerken dagegen, dem, der ihr sein Ohr leiht, einflößt. Die Ereiferung religiöser Menschen gegen eine Kritik, welche auch zugleich die spekulativen Beweise für das Daseyn Gottes und für die Unsterblichkeit der Seele umstößt, ist selbst eine Bestätigung, daß die praktische Vernunft die erste Stimme führe.

Der einzige Weg, zum wahren Tempel der Religion zu gelangen, ist also die sittliche Entscheidung der praktischen Natur in dem Menschen. — Er ist auch der würdigste. Denn er ist dem hohen wie dem niedern Kopfe gleich zugänglich, und wird nur von dem moralisch guten Herzen mit Ehrfurcht betreten.

Dem Philosophen wird er durch die Kritik, und dem populären Verstande durch sein inneres Gefühl eröfnet. Und selbst die praktische Güte des spekulativen Zweiflers erwählt ihn, ohne daß seine Spekulationen es wissen.

Nun sehen wir im Geist der wahren Religion den Abglanz der Sittlichkeit. Er fodert Glauben an Gott und Hofnung der Unsterblichkeit, und weil Er sie fodert, so sind dieser Glaube und diese Hofnung für den moralisch guten Menschen bewiesen.

Mehr Züge von diesem Geist wollten wir jetzt nicht schauen, sondern jedem Seher selbst überlassen, seine Blicke weiter damit zu erfüllen.

Zufrieden, seine Grundzüge bemerkt zu haben, um hiermit eine gewisse vorhandene Religion zu vergleichen, überlassen wir es nun der Redlichkeit eines jeden freyen Menschen, näher zu schauen, und etwa die äußerlichen Beweise zur Bestätigung der Göttlichkeit jener Religion gehörig zu prüfen und zu würdigen. Denn sie verlangt nur freye Huldigung.

Wie gütig war doch der Schöpfer in dem sowohl, was er uns gab, als was er uns versagte! Wär' unserm Erkenntnißvermögen es zugestanden worden, das Daseyn Gottes und eines künftigen Lebens wie eine mathematische Wahrheit einzusehen — was hätte dann unser Wille, was unsre Freyheit zu thun? Und wo bliebe die sittliche Güte? Auf ewig wäre sie vergraben, und wir lebten unter dem Zwange von Naturgesetzen des Verstandes, zwar alle nach einem Ziel hingerichtet, aber als Maschinen; nicht anders, wie die Steine, welche, wenn sie einmal geworfen sind, alle herab nach dem Mittelpunkt der Erde hinfallen müssen. Unterdessen wards der Spekulation versagt, das Uebersinnliche zu schauen; darum erhob sich die moralische Kraft durch das Sittengesetz und ge-

wann ihre Wirksamkeit. Nur durch sie konnten wir den Geist der wahren Religion in seinem Heiligthum schauen, ihn bewundern und ihm huldigen. So nun lenkt die Güte des Herzens den Scharfsinn des Verstandes, und wird dafür wieder von diesem weitergebracht und erhoben. Bewundernswürdige Wechselwirkung des Willens und der Erkenntniß! Nur durch sie wurden wir Menschen, bestimmt, durch sittliche Güte uns zu veredeln zu künftigen Bewohnern des Himmels!

So steht der Baum. Bildungstrieb belebt die in seiner Organisation verbreitete Bildungskraft, und dafür erhält er von dieser wieder Nahrung. Dadurch erzeugen sich wechselsweise wieder Wurzeln und Zweige, Blätter und Knospen, Blüten und Früchte. Nur dadurch ist er ein Baum, bestimmt, aufzuwachsen zur Zierde und zum Nutzen der Erde?

Anhang.

Ist irgend etwas wichtig für die Menschheit, so ist es die Erblickung des Geistes der wahren Religion. Bedürfniß, Glückseligkeitstrieb, und

— was noch unendlich edler ist — sittliche Vernunft treibt sie an, ihn zu entdecken. Aber nicht darum, um sich, wie der Mystiker an seiner Beschaulichkeit, so an jener himmlischen Gestalt zu ergötzen. Nicht spekulatives Bedürfniß, sondern praktisches soll uns zu ihm hinziehen; die Beschauung desselben muß also durchaus praktisch werden; er muß den Menschen ganz beseelen; der Mensch muß sein Organ seyn. Der Mensch, welcher dies ist, und sich ganz nach vernünftigen Religionseinsichten verhält, heißt im eigentlichen Sinne religiös. Den religiösen Menschen zu zeichnen, würde also gewiß keine undankbare Arbeit seyn, nachdem man das Wesen der Religion an sich betrachtet hat. Freylich sind in diesem Wesen auch schon zugleich die Grundzüge des religiösen Menschen enthalten — sittliche Güte, reiner Glaube an Gott, reine Hofnung der Unsterblichkeit. — Aber eine nähere Auszeichnung gäbe ein schönes Gemälde. Und vollends mehrere Auszeichnungen mit Hinsicht auf die subjektiven Beschaffenheiten des Menschen, auf Länder, Zeiten, Kultur, Temperament — welche herrliche Gallerie! — Aber Meisterhände von moralischen Rubens und Chodowiecks gehören dazu — eines Lessings Talent zu Charakterzügen, eines Wielands Kolorit. Ich zie-

he die Hand von der Staffeley, da ich übereilt genug war, nicht nur ein Ideal des moralischen Menschen, sondern auch verschiedene abgeleitete Ideale nach der verschiednen Nüancirung der Temperamente, zeichnen zu wollen — um so mehr übereilt, da, wie Herder sagt, das Alphabet zur Eintheilung der Temperamente fehlt. Christen kennen wohl ein Ideal, in der einfachsten gemeinen Sprache dargestellt, und doch die freyeste Bewunderung einflößend.

Unterdessen kann ich mich nicht enthalten, ganz und gar von dem religiösen Menschen stille zu schweigen. Denn unerträglich ist mir der Mißbrauch des Wortes: religiös, welcher noch um uns her herrscht. Euch edlere Menschen, Euch gottesgesinnte Weisen unsrer Zeit, rufe ich auf zu Zeugen, daß Religion bey weitem noch nicht bey dem gemeinen Haufen ist, was sie seyn soll. Muß nicht jeglicher Weltbürger nach Kräften zum richtigen Verständniß des Worts religiös beytragen? — Ich wage daher einige Bestimmung und Charakterzüge.

Welch übler Bedeutung sind nicht oft die ansehnlichsten Benennungen unterworfen! Die wünschenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens sind nicht immer jedermanns Sache. Aber doch wünschen sie sich dieselben, wollen sie bey Andern behaupten,

oder sich selbst mit ihrem vermeinten Besitz täuschen. Ists also zu verwundern, wenn sie dieß Aeußere, das in die Augen fällt, vorwenden, und dazu das Innere lügen? Wo in den Adern kein gesundes Blut wallt, und keine liebliche Farbe der Gesundheit auf die Wangen von innen gegossen wird, da trägt das eitle Mädchen Schminke auf, und der hingemahlte Carmin soll den Namen: frische Gesichtsfarbe, tragen. Eben so lügenhaft wird oft der Name religiös gebraucht. Das was bey dem Menschen in die Sinne fällt, sind seine Handlungen und sein ganzes Betragen. Scheinen diese Wirkungen von wahrer Religion zu seyn, so erscheinen sie religiös. Aber nur diesen Schein wollen Manche, und nicht die innere Anstrengung, welche diese Farbe als ihr entsprechendes Aeußeres hervorbringt. Die Benennung: religiös, ist daher öfters eine Benennung des Scheins und insofern verächtlich; hier aber bezeichnet sie Wahrheit, und insofern entspricht sie der Würde des Menschen.

X... hält viel auf Glauben. Sein Mund wird nicht müde Beweise für das Daseyn Gottes, für die Wahrheit der christlichen Religion, für diese, für jene Lehre des Heils zu predigen. Wie freut er sich, wo man diese Beweise annimmt, wie lächelt er dem entgegen, der seines

Glaubens ist! — Sein Herz ereifert sich gegen Irrlehren und Zweifel; sein Blut kocht, wenn man den reinen Glauben antastet, sein Angesicht glühet, wenn es einen Gegner erblickt; er zittert, er erarbeitet sich mit Händen und Füssen, um den wahren Glauben zu retten, um den Gegner zu Boden zu schlagen, damit der Schwache nicht durch dessen feurige Pfeile gefället und in Unglauben gestürzt werde. Hat X... nicht Religion? Er glaube ja eifrig, kein Zweifel macht ihn irre, und damit ihn keiner irre mache, will er keinen anhören. Aber vielleicht will er deswegen keinen anhören, damit er Recht behalte? vielleicht bleibt er deswegen bey seinem Glauben, weil der ihm so behaglich ist? vielleicht eifert er aus der Absicht so sehr darüber, wenn er es auch nicht aus grobem Stolz thut, um sich der Gegner und der Versuchung weniger zu machen, um sich mehr Anhänger und dadurch mehr Stärkung zu verschaffen? Er glaubt, darum sollen andre glauben; nicht, weil es die Wahrheit erfodert? Und wenn nun seine übrige Maximen keine Früchte der wahren Religion sind, wenn nicht auch der Geist der Liebe in ihm lebt, wenn sein Inneres wenig Aufopferung der Sinnlichkeit, wenig mühsame Anstrengung der sittlichen Kraft aufzeigen kann, beseelt diesen X... dann der Geist wah-

rer Religion, der von Sittlichkeit ausgeht, und zu deren Erreichung hinführt? — Mein X... mag wohl ein warmer Glaubenseifrer seyn, aber nie ist er ein ächter Religionsverehrer.

U... hat viele Leiden schon ausgestanden. Eine gewisse Schwäche des Geistes hindert ihn; er vermag sie nicht aus dem rechten Gesichtspunkt anzusehen, und noch weniger zum rechten Zweck zu benutzen. Aber diese Schwäche scheint durch eine andre Stärke ersetzt zu werden. Er kann hoffen und hofft wirklich stark, hofft immer auf bessere Zukunft. Er kann auch beten. Jetzt stürmen Leiden von allen Seiten auf ihn los; wohin er sieht, blickt er ins Finstre — wie sein Herz blutet bey dem Verlust des Liebsten, das er in der Welt hatte! wie seine Gebeine durchnagt werden von den ängstlichen Nahrungssorgen für eine arme Familie! wie seine Lebenskraft verzehrt wird durch Kränkung von Feinden! wie sein Innerstes gereinigt wird durch das Hohngelächter der Welt! Ach, kaum hat er noch Thränen zu weinen, aber einzeln und schmerzhafter werden sie ausgepreßt — und nun rinnen sie leichter, er wirft sich auf die Knie, klagt seinem Gott seinen Jammer — „o mein Vater du wirst helfen!“ — schon hebt sich seine Brust freyer, schon schlägt das Herz ruhiger, schon fühlt er neue Lebenskraft, schon

ahndet sein Innerstes glücklichere Zeiten, schon erblickt sein Geist durch das vorliegende Dunkel hindurch ferne Strahlen des Wohlseyns. Gestärkt steht er auf, beharrt in der Hofnung, und erträgt sein Schicksal mit gleichgültigem Muth. U... ist doch wohl in hohem Grad religiös? Laßt uns ihn näher kennen lernen. Die Stunden der Noth und der Wehmuth sind vorüber, und mit ihnen die Stunden der Hofnung. Kaum denkt er vielleicht izt beim Schlafengehen an den Vater der Vollkommenheit, von dem alle gute Gabe kommt an seinen Erretter. Izt lebt er im Genuß; verschwunden ist auf lange Zeit die Hofnung der Unsterblichkeit. Denn er hofte nur künftiges Wohlseyn, aber nicht ewige Vervollkommnung. Hofte diese wohl auch, aber nur zu der Zeit, wenn ihm schon eine Aussicht aus dem gegenwärtigen Jammer in eine Ewigkeit Erleichtrung war. Sinnlichkeit war zu viel in seine Hofnung selbst in seine Gebete verwebt, und er selbst zu wenig in der Aufopferung derselben geübt, um ganz von der Religion belebt zu werden. Er bringt ihr nur die Opfer, welche seiner Sinnlichkeit behaglich sind — und so ist U... nie ihr wahrer Verehrer.

Z... ist ein Frauenzimmer von feiner Erziehung, ein liebevolles Geschöpf, eine ganz

vortrefliche Dame, nach dem Urtheile der ganzen Welt. Sie thut auf eine vernünftige Art Gutes, versagt niemand ihre Theilnahme und ihren möglichen Dienst, sie entzieht sich nicht den Weinenden (wie manche unsrer Damen aus Weichlichkeit thun) um mit ihnen zu weinen, und sie weis so erquickenden Balsam in ihr Herz zu gießen! Den Ansprüchen ihres hohen Standes entsagt sie, und die Niedern, welche mit ihr umgehen, können sie nicht genug bewundern. Kurz auch Neiderinnen können der Z. . . nicht absprechen, daß sie wirklich ein gutes Herz hat. Mit Rührung lieset und hört sie Religionswahrheiten, und schämt sich nicht, zu rechter Zeit sie zu bekennen, ob es gleich nicht der Ton der feinen Welt ist. Wer will sie nicht schon religiös nennen, ohne noch ihre übrigen liebenswürdige Züge in Betracht zu ziehen? — Doch wir wollen ihr nicht voreilig schmeicheln; wollen sie wenigstens erst näher kennen lernen. Was war es, daß sie gestern Nachmittag so wenig sprach? „Ach, wo ist ein Mensch, der nicht seine Laune hat? und ist es ihr in ihrer Lage zu verdenken? — ein schweres Hauswesen — mancherley Sorgen — keinen geschmeidigen Mann.“ — So? also besitzt dieses liebevolle Geschöpf auch Launen, wie die übrigen ihres Geschlechts? — Und wie?

Sie eifert nicht einmal gegen diese Schwäche, und sucht nicht ihre natürliche Neigung zu besiegen? Man sagt, ihr Mann leide öfters unter diesen unseligen Neigungen, und mit ihm seine wichtigen Geschäfte und das Wohl seiner Untergebenen — Das weis sie und sieht es, und ändert doch nicht ihre Laune? Freilich sie hat ein gutes Herz, aber — — „Ihr Mann ist nicht der geschmeidigste? Sollte sie ihm nicht etwas aufopfern? Ja, man will sogar bemerkt haben, daß dies liebevolle Geschöpf nicht kaltblütig bleibe bey einem feinen Lobe ihres schönen Charakters; sie soll besonders gegen diesen oder jenen jungen Mann, der ihr freilich ganz tugendhaft erscheint, ein etwas zu warmes Gefühl ernähren — Wer kann es ihr auch verdenken, so lange sie noch unter der Herrschaft ihrer Sinnlichkeit steht? Aber das wird man gern zugeben, so schön und liebenswürdig auch ihr Charakter sey, so ist er doch nicht edel und verdient keineswegs die Achtung des ächt religiösen. Daß sie das Schöne und selbst das Gute mit jener Wärme liebt, dazu treibt sie die sanfte Wallung ihres warmen Bluts und die harmonischen Schwingungen ihres zarten Nervenbaues, in Verbindung mit dem verfeinerten Stolz. Wäre diese Liebe die Frucht des wahren Religionsgeistes, so würde man in dem

ganzen Wesen dieses natürlich gutartigen Herzens den glänzendsten Adel der Religiosität erkennen.

Aber H. ... ist ein Jüngling, bey welchem man schon von weitem merkt, daß er ganz für Religion lebt. Aufopferungen ohne Zahl zu ihrer Ehre! Es verdrießt ihn, daß er nicht sein Leben für sie zum Opfer geben kann; und freuen würde er sich, als ein Paulus zu bluten, oder als ein Huß zu brennen. Seine Religionsbegriffe sind geläutert; er ist kein Ketzermacher; er ist duldend und erkennt die Allgemeinheit des Menschenrechts. Aber sein feuriges Temperament und ein etwas schwärmerischer Umgang hat seinem Betragen eine andre Richtung gegeben. Aufs Praktische dringt er, darauf arbeitet er mit allen Kräften los, daß ihm der Schweiß über die Stirne rinnt, — darum will er reformiren. Immer findet er neuen Stoff und Brennbares für sein Feuer. Da gleicht seine Seele dem Sturm, der Eichen niederreißt, um waldigte Berge urbar zu machen. Sie gleicht der stürmenden See, welche, wenn ihre Wellenmassen einmal aufgejagt sind, immer fortflutet; die Wallungen werden schwächer, und schon ein neuer Sturm hebt sie wieder bis an die Wolken. Welche Religionskraft lebt

in

in Y. — —! Sie scheint seine ganze Lebenskraft verschlungen oder vielmehr exaltirt zu haben. Lebt er nicht ganz ein Organ des Geistes wahrer Religion? — Doch trauet dem Sturm nicht; er macht Wälder wohl urbar, aber er raset wild; und Temperament vermag oft viel über die Vernunft. Der Geist wahrer Religion verlangt Aufopferung der Sinnlichkeit, und, als die erste Probe derselben, nüchterne Prüfung, kalte Ueberlegung des Guten, ruhiges Umherblicken im Streben darnach, und Mäßigung im Gebrauch der Mittel und Anwendung der eignen Ideen. Wird Y... diese erste Probe aushalten? — Er hält sie nicht aus, und beweiset dadurch, daß er mehr durch den Sturm seiner Sinnlichkeit hingerissen wird, als durch ruhige Herrschaft der Vernunft sich selbst dem Reich der Sittlichkeit und der Religion unterwirft.

So ists denn vielleicht T... der feine Kopf? Manche Urtheile wollen ihm zwar Falschheit, Mangel an Herzensgüte beylegen, wir dürfen aber diesen Urtheilen nicht trauen. Wirklich muß er oft falsch oder hart scheinen, da er nicht sowohl den natürlichen Regungen der Freundschaft und Liebe sich überläßt, oder blindlings darnach handelt, als vielmehr nach ver-

nünftiger Ueberlegung das, was am weisesten ist, erwählt. Gerade das ist ein Zeugniß für die Erhabenheit seiner Maximen, die Stärke seines Geistes, die Weisheit und Güte seines Herzens. Ueberall ist Erwägung bey ihm, welches unter mehrerem Guten das beste sey, überall Plan, es auszuführen, überall Zweckmäßigkeit der Mittel, überall thätige und feste Ausführung. Er ist ein wahrhaft großer Mann. Groß in seinen Werken, eben so vielen Denkmälern seines edeln Sinnes; groß in seinem Innern, das uneigennützig fortwirkt. Er liebt nicht religiöses Geschwätz, sondern er liebt gute That. Um so beyfallswürdiger, je größer der Haufen solcher ist, die sich wegen des frommen Geschwätzes, das sie im Munde herumwerfen, besser dünken als andre, die mehr thun. Aber er nimmt keine Religion als göttlich an? Sollte ihm das zum Vorwurf gereichen? Vielleicht fehlt es ihm an Gründen. Er verwirft sie aber sogar, sagt geradezu, die christliche Religion sey nicht göttlich, und dazu hat er keinen Grund; ja man hat ihm sogar in manchen sokratischen Reden mit platten Deraisonneurs abgemerkt, daß er wohl einsieht, der Beweis der Ungöttlichkeit sey unmöglich? — Was ist es wohl, das den rechtschaffenen Mann zu dieser Kälte gegen geoffenbarte Religion bewegt? Die

ihn genau kennen, haben einen gewissen feinen Stolz bey ihm bemerkt, den er darin setzt, blos bey seinem System zu halten, oder vielmehr seiner Vernunft, wie er sagt, im mindesten keine Schranken anzulegen. — Sie soll nichts glauben, als was sie durch sich selbst beweisen kann, ganz nichts Unbegreifliches annehmen. — Aber ist das ein Stolz, der Tadel verdient? Er läßt seiner Vernunft ihre höchsten Rechte, er läßt sie herrschen und lebt, so weit er sie herrschen läßt, doch sittlich gut? — Nicht doch, diese Herrschaft ist nur scheinbar, nur zum Theil wahr. Ließ' er sie ganz herrschen, so würde es nicht geschehen, daß dieser einsichtsvolle Mann etwas gerade deswegen, weil es unbegreiflich ist, läugnete; er würde mit keinem Vorurtheil gegen die Göttlichkeit der heiligsten Religion eingenommen seyn. Ein gewisser Stolz, sage ich, an den er von Jugend auf gewöhnt ist, Selbstdenker zu seyn, und Stärke des Geistes zu besitzen, welcher ihm bey sich selbst eine Art von sinnlichem Genuß gewährt, ist die Ursach jener Kälte gegen geoffenbarte Religion. Sollte dieses Urtheil über T... wahr seyn, so ist es gewiß, daß ihn nicht der Geist wahrer Religion beseelt. So guthandelnd er auch seyn mag, so ist ers doch nur nach Behaglichkeit,

da wo es seinem sinnlichen, wiewohl fein sinnlichen Genuß entspricht. Aber gänzliche Unterwerfung und Folgsamkeit gegen das höchste Wesen, an das er doch von ganzem Herzen glaubt, wo bleibt diese bey dem Idol seiner Vernunft? Wo bleibt Verläugnung seines lieben Ichs, da wo sie seyn sollte? Gewiß beherrscht diesen T. . . mehr seine Sinnlichkeit, als eine durch Sittlichkeit geleitete Vernunft.

Man wird an dieser negativen Schilderung doch leicht das Charakteristische bemerken, welches den wahrhaft Religiösen auszeichnet. Nicht derjenige, welcher Erscheinungen, die der Religion gemäß sind, an sich zeigt, und welche doch nur von einer Neigung seiner Natur, seines Temperaments, seiner Behaglichkeit herfließen, ist darum ein Verehrer der Religion. So wenig derjenige Mensch sittlich gut ist, dessen Handlungen nur Legalität, Gesetzmäßigkeit haben, ohne aus Achtung gegen das Gesetz hervorgebracht zu seyn. — Die Religion muß herrschen, und der Mensch muß aus eigner Entschließung folgen. Sittliche Güte besteht nur in dieser Achtung des Gesetzes und in der aus derselben herrührenden Folgsamkeit. Sie gibt den Religionsideen Sanktion und verlangt, daß der Mensch dieselbigen glauben und darnach seine Handlungen einrichten soll. Ein sittlich

guter Mensch ohne Religion ist ein Widerspruch; aber ein religiöser Mensch ohne Sittlichkeit ist ebenfalls Widerspruch; wenn man nur die Bedeutung des Wortes: religiös, nach seiner Wahrheit würdigt. Der Tugendhafte sieht das Postulat des Sittengesetzes, jene Religionswahrheiten zu glauben, erkennt sich daher verbunden dazu, und darum glaubt er sie. Wenn er sie nun glaubt, so sieht er sich auch verbunden, ihnen zu folgen, sollten sie auch ganz seinen Neigungen entgegen seyn.

Oder ist es möglich, an den Allmächtigen, Allweisen und Heiligen zu glauben, ohne von Ehrfurcht durchdrungen zu seyn? Ist es möglich, an ihn zu glauben, ohne sich ihm zu unterwerfen? Ist es möglich, an den Gerechten und Allwissenden zu glauben, ohne sich vor ihm zu demüthigen? Ist es möglich, an den allgütigen Allvater zu glauben, ohne dankbare Liebe gegen ihn zu fühlen, und mit gänzlicher Resignation ihm sich hinzugeben? Ist es möglich, unaufhörliches Daseyn zu hoffen, und dabey muthlos in der Tugend zu seyn? Ist es möglich, diese Hofnung, verbunden mit dem Glauben an Gott, zu haben, und doch nicht im Elende dieses Erdenlebens trostvoll auf ihn hinaufblicken? Es ist wahr, die Ausübung dieser Tugenden kostet oft Kampf, sie sind nicht immer

Temperament und Neigungen gemäß. Aber gerade dann zeigt sich der Mensch als gut und religiös, wenn er dennoch fest darinn beharret. Er steht fest, der Mann oder das Weib von Religion, wie der Berg Gottes im Donnerwetter. Sein Haupt erhebt sich allzeit heiter zu Gott, wie der Gipfel des Piko, wenn gleich seinen Fuß Wolken umnachten. Wer diese Tugenden nicht ausübt, der ist noch weit von wahrer Religion entfernt. Das sieht der Sittlichgute wohl ein; er siehts, erkennt sich verbunden, und ist entschlossen; er ist entschlossen, und übt wirklich diese Tugenden aus; er übt sie aus, erlangt Fertigkeit darinn, und sie werden ihm zur andern Natur. Er übt sie aus; und wenn sie ihm auch nicht natürlich und leicht sind, je schwerer ihre Ausübung, um desto stärker seine Anstrengung.

Gehorsam gegen Gott aus Furcht vor der Strafe, sklavische Verehrung Gottes, sind keine Tugenden, weil sie Früchte der Sinnlichkeit sind; denn Angst vor Höllenstrafen wirket keine uneigennützige Handlungen. Ungestümes Verlangen nach Tod und Seeligkeit ist ein Beweis, daß nicht reine Tugendliebe und Bestreben nach der höchst möglichen Menschenwürde herrschend sey. Gute Werke um einer künftigen Belohnung willen sind ein Widerspruch.

Eine Belohnung zu verdienen glauben, ist ein Beweis, daß man kein Ideal der Heiligkeit vor Augen habe. Temperamentssitten und Religionstugenden sind himmelweit verschieden. Der Religiöse wird sein Temperament durch Herrschaft der Vernunft veredeln.

„Also wären alle Verehrer irgend einer Religion, welche nicht reinen Glauben, nicht uneigennützige Hoffnung lehrt — also wären alle diese Millionen Sünder? Menschen unter Sinnlichkeit verkauft? — Kinder des ewigen Verderbens?“ — Das sey ferne! Wir können die subjective Lage eines jeden in allerley Volk und Religion nicht beurtheilen. Wer nur nach der Stimme des Gewissens, nach den Gedanken, welche sich unter einander verklagen und entschuldigen, lebt — der handelt sittlich gut, und wird kämpfen müssen und siegen. Genug, für uns, für uns, die wir den Geist wahrer Religion kennen, wäre es unverantwortlich, wenn wir ihm nicht huldigten. Wer ihn erblickt und ehrt und preiset, und folgt ihm nicht gern, der, wenn er auch Christ heißt, ist weder tugendhaft noch religiös. Möchte doch kein Mensch das Herz seines Bruders richten wollen! Möchte doch jeder an seiner Selbstvervollkommnung

arbeiten und dazu liebreich dem Nächsten die Hand reichen! — Dann würde das Reich des Glaubens, der Hofnung, und der Liebe, dann würde das Reich der Tugend und der Religion, — dann würde das Reich Jesus Christus mehr unter uns ausgebreitet werden!

Möchte doch meine Stimme, ob sie gleich schwach ist, dazu mitwirken!

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0094
DFG

2.

Ueber Verfinsterung und Aufklärung.

Von

C. F. Sangerhausen.

Ebb' und Fluth, Tag und Nacht, Steigen und Fallen, das ist der beständige Kreislauf der Natur. Von diesem Gesetz ist nicht einmal der menschliche Geist eine Ausnahme. Abwechselnd geht er vom Lichte zum Dunkel, vom Dunkel zum Licht über, verschwindet unter einer Nation um bald darauf unter einer andern wieder zu erscheinen, und entschläft in einem Zeitalter, um in einem künftigen wieder zu erwachen. Wer dies nicht für den natürlichen Gang des menschlichen Geistes halten wollte, der müßt' erst beweisen, daß er je einen andern hatte. Noch immer scheint er unter den Griechen sein goldnes Zeitalter gelebt zu haben. Er dachte in ihren Weisen, empfand in ihren Dichtern, sprach aus ihren Rednern, athmet in ihren Künstlern und siegt in ihren Helden. Die Zeit hat größtentheils ihre Denkmäler zertrümmert, ihre Schriften vertilgt und ihre Meinungen —

verketzert. Nach einem Zwischenraume von Jahrtausenden stehen wir auf eben dem Punkte wieder, auf welchem schon vor uns die Römer, und ohnlängst die Gallier standen. Unvermerkt nähern wir uns ihren Regeln und Meinungen wieder. Es gab also eine Zeit sie zu erfinden, eine andere, sie zu bestreiten, und noch eine andere, sie allmälig wieder anzunehmen.

Unstreitig ist dies Absicht der Natur. Vielleicht wollte sie uns den Maaßstab menschlicher Vollkommenheit sorgfältig verbergen, vielleicht unsern Stolz demüthigen und unsern Eifer beleben, vielleicht den Abstand der Nationen von einander nicht zu auffallend werden lassen, vielleicht Wahrheit und Glück nach und nach über die ganze Welt verbreiten. Vielleicht sollte auch der menschliche Geist, wenn er von verschiedenen Zeiten und Orten mehr als einmal ausginge, das unermeßliche Reich der Wahrheit mehr übersehen, als wenn er auf geraden und schnellern Wege es doch nur auf einer Seite durchreisete, gleich den Israeliten, welche das gelobte Land erst von allen Seiten umzogen, ehe sie in dasselbe hineinkamen.

Die beständige Abwechselung von Aufklärung und Verfinsterung in der Welt ist also unläugbar und entschieden. Aber nicht eben so

die Frage: welche von beyden am schnellesten wirke und am leichtesten siege. Wer indessen mit der Natur der Verfinsterung und des menschlichen Geistes, mit der politischen Einrichtung der Welt und den so vielfältigen zufälligen Ereignissen in derselben und endlich mit der Geschichte bekannt ist, der wird kein Bedenken finden sich für die letztere zu erklären.

Aufklärung ist das natürliche Wachsthum des Geistes, Verfinsterung sein widernatürlicher Zustand. Gleich einer Krankheit zerstört er in kurzer Zeit alle die Kräfte, welche die Gesundheit in vielen Jahren unmerklich sammelte und bildete. So wie es überdem leichter ist, arm, als reich zu werden, so kostet es auch weniger Mühe Kenntnisse zu entbehren oder zu verlieren, als sie zu erwerben und zu vermehren. Wer den Fluß hinaufsteuern will, der braucht thätige Hände und Ruder. Den Fluß hinab fällt er von selbst. Die Hand sinkt und der Kahn gleitet zurück, desto schneller, je weiter.

Es läßt sich leichter empfinden, als beschreiben, wie viel Nachdenken, Prüfung, Zeitaufwand und erlernte Kenntnisse vorausgehn müssen, ehe das Licht durch die Dämmerung des Verstandes einigermaßen hindurchdringen kann. Diese Schwierigkeiten kennt die Verfinsterung nicht. Sie hört, anstatt zu denken und glaubt,

anstatt zu prüfen. Ehe ein anderer sich von der Unsterblichkeit seines Geistes durch Gründe überzeugt hat, ist sie ohne alle Gründe schon geneigt, an Gespenster zu glauben. Und das um so mehr, da dieser Glaube gemeiniglich mit der Religion verwebt ist, und auf Autorität und Alterthum sich stützt. Da sie auf diese Art nie ohne Führer geht, so fällt es ihr nie ein nach dem wahren Wege zu fragen und noch weniger zu zweifeln, ob es auch der rechte sey. Gesetzt es bestritte jemand die Einwirkung höherer Geister auf uns, mit allen Gründen, welche die Vernunft finden und die Beredsamkeit vortragen kann, was würde es helfen? Es steht in der Bibel, wäre die Antwort, der Satan geht umher, wie ein brüllender Löwe. „Wenn diese Worte keinen Widerspruch haben sollen, so müssen sie einen andern Sinn haben. Aber sind denn die Worte nicht deutlich genug: der Satan geht umher?“ So deutlich, daß niemand sie begreifen kann. Aber doch glauben — so wie das fromme Alterthum sie immer geglaubt hat. So ist die Sache entschieden und der Teufel brüllt fort.

Selten pflegt man einen Weisen zu hören und noch seltener zu nützen. Ehe ein gutes Buch entstand und gelesen ward, waren schon hundert andere schlechte verschlungen, und ehe

ein guter Grundsatz in die Seele hinein kam, hatten sich schon tausend Irrthümer und Thorheiten eingeschlichen. Der menschliche Geist ist schon bey seiner ersten Morgendämmerung von einer Menge dicker Wolken umzogen. Diese müssen zertheilt werden, wenn ein heller Mittag, oder heiterer Abend darauf folgen soll. Leichter und also auch gewöhnlicher ist der Fall, daß sie geflissentlich noch verdickt werden. Da steht das Kind, ein Fremdling in der fremden Welt, und staunt die Wunder an, welche es von allen Seiten umgeben. Man sollte sie ihm erklären, aber man vermehrt sie mit neuen. Um seine Wißbegierde zu spannen, oder auch seinen Ungehorsam durch Furcht zu bändigen, vereinigen sich die geschäftige Amme, die theilnehmende Base, der zärtliche Vater und der bildsichtige Erzieher durch tausend abgeschmackte und wunderbare Erzählungen den zarten Geist zu verschrauben. Bekannt in dem weitläuftigen Reiche der Fabel, geht er dann aus der Welt eben so fremd wieder hinaus, als er hereinkam.

So finden Ungewißheit und Irthum zu allen Zeiten mehr Hände welche für sie arbeiten, als Wahrheit und Klugheit. Und wenn es die Frage ist von mehr Unterstützung, Einladungen und Vortheilen und weniger Gefah-

ren und Aufopferungen, so ist leicht vorherzusehen auf welche Seite die Waagschale sich neigen werde. Denn welche Vorzüge hat der Mann von hellen Einsichten? Nicht wenige, wenn wir nicht ungerecht seyn wollen. Zum wenigsten halte ich das Vergnügen, Wahrheit zu suchen und zu finden, so lange für das größere, bis ich ein größeres kennen lerne. Da er heller und weiter sieht, als andere, so darf er sich selbst auch mehr gefallen. Die Vernunft, welche seinen Weg erleuchtet, läßt ihn sogar bisweilen in die Zukunft hineinblicken. Wenn es für ihn weniger Freuden gibt, so sind sie zum wenigsten auch edler. Mit gleicher Entschlossenheit trotzt er den Stürmen seiner Leidenschaft und seines Schicksals. Furcht und Schrecken sind für ihn nicht viel mehr, als bloße Worte. Ich wußte es vorher, sagt er, und so hat das Unglück an ihm seinen Streich verfehlt. Es läßt sich vermuthen, daß er den Beyfall der Edeln gewinnen, und sein Leben desto besser genießen werde, je mehr er es von seiner angenehmen und unangenehmen Seite kennt.

Diesen Vortheilen stehen nun eben so große Unbequemlichkeiten gegen über. Tränk er auch die Wahrheit aus Ströhmen, seinen Durst würde er doch nie ganz löschen. Welche Anstrengungen und Aufopferungen von Zeit, Kräf-

ten, Vergnügen und Gütern! und doch welch öftere Beschämungen! Denn oft sieht er erst am Ende eines langen und mühvollen Weges, daß es der rechte nicht sey. Zu einer andern Zeit fand er die Spur, auf welcher die Wahrheit vor ihm herginge. Aber je näher er ihr kam, desto höher erhob sie sich über die Erde zum Himmel. Glücklich genug, wenn er den Mantel auffing, welchen sie beym Entfliehen zur Erde herabfallen ließ. Je mehr der Kreis seiner Einsichten sich erweitert, desto mehr verengt sich der Kreis seiner Vergnügen. So mancher Einfall, Buch oder Gesellschaft, welch eine ganze Menge in ein behagliches Gelächter ausschütten, können ihm nicht einmal ein gezwungenes Lächeln ablocken. Diesen unangenehmen Dienst haben Witz und Vernunft ihm geleistet. Beneidet von denen, die ihm gleich sind, gehaßt und gescheut von denen, welche unter ihm stehen, kann er sich glücklich schätzen, wenn er seine Weisheit nicht empfindlicher büssen muß. Denn Weisheit war fast immer das gefährlichste Verbrechen. Der griechische Sokrates war nicht der erste und der deutsche Wolf nicht der letzte, welche es erfuhren. Der Aberglaube allein hat das Vorrecht zu verbrennen, und nie selbst verbrannt zu werden, und ein

Dummkopf auf dem Scheiterhaufen wäre zum wenigsten eine sehr seltsame Erscheinung.

Dieß alles hat der Mann von trüben Einsichten nicht zu fürchten. Unangefochten von Zweifeln und schärfern Nachdenken nimmt er aufs Wort an, was er bekömmt. So hat er in kurzer Zeit mehr, als andere. Seys auch falsche Münze, in seinen Augen wird jedes Metall zu ächtem Golde. Da er viel glaubt, so hält er zur Entschädigung sich für berechtigt, wenig zu thun. Und da die Verwaltung der meisten Geschäfte großentheils auf einer maschinenmäßigen Gewohnheit beruht, so kann er von Glück alles das erwarten, was einige wenige ihm abzuzwingen suchen. So wenig er Bewunderer haben kann, eben so wenig hat er auch Feinde. Ohne große Ansprüche und Anstrengung spart er seine Kräfte und seine Schätze, nährt seinen Körper mit Speisen und seine Seele mit Dünkel. Unstreitig ist dieß der bequemste Weg, aus der Welt wieder hinauszukommen. Kein Wunder, daß die meisten ihn bisher betraten und künftig noch betreten werden.

Der Aberglaube erkennt es für Pflicht, den Andersdenkenden zu hassen, zu verfolgen und auf jede Art zu bekehren. Dies dünkt ihm Sache Gottes und der Tugend. In seinen Augen

gen

gen macht eine ehrwürdige Sache jedes Mittel auch heilig. Nachdem die Umstände es erfodern, muß ihm die Politik bald mit ihrer List, bald mit ihrer Gewalt beystehen. Denn er geht von den nichts weniger, als unbedeutenden und kraftlosen Beschimpfungen eines Freygeistes und Gotteslästerers, durch alle Stufen, bis zu den Scheiterhaufen fort. Wen alsdann die Gefahren nicht abschrecken, den locken die Belohnungen.

Welches sind nun dagegen die Waffen, mit welchen die Aufklärung zu Eroberungen ausgehen kann? Was anders als unterrichtende Vernunft, und allenfalls spottender Witz. Aber Unterricht verlangt einen denkenden Geist. Er ist also nur immer die Sache der wenigsten. Und dann kömmt ja alles darauf an, ob man ihn annehmen will, oder nicht. Was kann die beste Medicin wirken, wenn man sie zum voraus als verdächtig und gefährlich verwirft. Der beste Mann und das klügste Buch verlieren ihre Kraft und Einfluß, sobald der Aberglaube sie mit dem Stempel der Freygeisterey gebrandmarkt hat. Wie wenig hingegen vermag der Spott des Klügern, da der Schwärmer sich und die Wahrheit für eine Person hält. Als Märtyrer leidet er für die Ehre der Gottheit.

Ihn verspotten, heißt nichts anders, als ihn ehren.

Wenn man überdem überlegt, wie viele Hülfsmittel die Aufklärung verlange, und wie wenige zu allen Zeiten im Stande sind, dieselben zu erhalten und zu nützen, so begreift man, daß sie nie so leicht wirken und allgemein werden könne. Wem es nicht an Erziehung fehlte, dem fehlt es vielleicht im künftigen Leben an der nöthigen Zeit. Wer diese bekam, der vermißte dagegen Umgang und Vermögen, und wer mit diesen allen zufrieden seyn darf, der hat vielleicht Recht über seinen Geist zu klagen. Die Erfahrung lehrt daher, daß man die Aufklärung gemeiniglich nur unter einem Theile des Mittelstandes, nie hingegen unter dem Pöbel und selbst unter den Großen und Gelehrten nur selten finde. Gedankenlos geht der große Haufe dahin, ein Sklave seiner Leidenschaften und seiner Gebieter, glaubt, was er hört, und thut, was er muß, genießt, was er kann. Oefter fühlt er die Bedürfnisse seines Magens, als seines Geistes. Der Sohn des Plutus dünkt sich schon weise, weil er reich ist. Täglich versichert es ihm sein hungriger Schmeichler. Sein wichtigstes Geschäft ist, seine Reichthümer zu vermehren, oder zu genießen. Im ersten Falle verengt, im letztern erschlafft er seinen Geist,

Im höchsten Falle besteht seine ganze Weisheit in dem Geschmack an Kostbarkeiten und einigen ergötzenden Künsten, oder auch an den gewähltesten Ueppigkeiten seiner Tafel und seiner Zimmer. Was soll ich sagen von den gefeyerten, oder auch gefürchteten Lieblingen des Glücks? Weil sie höher stehen, als andere, nennt die Welt sie groß, edel, weise. Aber nur wenige von ihnen öfnen der sanften Weisheit das Zimmer, um am geschäftslosen Abend, oder Morgen sich mit ihr vertraulich zu unterhalten. Die meisten haben kaum Zeit genug über ihr Ansehn zu wachen, oder ihre Macht geltend zu machen. Rastlos drehen sie sich in dem weiten Kreise ihrer Geschäfte und Entwürfe, oder auch wohl bloß aller großen Kleinigkeiten und herrlichen Mühseligkeiten der großen Welt herum. Ihr höchster Punkt ist, Menschen und Geschäfte zu lenken, und das Glück zu ertappen und fest zu halten. So sind sie gleich einem Edelgesteine, welcher abgeschliffen auf der Seite, welche man sehen soll, vortreflich glänzt, aber noch manche andere Seiten hat, welche entweder keinen, oder einen falschen Schein geben.

Am sichersten wird man also die Weisheit bey denen finden, welche sie lehren. Weisheit und Gelehrsamkeit sind Verwandte. Aber sie haben auch das Schicksal der Verwandten.

Unter ihnen entsteht am leichtesten Streit. Da Vielwisserey noch immer größtentheils für Gelehrsamkeit gilt, so darf man nicht erwarten, daß sie das Unnöthige vom Nöthigen, das Unwichtige vom Wichtigen und das Falsche vom Wahren sorgfältig genug absondern werde. Und dann kömmt ja doch alles erst auf die Anwendung dessen an, was man weis. Um diese scheinen die meisten Gelehrten so wenig besorgt zu seyn, daß sie sich nur für berechtigt halten, neue Entdeckungen zu machen und den Gebrauch davon andern zu überlassen. Sie sind krähende Hähne so oft sie ein Korn entdecken, nicht damit sie es selbst aufnehmen und genießen, sondern damit sie andere herbeylocken, welche es thun. Auch ist dieß eine große Unbequemlichkeit bey der Gelehrsamkeit. Will man alle Länder ihres unermeßlichen Gebietes durchreisen, so muß es so schnell und eilfertig geschehen, daß man überaus wenig von jedem behält, und will man in einem länger verweilen, oder gar sich niederlassen, so muß man die übrigen aufgeben. Daher die einseitige Kenntniß und der einseitige Geschmack der meisten Gelehrten. Wie oft sieht man unter ihnen einen Denker, welcher nicht sprechen, wie oft einen Redner, welcher nicht denken kann. Der Mathematiker ist fremd in der Geschichte, der Geschichtsgelehrte in der

Mathematik. Der Philosoph hat den feinsten Sinn für die Wahrheit, aber nicht so viel Gefühl, um die härteste Dissonanz in der Tonkunst zu empfinden. So ist jeder Weiser in seinem Fache und ausser demselben Idiot. Und doch glaubt jeder das Recht zu haben, den andern zu verachten. Der Logiker sieht verächtlich auf den Dichter, so wie der Dichter auf den Philologen. Jeder hält sein Fach für das einzige wichtigste, und die Pedanterey glaubt, das Wohl der Welt hange an ihren Kleinigkeiten. Wenn der Antiquar uns eine Cither der alten Hebräer beschreiben kann, so glaubt er der Welt einen größern Dienst geleistet zu haben, als der Philosoph, wenn er uns die Einwirkung unseres Geistes in den Körper anschaulich machen könnte. Indessen kommen sie doch darin überein, daß sie die Wirkungen des bloßen Menschenverstandes und die nöthigsten Kenntnisse des menschlichen Lebens für zu klein und unwürdig halten, als daß sie der Zeit und der Mühe werth wären, und je mehr sie sich in die höhern Regionen verirren, desto mehr verlieren sie die untern aus ihren Augen. Indem Thales unter den Sternen wandelt, sieht er den Graben nicht, welcher vor seinen Füßen ist. Mancher Gelehrte spricht Latein, wie Cicero, und Deutsch, wie seine Magd. Ein anderer berechnet ge-

nau die Einkünfte des Kaisers von China, aber er weis nicht, daß ihm der Concurs drohe. Noch einen andern hört die Gesellschaft mit Vergnügen die Sitten der Egyptier erzählen, indeß sie seinen Anstand belacht. Ein vierter kennt genau alle Männer der Vorzeit, und läßt sich betrügen von allen denen, mit welchen er lebt. Er kennt alle falschen Verfassern untergeschobene Schriften, und ernährt doch selbst in seinem Hause fremde Kinder. Wenn nun die Gelehrsamkeit im allgemeinen so wenig von der Aufklärung abhängig ist, so wird es diejenige noch weniger seyn, welche die öffentlichen Aemter des Staats verwaltet. Den Theologen halten Symbol und Autoritäten, den Rechtsgelehrten Formeln und Cautelen diesseits der Grenzen der Aufklärung zurück, und der Arzt schlüpft leicht jenseits derselben hinaus. Je mehr er die Organisation und den Mechanismus des menschlichen Körpers kennt, desto weniger glaubt er an seinen Geist. Sollte also die Aufklärung schneller wirken und allgemeiner siegen, als die Verfinsterung, so müßte vorher alles eine andere Einrichtung bekommen, unsere Erziehung, unsere Welt und sogar auch unser Geist.

Einer seiner vornehmsten Triebe ist der Trieb nach Kenntniß. Aber bald artet er in

eine bloße Neubegierde aus, welcher es wenig darauf ankömmt, das was sie wissen will, auch zu unterscheiden und zu verbrauchen. Bald wird er von dem natürlichen Hange zum Wunderbaren so ganz verleitet. Kalt gegen das gewöhnliche und natürliche, verlangt er nichts zu sehn und zu hören, was nicht den Anstrich des Wunderbaren und Übernatürlichen hat. Die Eigenliebe erweckt in ihm den dunkeln Gedanken der Größe. Vielleicht dünkt er sich auf diese Art weiter, als andere, und so gar die Natur selbst zu übersehen. Vielleicht glaubt er selbst desto größer zu werden, je wunderbarer die Gegenstände sind, von welchen er umgeben ist, oder für einen vertrauten und erklärten Liebling der Gottheit unter seinen Brüdern zu gelten. Gemeiniglich tritt seine Eigenliebe in den Bund mit der Phantasie wider den Verstand. Leicht sieht er auf diese Art, was er sehen will, und glaubt schon vorher, was er hofft und wünscht. Was soll ich sagen von der so gewöhnlichen Trägheit, welche nur immer nach dem greift, was zunächst, oder obenauf liegt? was von dem angebohrnen Triebe der Nachahmung, welche ohne Bedenken den Weg geht, auf welchem sie Vorgänger sieht? Mancher Geist macht Kleinigkeiten zu wichtigen Gegenständen, da hingegen ein andrer über manches bey weitem [illegible]t unwichtige

und unbrauchbare, als Kleinigkeit verächtlich hinwegsieht. Ueberhaupt ist es eine unangenehme Bemerkung, daß der menschliche Geist sich so leicht von der Mittelstraße verliert, und daß sein Verstand und sein Herz so selten gleichen Schritt hält. Er trägt daher entweder Ketten, oder zerbricht sie, ist entweder blinder Sklav, oder unbändiger Rebell. Was hilfts ihm daher, wenn er über die Zwischenlinie vom Aberglauben zum Unglauben, so leicht hinüberschlüpft? Er bleibt in jedem Falle blind, es bienet ihn die Nacht oder das Licht. Verstand ohne Herz macht zwar klug, wenn man so will, aber nicht weise. Seine Aufklärung ist nicht das Licht der Sonne und des Tages, sie ist nur die augenblickliche Erhellung des nächtlichen Blitzes, auf welchem es jedesmal finsterer wird, als vorher. Auf der andern Seite kann ein gutes Herz eben so leicht schaden, wenn es die freye Untersuchung für gefährlich und den nöthigen Zweifel für unerlaubt hält. Wie selten ist nun nicht ein Geist, welcher durch alle diese Klippen glücklich den Hafen erreicht, ohne entweder auf den Syrten zu stranden, oder auf dem offenen Meere zu scheitern?

Soviel kostet es, ehe der menschliche Geist so weit kömmt, daß er die ungerechten Ketten des Denkens abwirft, und die nöthigen Gesetze

der Vernunft beybehält, oder nicht nur über äußere Urtheile, Gefahren und Vortheile, sondern auch über das innere Gefühl einer übelverstandenen Religiosität sich hinaussetzt. So wie niemand leicht sich heller und weiser stellen kann, als er in der That ist, so beruht hingegen die Verfinsterung in vielen Fällen auf bloßer Verstellung. Verstellt? oder wahr? Der Schade für die Welt ist gleich groß, und immer desto größer, je mehr der es ist, welcher sie heuchelt. Ueberdem, wie könnte die Aufklärung gleichen Schritt halten, da jeder noch so Verfinsterte sich für schon genug erleuchtet hält, und hingegen der Mann von wirklich hellen Einsichten, aus welchen Gründen es auch immer geschehe, sich in sich selbst verschließt. Seine Weisheit ist alsdenn nichts anders, als die geheime Lehre der Alten, nichts anders, als das Licht unter dem Scheffel. Wenn es endlich die Frage ist; welcher von beyden zur Gegenseite sich leichter lenken lasse, so darf man, um sie zu entscheiden, nur die Grundsätze anführen, nach welchen beyde handeln.

Der letztre geht ohngefähr von diesen Grundsätzen aus. Es ist nicht möglich, daß alle Menschen einerley denken und empfinden. So verschieden sie in andern Rücksichten sind, eben so sehr sind sie es in Absicht auf ihre Vorstellungen. Dies ist so gar sichtbare Absicht der Natur.

Diese Vorstellungen hängen von äußern Veranlassungen und Lagen ab, welche der Mensch nicht nach seiner Willkühr bestimmen kann. Was jeder nach seinem Verhältnisse, Kräften und Lage für wahr halten muß das ist zum wenigsten für ihn Wahrheit. Wahrheit können wir in diesem Leben nie vollkommen, nie lauter und unvermischt finden. Mehr oder weniger davon macht den ganzen Unterschied, nach seinen unzähligen Abstufungen, zwischen dem Weisen und Thoren aus. Auch der weiseste kann irren. Nichts, was ein Mensch sagt, ist untrüglich. Wahrheit hängt nicht von einer Sekte, Schule oder Zeitalter ab. Sie kann nie in Formeln gezwungen werden. Denn sie stirbt unter dem Zwange, und gedeiht unter der Freyheit. Wer nie anders denkt, als ihm vorgeschrieben ward, hat seinen Geist umsonst, wer davon abweicht, hat zum wenigsten den Vorzug, daß er denkt. Zweifeln, ist der einzige sicherste Weg zur Wahrheit. Wer nie gezweifelt hat, der hat auch keine Wahrheit, selbst wenn er sie hätte. Das meiste beruht auf bloßer Wahrscheinlichkeit. Meinungen sind in den meisten Fällen unstrafbar und unschädlich, und die Tugend von ihnen unabhängig. Ueberhaupt kömmt es nicht auf Meinungen an, sondern auf Thaten. Den Irrenden muß man ertragen, nicht verfolgen,

bekehren, nicht verketzern, überzeugen, nicht mit Zwange bekehren. Das letzte wäre nicht nur vergeblich, sondern auch unmenschlich. Einsichten können und müssen sich immer ändern. Jeder muß annehmen, daß er nach zehn Jahren über viele Punkte anders denken wird, als jetzt.

Nichts ist leichter, als aus diesen Grundsätzen auf seine Handlungsart zu schließen. Mißtrauisch gegen sich und andere, glaubt er die Wahrheit noch nicht ergriffen zu haben, sondern nur auf ihrer Spur zu verfolgen, und entschlossen, nichts anzunehmen, wovon er nicht vorher sich überzeugt hat, zweifelt er, prüft, verwirft, nimmt an, und verwirft gleich darauf wieder. Gleich einem Wechsler, welchem kein Agio zu hoch ist, tauscht er unaufhörlich die gesammelten Münzen gegen bessere um. Gleichsam ohne Gründe etwas anzunehmen und zu verwerfen, hält er wenig für wahr, weil er das Gegentheil so oft erfuhr, aber auch nichts leicht für so abgeschmackt, was nicht zum wenigsten eine Prüfung verdiente. Eben die Grundsätze, welche ihm die beständige Verbesserung seiner Einsichten zur Pflicht machen, erlauben ihm so gar auch, dieselben zu verschlimmern. Wie oft macht Alter oder Krankheit aus einem Aufgeklärten einen Schwärmer.

Nicht so der verfinsterte Geist. Indem er ausser seiner Sekte keine Wahrheit, und ausser seiner Wahrheit keine Seligkeit anerkennt, oder seine Meinungen für wichtiger hält, als seine Pflichten, oder jede Sache überhaupt schon so entschieden glaubt, als sie es in seinen Augen ist, oder Zweifel für sündlich, Prüfung für unnöthig, andere zu bekehren für Verdienst und sie zu verfolgen für Menschenliebe erklärt, was thut er da anders, als daß er die Veränderung seiner Einsichten unmöglich macht? Hierzu kommen nun noch andere besondere Gründe. Bald glaubt er nichts aufopfern zu dürfen, wofür die Vorfahren stritten, lebten, starben, bald hält er seine Gründe deswegen für wahr, weil sie unzähligemal schon vorgebracht wurden, oder weil er das ganze Alterthum und also die meisten für sich hat, bald findet seine Eigenliebe es beschimpfend, andern und besonders jüngern nachzugeben, bald fühlt er, daß er unter den Neuern kaum bemerkt werden würde, da er doch unter den Vertheidigern alter Meinungen noch immer glänzen kann, bald kann er andere Vorstellungen und Gründe weder fassen, noch beurtheilen, oder hofft von den seinigen, als den stärksten an der Zahl noch immer den leichtesten Sieg. Selbst mit den Jahren wird der Geist eben so unbiegsamer, wie sein Körper. Wel-

cher Zufall könnte nun wohl Gründe erschüttern, welche einmal so lange und tief eingewurzelt sind? Welcher Streit Einsichten wankend machen, über welche schon so zuverläßig entschieden ist? Und was sollte auch jeder Streit in diesem Falle, da beyde Theile der Rechtenden nicht einerley Gesetz und Richterstuhl anerkennen?

Wenn die Welt im Ganzen künftig das bleibt, was sie bisher war, so kann der Aberglaube bisweilen in ihr herrschend werden, aber der Unglaube nie. Der erste kann die Welt nur zerrütten, der zweyte würde sie ganz zerstören. Daher scheint die Natur schon darauf gedacht zu haben, daß er nie siegen könne. Vors erste ist theoretischer Unglaube nur immer das Werk weniger, welche Zeit, Vermögen, Kraft und Willen genug haben, ihren Verstand zu mißbrauchen. Da der Freygeist überdem weder zu einer Art von Ueberzeugung je gelangen, noch auch die so vielfache laute Stimme der Wahrheit der Natur ganz unterdrücken kann, so glaubet er nicht nur immer noch vieles, sondern kann auch so gar wieder auf das Gegentheil hinüber fallen. Wie mancher läugnete die Vorsicht, und glaubte doch an seine Träume. Ein anderer spottete über die Unsterblichkeit seines Geistes, und hörte vor seinem Krankenbette

ängstlich die Erzählungen seiner Wärterinn. Noch ein anderer fand es im ganzen Leben nicht nöthig, sich um die Gottheit zu bekümmern, und nahm im Angesichte des Todes sehr andächtig die letzte Oehlung. Ueberhaupt ist der kluge Freygeist geneigter, das Vorrecht des Unglaubens für sich zu behalten, als es andern aufzudringen. Auch würde es ihm nicht gelingen, wenn er es wollte. Denn wenn es ihm auch nicht an gewaltsamen Mitteln fehlte, so fehlt es ihm doch an dem nöthigen Scheine des Rechts. So wie der Aberglaube sich in das Vorurtheil einhüllt, als wolle er den Himmel beschützen, so kann hingegen der Unglaube dem Verdacht, den Himmel bestürmen zu wollen, nie ausweichen. Zu den Fahnen des Aberglaubens schwuren schon oft ganze Heere. Vor seinem ausgestellten Panier würden sie muthlos zurückfliehen. Denn was hat er nicht alles wider sich? Das Urtheil des Vernünftigen, so wie des Blödsüchtigen, das edle Herz eben so wohl, als das schwache. Schon sein bloßer Name ist Beschimpfung und sein Anblick ist die gefürchtete Erscheinung eines verpesteten Menschen. Selbst die Politik nahm schon oft den Aberglauben in Schutz. Aber gegen den Unglauben wird sie sich immer erklären. Leichter kann freilich praktische

Freygeisterey sich über ein Volk und Zeitalter verbreiten. Aber doch nie leichter, als eben an der Seite der Schwärmerey. Da Genuß ihr Hauptzweck ist, so ist sie gleich geneigt, alles zu glauben, was sie nicht stört, und alles zu verwerfen, was sie hindert. Ein Beweis hiervon ist Rom unter seinen Kaisern so wohl, als unter seinen Päbsten.

Gesissentliche Ausbreitung und gesissentliche Bestreitung des Aberglaubens sind der wahren Aufklärung gleich gefährlich. Beyde führen am Ende zur Freygeisterey. Die erste empört die Vernunft und erbittert das Herz. Der menschliche Geist, welcher für seine angebohrne Rechte kämpft, geht leicht in der Hitze des Streits zum Gegentheil hinüber. Zu allen Zeiten haben die wenigsten Kraft und Zeit genug, das ächte Gold zu unterscheiden. Sie schütten es also mit den Kohlen zugleich aus. Ein Beweis hiervon ist wiederum Rom, unter seinen Kaisern so wohl, als unter seinen Päbsten.

Die Wahrheit macht ihre glücklichsten Eroberungen nur im Frieden. Im offenbaren Kriege mit dem Aberglauben kann sie leichter verlieren als gewinnen. Denn gebraucht sie ihre Waffen mit Schonung, so glaubt ihr Gegner, sie habe nur schwache Waffen, welchen sie

nicht trauen dürfe. Stürmt sie hingegen, so macht sie ihre Feinde erhitzter und ihre wahren Freunde kälter. Auch verliert sie alsdann die so nöthige Meinung der Toleranz. Ohne diese werden ihre Absichten verdächtig und ihre Waffen stumpf. Ueberdem kann es nicht anders seyn, als daß für beyde Partheyen manche seichte Vertheidiger auftreten. Die Folge davon ist, daß man das Alte verwirft und das Neue nicht annimmt. Endlich nimmt man bald zu hohe Farben, oder wirft hinweg, was noch stehen könnte, oder reißt das ganze Gebäude nieder, ohne ein anderes, besseres an seiner Stelle wieder aufzuführen, oder bereitet die Welt zur Aufnahme des Lichts nicht genug vor. Das blöde Auge, in welches es plötzlich hineinfällt, sieht nun gar nichts mehr. Die Wahrheit sollte auf der Erde eben so aufgehen, wie die Sonne am Himmel, welche allmälig und langsam am Horizont heraufkömmt, und die von Zeit zu Zeit ihr entgegenstehenden Wolken ohne Geräusch und Sturm durch ihre sanfte Macht zertheilt, bis sie am Mittage die ganze Welt erleuchtet. Aber dies ist nicht der Gang des menschlichen Geistes, nicht der Gang der Welt.

Wenn der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft eintritt, so geht er zuerst in den Stand

der

der Menschheit über. Nur so wird er, was er werden kann. Außer ihr ist und bleibt er Barbar. Wollten wir auch die beständige Ebbe und Fluth der Staaten, ihr unaufhörliches Streben gegen einander, und endlich alle die Unvollkommenheiten abrechnen, welche so mancher unter ihnen sichtbar genug drücken, so würden doch die meisten Hindernisse der Aufklärung noch nicht hinwegfallen. Jede politische Einrichtung gibt dem menschlichen Geist eine gewisse Form, in welche er selbst unvermerkt sich einschmiedet. Immer noch dünkt er sich frey, weil er seine Fesseln nicht fühlt. Aber ohne es zu wissen, geht er seinen schon vorgezeichneten Gang, nervenlos und sklavisch unter dem Despotismus, und überspannt und unbändig in der Republik. Auch vereiniget er sich bald in einen gewissen Nationalsinn. Ein Volk, welches ihn nicht besitzt, ist ein großer Körper, welcher nie selbstständig handeln kann, weil er keine Seele hat. Eine Nation hingegen, unter welcher er herrscht, hat nur einen Gesichtspunkt, bey welchem sie alle andere Gegenstände aus den Augen verliert. Der Phönizier kennt nichts als Gewinn, der Spartaner nichts, als Sieg. Der Gallier lehrt allen Nationen gefällige Sitten und Künste, und lernt von ihnen erst spät

die Kunst glücklich zu werden. Der Badaver führt das Gold aller Nationen bey sich ein, aber nicht ihre Künste. Der Britte behält seine Großmuth, seine Reichthümer und seine — Gesetze. Und der Spanier glaubt andächtig an seine Ahnen und seine Autosdafe's.

Freyheit ist unstreitig die unentbehrlichste Nahrung des Geistes, wenn er gedeihen und wachsen soll. Aber wo war der Staat, welcher sie je vollkommen genoß? Die freyen Athener verketzern ihre Anaxagoras, und verdammen ihre Sokrates. Ihre Redner durften es eher wagen, den Staat zu erschüttern, als eine Meinung. Und in Rom vermochte der Pontifex auf dem Kapitol oft mehr, als der Consul im Senat. Diese gerühmte Freyheit bestand doch nur größtentheils darinn, daß jeder Bürger einen nähern Antheil an dem Staate nehmen durfte, und weniger eingeschränkt von so manchen andern Verhältnissen, einen freyern Wirkungskreis und offnere Aussichten hatte, alles zu werden und zu erlangen, wornach er strebte. Es war die Freyheit des Staats, aber nicht des Denkens. Die Wahrheit und ihre Untersuchung verwies man in die finstern Schulen der Philosophen, welches der ganz unrechte Ort war, wenn man darauf ausging, Macht, Ehre und Reichthümer zu erlangen. Sicherer

war in dieser Rücksicht der Rednerplatz, wo bald die schimmernde Kabale, bald die glänzende Beredtsamkeit siegte. Kein Wunder, daß die vorzüglichsten Köpfe auf demselben erschienen und kämpften. Andere, welchen es nicht so wohl um Macht und Ansehn, als um Beyfall und Bewunderung zu thun war, versuchten sich in den schönen und gefälligen Künsten. Sie kannten ihren Geist kaum und thaten doch durch ihn Wunder. So vergötterte Athen und Rom seine Redner, Dichter und Künstler und überließ es der Nachwelt, seine Philosophen zu hören und schätzen. Einige derselben erniedrigten sich an den Tafeln der Großen zu dem unrühmlichen Amte, welches unsere Poeten vor hundert Jahren unter uns sich gefallen ließen. Da man alles werden und alles erlangen konnte, so richtete der Geist seine ganze Kraft auf Reichthum, Macht und Herrschaft. Weisheit ward entweder für entbehrlich, oder doch für ein bloßes Mittel angesehen. Wer seinen Geist fühlte, der glaubte sich zum Demagogen geschaffen. So würde er, je nachdem die Umstände wollten, ein Cäsar, oder ein Catilina. Das große Rad des Staates ward durch unaufhörliche Eifersucht, List und Gewalt, Aufruhr und Krieg abwechselnd herumgetrieben und aufgehalten.

Es ging der gerühmten Freyheit, wie allem dem, was glänzt, sie dauerte kurze Zeit. Sie fiel schneller und tiefer, als man je glauben konnte. Eben der Geist, welcher vorher keine Gesetze erkennen wollte, trug gleich darauf geduldig die Ketten des Sklaven.

Ueberhaupt scheint jede Nation nur einen Zeitpunkt zu haben, in welchem sie der wahren Aufklärung fähig ist. Dies ist der Scheidepunkt, wo sie von der ersten Einfalt zum Ueberfluß übergeht. Man sollte glauben, viele Nationen hätten diesen Zwischenpunkt gar nicht gehabt. So schnell war der Uebergang von dem einem zum andern. Unwissend schwach und dürftig tritt der Mensch in die Welt. Roh und unbändig ist seine Empfindung, und einzeln und ungebildet liegen in ihm die Begriffe des Rechts und des Unrechts, des Guten und Schönen. Er kennt wenige Laster und wenige Tugenden. Sein erstes Leben verfließt unter dem Gefühle seiner Bedürfnisse und unter Streben, Kampf und Gewaltthätigkeiten sich dieselben zu verschaffen. Der Jüngling fühlt die höhern Bedürfnisse seines Geistes. Frey von Sorgen und rastlosen Bestrebungen nach Reichthum, Ansehn und Macht, ohne große Ansprüche und Leidenschaften und reich an Kraft und Zeit, lebt er für sich und seine Ausbildung. Nicht

so der Mann. Wichtige und unwichtige Geschäfte, große und kleine Leidenschaften, nöthige und unnöthige Zerstreuungen drehen ihn in dem unaufhörlichen Kreise, aus welchem er fast nie zu sich selbst zurückkömmt. So wie erhitzte Thätigkeit ihn zurückhält, so drückt kalte Trägheit den Greis nieder. Die Zeit der Jugend war also die einzige Zeit der Bildung und Aufklärung. Ward diese versäumt, oder verkürzt, so konnte er freylich bey wachsenden Jahren durch glückliche Umstände emporgehoben manches so gar auffallende unternehmen und ausführen, und Reichthum und Ansehn erhalten. Aber den Zeitpunkt der wahren Aufklärung durfte er nie wieder erwarten. Denn er war schon über denselben hinaus.

Dies Bild des einzelnen Menschen ist gewißermaßen auch das Bild ganzer Nationen. Roh und ungebildet in ihrer Kindheit nähern sie unvermerkt sich ihrer Jugend, welche von der Erfindung der Wissenschaften mit Recht ihre Bildung erwartet. Aber gemeiniglich verschließen innere und äußere Unruhen ihnen den Eingang, oder rauben doch die nöthige Zeit mit ihnen vertraut zu werden. Oder alle Künste ziehn, aus irgend einem zerstörten Staate vertrieben, mit dem ganzen Gefolge ihrer Ueppigkeiten und Schwelgereyen plötzlich ein. Ihre

Gegenwart erkennt man alsdann gemeiniglich nur an den vermehrten Bedürfnissen. Man verlangt von ihnen die Bedürfnisse, welche man fühlt, und erläßt ihnen dagegen die Weisheit, welche man entbehren kann. So sehn die Künste gar bald sich aus Priesterinnen der Wahrheit zu bloßen Dienerinnen des Vergnügens erniedriget, und Nationen werden reich, groß, mächtig, blühn und gehn unter, ehe sie weise wurden. So blüheten einst die Assyrier und Perser. Aber es war eine erkünstelte Blüthe ohne Frucht. Immer will der menschliche Geist lieber glänzen, als nützen. Wenn er daher auf dem ordentlichen Wege wenig Neues noch zu finden hoffen darf, so verliert er sich auf Abwege, und so bald er durch seine natürliche Schönheit kein Aufsehn mehr machen kann, nimmt er seine Zuflucht zur Koketterie und zur Schminke des erkünstelten Witzes. Barbaren konnten nur Rom, aber nicht zugleich seinen guten Geschmack zerstören. Dies hatte das Zeitalter der Seneka's schon vorher gethan. Wenn nun aber die Rauhheit eines Volks die Weisheit nicht einläßt, und die schnelle Verfeinerung sie verdirbt, wenn die Armuth sie nicht ernähren kann, und der Ueberfluß sie verzärtelt, wenn lange Kriege sie verscheuchen, und lange Ruhe sie entnervt, wenn die tobende Demokratie sie nicht hört, und der

finstere Despotismus sie nicht hören will, wenn wenn es der Republik gemeiniglich von innen, und der Monarchie von außen an Ruhe fehlt, so kann man leicht begreifen, wie selten und kurz der Zeitpunkt sey, auf welchen eine Nation der Aufklärung fähig ist.

Aber ein Staat sey auch noch so vollkommen, wird er verhindern können, daß nicht die niedrigsten Klassen des Volks die zahlreichsten, und gewisse Trennungen der verschiedenen Stände und Ordnungen nöthig bleiben? Dies leztere hindert sie, sich so nahe zu kommen, daß sie einander berühren, und ihre elektrischen Funken mittheilen könnten. Gedankenlos, wie die meisten Gewerbe, von welchen er lebt, geht der große Haufe dahin. Seine Wünsche gehn größtentheils nicht über die Bedürfnisse des künftigen Tages hinaus. Es wird ihm leichter, die wenigen Kenntnisse der Jugend zu vergessen, als zu vermehren. Selbst die Geschäfte der höhern Stände, sind sie nicht so eingerichtet, daß eine längere Gewohnheit in den meisten Fällen zu ihrer Verwaltung hinreicht, und daß man eine lebendige Maschine werden kann, ohne sein Amt zu verlieren? Der Mann von hellen Einsichten kann so gar öfter seinen Geschäften schaden, wenn er bald mehr Licht, bald einen andern ungewöhnlichen Gang in dieselben hinein-

bringen will. Aufklärung bleibt daher zu allen Zeiten nur das freiwillige Vorrecht einzelner, welche das Bedürfniß fühlen, so wie von jeher im allgemeinen mehr für die Verfinsterung, als für die Aufklärung geschah.

Blättern wir nur ein Jahrtausend in der Geschichte zurück, wie vielfache Beschimpfungen und Kränkungen erlebte der menschliche Geist nicht in dieser Zeit. Die Welt sah Fürsten bald an dem Gängelband eines Mönches gehorsam geleitet, bald absichtlich in Dunkel eingehüllt, um ihre Leidenschaften und Absichten hinter demselben zu verbergen, bald mit der Fackel des Krieges Länder nicht erleuchten, sondern verbrennen, bald ihren Arm und Waffen dem verfolgenden Fanatismus gefällig leihen. Sie sah Männer, die edelsten und weisesten ganzer Nationen im Exil oder auf dem Scheiterhaufen, sah Irthümer zu Wahrheiten gestempelt und aufgedrungen, und Wahrheiten vom Bannstrahl vertilgt, sah Bücher verdammt, Büchersäle verschlossen und — die Bibel verboten, sah die Wahrheit an einen gewissen Stand, Personen und Parthey gebunden, Richter der Meinungen und Gewissen gesetzt und einen Richterstuhl errichtet, welcher jeden verbrannte, welcher die Messe nicht hörte. Sie sah Ströme von Menschenblute fließen, und hunderttausend in einer

Nacht erwürgt, oder durch einen Befehl vertrieben, weil sie an die Gottheit eines Bösewichts nicht glauben konnten. Sie sah endlich Concilien, Symbole, Eide, Normalbücher und ein Richteramt, welches bestimmte, was wahr seyn sollte, und die Kinder des Verstandes schon verdammt, ehe sie geboren wurden. So arbeitete alles an der Verfinsterung der Welt, Gelehrte und Ungelehrte, Freunde der Wahrheit so wohl, als ihre Feinde. Diese mit Absicht, jene ohne es zu wissen. Die Wissenschaften selbst ließen sich zu diesem widernatürlichen Dienste gebrauchen. Sie eröfneten und leerten das ganze Zeughauß ihres Aristoteles um mit seinen Spitzfindigkeiten sich gegen Gründe zu waffnen. Und wer könnte alle die unglücklichen Erfindungen aufzählen, ehe der Knecht aller Knechte zu Rom es dahin brachte, daß er auf Kaiserkronen treten konnte? Aber nicht nur vom Abend her war der Horizont mit dunkeln Gewölken umzogen. Auch vom Morgen her kamen ihnen andere entgegen, um mit ihnen sich zu vereinigen. Stambul und Rom schienen bestimmt zu seyn, die Welt zu verfinstern und zu beherrschen. In diesem großen Zeitraume fand die Aufklärung nur zweymal gekrönte Freunde und Beschützer. Karl der große trat auf, so ward es Morgen. Aber gleich darauf folgte wieder eine lange Nacht von tausend Jahren.

Nun erschien Friedrich der Große und es ward Tag!

Ehe dies leuchtende Gestirn an Germania's Himmel erschien, hatte man schon manche Anstalten zur Erleuchtung der Welt gemacht. Man hatte hohe und niedere Schulen eröfnet, Akademien und gelehrte Gesellschaften gestiftet, Büchersäle angelegt, große Gelehrte und Künstler belohnt, den öffentlichen Stand der Lehrer mit Einkünften, Ansehn, Vorschriften und Aufsehern versehen, Lehrbücher entworfen und eingeführt, und durch Hülfe der geschäftigen Presse ein unübersehbares Heer von Schriften in die Welt hineingebracht. Diese Anstalten thaten etwas, aber bey weitem nicht alles, was man erwartete. Erweckung und Anwendung der Denkkraft, die Seele der wahren Aufklärung konnte durch sie nicht sonderlich genesen. Größtentheils bestrafen diese Anstalten mehr die Gelehrsamkeit, als die Erleuchtung. Sie waren also nur für wenige da, welche Antheil daran nehmen konnten. Was man schon oft gesehn hatte, sah man auch hier, Gelehrsamkeit ohne Aufklärung. Der Geist schmiegte sich in seine bestimmte Form und die Wahrheit ging einher in den Fesseln der Schule. Niedere Schulen brachten ihre Zeit damit zu, an den Schaalen der alten Autoren zu nagen, höhere Schulen, Distinktionen

zu erfinden, Akademien darüber zu streiten, und Sorbonnen sie zu verdammen. Aufseher wachten unaufhörlich über die eingeführten Systeme, und Theologen über die Vernunft. Ihr freyer Gebrauch war das Vorrecht des einzigen Künstlers. Daher jene häufigen Widersprüche, Gelehrte ohne Geschmack, und Philosophen ohne Wahrheit!

Aber könnt ich deine größte und edelste That vergessen, o Germania, und den großen deutschen Mann, der sie dachte und that? Er stürzte den Koloß des geistlichen Despotismus, und entwand Rom den Blitz aus der Hand, welchen es durch die schauderhafte Nacht so oft und fürchterlich schleuderte. Plötzlich fühlten Könige ihre Kronen und Unterthanen ihren Geist. Gleich einem befreyeten Gefangenen konnte er es kaum glauben, daß er frey sey. Aber das Licht drang vom Throne herab bis in die Hütte. Ihm folgt in der Nähe Glück, Sicherheit und Tugend, und Teutschland siegte durch Weisheit, wie vorher durch Waffen.

Dies ist dein Werk, großer deutscher Mann. Seitdem ist dein bloßer Name uns ein Triumph. Und doch, wenn du bisweilen unter uns verweilst, um dein großes Werk zu prüfen, so vergib uns, ehrwürdiger Schatten, daß du uns da noch findest, wo du vor dreyhundert Jahren

uns verließest! was sag' ich? daß du so gar einige Schritte zurück uns antrifft. Sieh, wir haben noch getreulich von dir deine Schriften, Meinungen, Einrichtungen, Namen, kurz alles — nur nicht deinen Geist, gleich dem Jünger des Elias, welcher statt des Geistes seines Lehrers, nur seinen Mantel zurückbehielt. Du wußtest, daß dein Werk noch nicht vollendet sey, aber gleich, als wäre es auf immer vollendet, gehn wir, um nicht über die Grenzen hinaus zukommen, absichtlich einige Schritte zurück. Du hattest großmüthig die Fesseln der freyen Vernunft zerbrochen. Aber bald nach deinem Tode wurden deine Schriften neue Ketten. So wie du auf die Bibel verwiesest, so verwies man die Welt auf dich. Man schwur auf deine Meinungen und deinen Namen. So wurden Fortschritte unmöglich, und Trennungen und Verfolgungen der Völker unvermeidlich. Der Name eines Reformators war bey dir Ehre, unter uns wäre er Schande, und so wie dein Zeitalter dich als Freygeist verdammte, so würde es das unsrige wieder thun, wenn es viele deiner Meinungen einsehn wollte. Selbst vor dem nahen Tode schämtest du dich nicht, Einsichten zu ändern, und Meinungen zurückzunehmen — aber wer dürfte es wagen, deinen Catechismus zu ändern, welchen du vor

dreyhundert Jahren für einfältigen Pfarrherrn schriebest?

Wenn daher für die Aufklärung von jeher auch noch so viel geschehen wäre, so hatte es doch nicht gleiche Wirkung. Gesetzt, man hätte einen Befehl einen alten Irthum zu glauben, und einen entgegengesetzten Befehl ihn nicht zu glauben, welcher von beyden würde weniger Widerspruch und mehr Gehorsam finden? Im ersten würde der größte Theil aus Unwissenheit nichts bedenkliches finden, oder sich damit beruhigen, daß der, welcher das Recht hat zu befehlen, auch das Recht habe, Wahrheiten zu machen. Der kleinere aufgeklärtere Theil hingegen würde in der Stille seufzen, sich Glück wünschen, daß Gedanken weder befohlen, noch gestraft werden können, und in der guten Absicht, alte Rechte zu beschützen, eine Entschuldigung finden. Nicht eben so im zweyten Falle. Der Verständige würde es für einen Eingriff in die Menschenrechte und der Unwissende für einen Eingriff in die Rechte Gottes und der Religion und für ein ausgestelltes Panier des Unglaubens ansehn. Auch schon aus dem Grunde würde sich die Welt lieber den ersten als letztern Fall gefallen lassen, weil ihr dort etwas gegeben, oder gelassen, hier aber etwas genommen wird. Keinem Fürsten fehlt es an Macht zur Verfin-

sterung. Er hat schon alles für sie gethan, wenn er nichts wider sie thut. Aber die Aufklärung liegt größtentheils außer dem Gebiete seiner Macht. Sein Arm ist gebunden durch die Verträge, durch welche er Religion und Gewissen seines Volks für unabhängig erklärt hat. Was Verträge erzwingen, das thun gute Fürsten freywillig. Der Held, dessen Geist keine Unmöglichkeiten kannte, und überall siegte, wie seine Heere, der Sieger bey Roßbach und Lissa wich vor dem Schatten eines Theologen *). Völker werden von einer wahren oder falschen Politik beherrscht. Jene ist tolerant, mild und weise. Sie befiehlt zu thun, aber nicht zu glauben und zu denken. Gern erkennt sie die Rechte des Geistes und der Menschheit. Weil sie kein Glück ohne Tugend und keine Tugend ohne Weisheit kennt, sucht sie ihre Völker zu erleuchten, desto sicherer auf dem Thron, je heller es um denselben wird. Aber ihr Licht geht einen sanften unmerklichen Gang. Sie zwingt keinen, es zu bemerken, und straft keinen, welcher es nicht annahm. Ganz anders handelt die falsche Politik. Da sie ihr menschenfeindliches Spiel nur im Dunkeln spielen kann, so muß sie vor jeder Aufklärung zittern. Daher wird sie dieselbe bald durch manche gewaltsame

*) Porsts Gesangbuch.

und listige Mittel bald auch dadurch zu verhindern suchen, daß sie dieselbe als gefährlich und schädlich vorstellt. Sie wüthet nach ihrer Meinung im Gallier und rebellirt im Belgen. Zwar wenn Befreyung vom Despotismus und Wiederherstellung der Freyheit und Menschenrechte die Folge davon wäre, so könnte sie diesen Vorwurf ertragen. Denn er wäre so gar Lob. Aber sie kann auch ein Lob nicht annehmen, an welchem sie so sichtbar keinen Antheil hat. Denn im Gallier rebellirt der Magen und im Belgen der Fanatismus. Der Mönch mit dem Crucifix tritt der Aufklärung entgegen, um auch so gar ihre ersten Strahlen abzuhalten. Es ist der Streit der Nacht, mit dem Tage nicht des Tages mit der Nacht. Die künftige Geschichte hat also einen Beweis mehr, daß verfinsterte Staaten eben diejenigen sind, welche jede Art von Unordnung und Aufruhr am meisten begünstigen. Ein Leibnitz findet am leichtesten alle Unbequemlichkeiten und Unvollkommenheiten in der Natur. Aber er überzeugt sich auch am vollkommensten, daß sie bald in der nöthigen Einschränkung der Welt ihren Grund haben, bald nur scheinbare oder kurze Uebel sind, bald von unzähligen größern Vollkommenheiten so ganz aufgewogen werden. Daher hindert ihn seine Weisheit nicht, ein ruhiger und guter Un-

terthan zu seyn in dem großen Reiche Gottes. Der Thor ist es aus Gewohnheit und nur im Glück, aber der Weise ist es aus Ueberzeugung und immer. Und in Staaten, wo Menschen herrschen, sollte das Verhältniß umgekehrt seyn?

So vielfach sind im allgemeinen die Hindernisse, mit welchen die Aufklärung kämpfen muß. Und doch hat sie deren noch mehr, zufällige und ungewöhnliche, welche desto gewaltsamer wirken, je seltner sie sind. Oft hatte es die Weisheit so weit gebracht, daß sie von einem Volke gehört wurde. Aber plötzlich erscholl die wilde Stimme des Aufruhrs und sie — verstummte. Oefter noch schwung der Krieg seine verheerende Fackel. Vor ihr verlosch das sanfte Licht der Weisheit. Den Krieger im Panzer scheuen die friedlichen Künste. Und wenn er ihn ablegt, ist er entweder Sieger oder Besiegter. Nur selten dürfen sie den Sieger bey seinem Einzuge empfangen, wie sie den einzigen Friedrich empfingen. Oefter eilte er im Schooße der üppigen Ruhe dem Genuß seiner erstrittenen Schätze zu, indeß der Besiegte muthlos das Joch der Sklaverey und der Armuth trägt. In beyden Fällen sterben die Künste. Dort an der Wassersucht, hier an der Auszehrung. Manche Nation ward durch öffentliche Unglücksfälle

und

und allgemeine Plagen an den Fortschritten ihres Geistes gehindert, indeß eine andere vom Glück begünstiget, und vom Geiste des Gewinns und der Handlung beherrscht ihre Segel spannte, um die Schätze der Welt einzuführen. Sie stand jetzt eben auf der ersten Stufe der Aufklärung. Aber sie ging so schnell zur üppigen Schwelgerey über, daß die langsamere Weisheit sie nicht wieder einholen konnte.

Man darf sich daher nicht wundern, daß man so wenig aufgeklärte Nationen in der Geschichte findet, und daß selbst diejenigen es so wenig waren welche doch am meisten schienen. Der Bürger zu Athen und Rom sprach wie ein Künstler und wie ein Staatsmann. Aber ein Bürger Deutschlands würde manchen Archonten beschämt haben, wenn er ihm über die Natur und Bestimmung des Menschen Unterricht gegeben hätte. Wie groß war der Consul, wenn er im Senat ging, und wie schwach, wenn er aufs Kapitol hinaufstieg! Das Verhalten gegen seine Gladiatoren, Sklaven, Kinder, Gattin und Besiegte, wirft einen sehr nachtheiligen Schatten auf Roms gerühmte Aufklärung. Mir war der Römer nie kleiner, als da, wo er am größten sich dünkte, bey seinem Tri-

umph. Reich an Lastern, deren Erfindung selbst einen Satan Mühe machen würde, theilte sich alles in Aberglauben und Unglauben.

Dies konnte nicht anders seyn. Religion ist das einzige wirksamste Mittel der allgemeinen Aufklärung. Sie erleuchtet nicht nur den Weisen des Volks, sondern auch zugleich die grössere Menge, und ihr Unterricht zielt so ganz dahin ab, die Menschheit zu veredeln. Dies konnte man von Roms Religion nicht erwarten. Sie ward erfunden, die Menschheit zu schänden. Die Entstehung der christlichen Religion in der Welt ist also auch zugleich der Anfang ihrer Aufklärung. Soll ich hier die wohlthätigen Verwandelungen berechnen, welche die Welt seit dieser Zeit erfuhr? wie Vernunft und Gewissen ehrwürdiger, Freyheit, Sicherheit und Eigenthum heiliger, die Pflichten der verschiedenen Stände gegen einander unverletzlicher, Duldungsgeist, Menschenliebe und jede Art von Glückseligkeit allgemeiner wurde? Seit dieser Zeit wurde die Erde aus einer Wüste zum Paradiese, und würde gewiß zum Himmel selbst werden wenn die Wahrheit immer reiner erkannt und gewissenhafter ausgeübt würde.

Göttlicher Stifter des Christenthums, das war dein größtes Wunder, daß du die Welt

durch deine Lehre so ganz umschufest, und daß deine größte Weissagung, daß deine Lehre bleiben wird, so lange Menschen gebohren werden. Sie hat Einfältige, welche sie annahmen, nach und nach zu Weisen gemacht, und Weise, welche sie verwarfen, wurden Thoren. All' unsere Schriftgelehrte haben noch nie einen größern Gedanken gedacht, als jenen: Gott ist ein Geist — und all' unsere Philosophen haben noch kein entschiedeneres Grundgesetz erfunden, als jenes: Alles was ihr wollt, daß die Menschen euch thun — — So vortreflich sie auch immer von den höhern Angelegenheiten unsers Geistes, seiner Bestimmung, Bedürfnissen und Erwartungen sprechen und lehren können, so schämen sie sich doch nicht, zu gestehn: Er war das wahrhafte Licht, welches die Welt erleuchtet, wir, wir sammeln nur seine Strahlen.

Licht aus Gott! ach, daß nicht des Aberglaubens und Irrthums fürchterliche Nacht, die so verfinstert und zum schändlichen Monopol herrschsüchtiger Betrüger gemacht hätte! Aber du wurdest verfinstert, wurdest das Monopol blutdürstiger Mönche. Selbst die Künste und Wissenschaften, welche du erzogst und pflegtest, konnten ihre Dienste dir nicht leisten.

Nationen glaubten dich zu haben und wurden unglücklich. Sie rühmten sich zu glänzen, und wußten nicht, daß sie blos schimmerten. So stand der vierzehnte Ludwig, umstrahlt von seinen Helden, Weisen und allen ihren Künsten. Mit der einen Hand bauete er ihnen Altäre, und mit der andern Scheiterhaufen. Abwechselnd schwung er die Fackel der Künste und die Fackel unmenschlicher Kriege und Verfolgungen. Und sein Volk gewöhnte sich daran, seine Könige bald zu vergöttern, bald zu ermorden.

Soll daher die christliche Religion siegen, so setzt sie Freyheit zu denken und zu untersuchen, und den nöthigen Beystand anderer Wissenschaften voraus. In dieser Rücksicht war nie leicht eine Nation aufgeklärter, als die Deutsche, kein Land mehr, als du, o Borussia, und kein Zeitalter mehr, als das unsrige. Schon seit vielen Jahren erwachte der freye Geist der Untersuchung. Philosophie, Kritik, Philologie und Geschichte begleiteten ihn auf dem Wege, welchen er nahm. Ihn hinderte das Alter eben so wenig einen Irrthum zu verwerfen, als die Neuheit, eine Wahrheit aufzunehmen. Das Gebäude der Religion verlor auf diese Art manche seiner falschen und unnöthigen Stützen und Verzie-

rungen. Aber es gewann durch diesen Verlust. So wie es enger und kleiner wurde, so wurde es hingegen auch bequemer und unerschütterlicher. Ueberdem hielt man die Vernunft für ein Erbgut, welches man keinem, wer es auch sey, vorenthalten dürfe. Ihr Gebrauch ward also leichter und allgemeiner. Bald erkannte man ihn an der geschickteren und glücklichern Behandlung der Künste und Gewerbe, an der grössern Sicherheit der Menschenrechte und des Eigenthums, an den mildern Sitten, an allgemeinerem Duldungsgeist und vernünftigerer Vaterlandsliebe. Unerschrocken naheten sich Völker dem Thron, und Fürsten wandelten sicher unter ihren Völkern. Das ist dein Werk Friedrich! und deines Friedrich Wilhelm! Der so lange stockende Strom des Lichts bedurfte einen gewaltsamern Stoß. Auf diese Art bekam er vielleicht auf einmal zu viel Fall. Er ging bisweilen über das Ufer hinaus, und machte ungesunde Seen. Weise wies ihn daher Friedrich Wilhelm in sein Ufer zurück. Natürlicherweise wird er nun leichter und weiter fliessen. Ueberdem schien die grosse Gährung schon vorüber zu seyn, und doch war Wahrheit und Irrthum noch nicht rein genug von einander geschieden. Sie bedurfte also ein neues Fer-

ment, welches für den menschlichen Geist und für die Wahrheit jederzeit eine Wohlthat ist. So im Norden. Aber auch gegen Süden sammelt Karl August alle Strahlen leuchtender Genies in einen Brennpunkt und nähret sie mit seinem eignen Lichte.

Fürchtet indessen nicht, Freunde der Nacht, daß die Wahrheit so schnell und allgemein über die Erde sich verbreiten werde, daß euer blödes Auge dadurch geblendet würde. Diese Zeiten sind noch nicht da und werden auch nie kommen. Glaubt vielmehr an die Bibel und an die Natur: Es wird nicht aufhören Tag und Nacht. — Nur langsam wird sie ihren Weg fortsetzen, gleich der Sonne, welche, wenn sie einmal aufging, weder still stehn, noch zurückgehn kann, ob sie gleich bisweilen verfinstert wird. Ihr Gang ist der Gang einer Gottheit, oft zwar getadelt, aber nie aufgehalten. Ihren Mittag werden wir freylich nicht erleben. Aber was schadet's? Wir wissen doch, daß er kommen muß. Denn wir sahn seine Morgenröthe.

3.

Vom Erfinden und Bilden.

Von

F. v. Dalberg.

Wie oft, th. Fr., saßen Sie an meiner Seite, wenn in Augenblicken süsser Ergiessung meine Seele den Drang fühlte, an das Clavier hinzueilen? wie gerne lauschten Sie dem Spiele meiner Fantasie, wenn bald rasche Uebergänge, bald weiche Melodien, bald die Gesänge der Freude, bald das schmelzende Adagio, Ihre Seele schneller als die Wirkungen des Blitzes in so viele abwechselnde Situationen versetzte.

Nach einem solchen Augenblick frugen Sie mich einst: wie es komme, daß der Strom harmonischer Ideen so abwechselnd in mir läge, und dieselben im Augenblick ihres Entstehens sich in einer solchen Ordnung und systematischen Folge dem Ohre hören liessen?

Ich wußte keine andere Antwort zu geben, als daß ich mich wie durch eine höhere Kraft begeistert fühlte, welche Wille und Ausführung in einen Augenblick verwandelte; es sey nicht anders, als ergösse sich meine Seele in die Fingerspitzen; ich ließ mein Herz dem natürlichen Gefühl des Augenblicks über, und die Töne folgten von selbst.

Meine Wirkungskraft, meine Rührung, liegt mehr im Herzen, als in der Fertigkeit der Finger; ich muß mich für etwas interessiren, um mehr als Töne hervorzubringen; ich muß selbst bewegt seyn, andere zu rühren.

Bisher hatte ich dies Talent blos nach der Eingebung des innern Dranges ausgeübt, ohne Rücksicht auf seine Entstehung zu nehmen, noch Erfahrungen über seine Würkungen auf die Seele zu machen.

Ihre Frage erregte meine Aufmerksamkeit; sie bahnte mir einen neuen Weg der Untersuchung.

Ich nahm mir vor, mein Inneres in den Augenblicken zu beobachten, wenn ich einen Drang fühlte, Empfindungen durch Töne auszudrücken.

Ich sah zugleich, daß diese Augenblicke, wo ich oft die unerwartetsten Tonverbindungen hervorbrachte, Analogie mit dem Zustande

jedes bildenden und erfindenden Menschen haben.

Eine noch reizendere Hofnung machte mich auf diesem Wege fortwandeln; die Aussicht hiedurch einige Schritte näher zur Enthüllung des Geheimnisses zu gelangen: wie der Mensch durch eigne Kraft und Seelenthätigkeit aus sich selbsten schaft, und durch Zusammenreihung mehrerer Dinge ein neues selbstständiges Wesen hervorbringt.

Erlauben Sie, Ihnen meine Beobachtungen und Resultate hierüber mitzutheilen.

* * *

In der frühesten Kindheit äusserte ich Merkmale einer vorzüglichen Neigung zur Musik; man ließ mich sehr frühe das Clavier lehren; ich machte schnelle Fortschritte, und hatte eine ausserordentliche Gelehrigkeit, so daß ich die schwersten Stücke in kurzer Zeit lernte; niemalen aber konnte ich die Fertigkeit erlangen, fremde Stücke in gehöriger Folge auswendig zu spielen, dagegen sammelte sich mein Gedächtniß desto grösseren Vorrath musikalischer Ideen, denn so wenig mir die Läufe und Zierrathen hangen blieben, desto tiefer druckte sich der Geist, und der ganze Umriß des Stückes ein.

Anlage wird mit dem Menschen gebohren, und liegt als Keim in der Seele, aber ihr Ideenreichthum, ihre Ausbildung strömt ihr von aussen, durch das Medium der Sinne zu; wir sind alles durch Erfahrung, ohne sie nichts; wir streben und ziehen die Gegenstände an, zu deren Anschauung unsere Organe vorzüglich gebildet, zu deren Erkenntniß wir Anlage haben.

Dabey ward mir die Musik bald Herzensbedürfniß; als Kind schon fühlte ich den Drang, in Augenblicken inniger Empfindung mich zu ihr als einer Trösterin zu wenden.

Wenn ich gerührt war, wenn ich Kummer hatte, wenn die schöne Natur oder sonst ein anziehender Gegenstand mein Gefühl lebhafter machte, eilte ich an das Clavier, und diese erste rohe Versuche meiner bildenden Gabe erweckten mir unaussprechliche Freude.

Seelige Tage der Jugendzeit! wie süß ist die Erinnerung, als ich zum erstenmal die Meisterstücke der Durante, Leo, Händel, Pergolesi, Glück spielte, und der heissen Sehnsucht diesen erhabenen Gesängen ähnliche Melodien hervorzubringen. So roh und ungeformt diese ersten Versuche waren, hatten sie doch das Gepräge eigner Seelenempfindung und

Ausdrucks, obschon sie aus vorhero gehabten Reminiscenzen und gesammelten Ideen entstanden. Es ist eitles Dichten, daß die Seele aus sich durch eigne Kraft und Selbstständigkeit wirken könne — Was hat sie in sich, das ihr nicht von aussen zuströme? nur die Kraft, die äusseren Erscheinungen in ein Bild zu ordnen und wieder darzustellen, ist ihr eigen, selbst hiezu bedarf sie ein äusseres Medium, an dem sie sich halten könne, es muß dem innern Bewußtseyn ein Stab der Auferweckung — (Sprache, Wort, Zeichen, Ton, Farbe oder wie dies Medium heißt) zu Hülfe kommen, wenn es nicht fortschlummern, und die Sinne geweckt und geleitet werden sollen. Durch Nachahmung, Bildung, Leitung und Lehre muß die Seele zum ordnen ihres Ideenvorraths, zum tiefen Gefühl ihrer Selbstständigkeit und Kraft gelangen.

„Unsere Erkenntniß ist also, ob's gleich freylich das tiefste Gefühl in uns ist, nicht so eigenmächtig, willkührlich und los als man glaubt. Das alles abgerechnet, daß unser Erkennen nur aus Empfindung werde, sieht man, der Gegenstand muß noch durch geheime Bande, durch einen Wink zu uns kommen, der uns erkennen lehre. Diese Lehre, dieser Sinn eines Fremden, der sich in

uns einprägt, giebt unserem Denken seine ganze Gestalt und Richtung. Ohngeachtet alles Sehens und Hörens und Zuströmens von aussen würden wir in tiefer Nacht und Blindheit tappen, wenn nicht frühe die Unterweisung für uns gedacht, und gleichsam fertige Gedankenformeln uns eingeprägt hätte."

„Da hob sich unsere Kraft empor, lernte sich selbst fühlen und brauchen; lange, und oft Lebenslang gehen wir an den uns gereichten Stäben frühster Kindheit; denken selbst, aber nur in Formen wie andere dachten, erkennen, worauf uns der Finger solcher Methoden winkt, das andere ist für uns, als ob's gar nicht wäre."

Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele.

Händel und Pergolesi, Schobert und Bach für das Clavier, waren meine Ideale, aber in den Augenblicken, daß meine Seele sich auf dem Clavier ergoß, war ich nur mit mir, und den Tönen beschäftigt, doch ahndete, suchte, strebte ich fruchtlos im Nachhall dieser Töne zu hören, was meine Seele hineinlegen wollte, es war niemals das; ich dachte reine Harmonien, aber mein Ohr ward durch falsche Zu-

sammenklänge, durch irrige Auflösungen, durch harte Uebergänge so oft beleidigt, daß ich mißmuthig über so viele mißlungene Versuche mich entschloß, die Regeln der Harmonie aus dem Grunde zu lernen.

Ein Meister ward mir beygelegt, der mich ein Jahrlang damit aufhielt, lag aber die Schuld an seiner falschen Lehrart, oder an meiner natürlichen Unfähigkeit, Dinge zu fassen, die mir von anderen beygebracht werden; ich machte langsame Fortschritte; dies bewog mich, es durch eigene Kraft und Mühe zu lernen.

Zuerst suchte ich Rameau hervor, weil sein dunkler Vortrag mir aber nicht anschaulich werden wollte, wandte ich mich an D'Alemberts Auszug des Rameauischen Systems, dem ich Rousseaus Diktionär zugesellte, zugleich (und dies nutzte mir das meiste) spielte ich viele Werke grosser Meister, und suchte mir durch raisonirte Auszüge des Grundbasses, theils durch Bezifferung der Harmonien ihren Geist eigen zu machen *).

*) Unter Anleitung meines verewigten Freundes und Lehrers Holzbauer. Sanft ruhe deine Asche, würdiger Greis — Du hast in deinen Werken deinem Namen ein unvergeßliches Denkmal gestiftet.

Mein Kopf ward bald Ideenreicher, merklich spürte ich den zunehmenden Reichthum musikalischer Wendungen und schnellen Ausdrucks, so daß ich jetzt leichter als sonst jeder Seelenempfindung ihren gehörigen Ton und Ausdruck zu geben wußte. Die Erfahrung bewies mir die Wahrheit des leibnitzischen Sazzes: daß die Musik eine fortwährende Rechenkunst der Seele sey.

Denn was ist Tonkunst anders als Verhältniß und Maaß der Töne? was ihre Ausführung anders, als: die Fertigkeit der Seele, die erworbene Kenntniß dieses Verhältnisses anzuwenden?

Ich nahm nun in Jahren zu. Ich trat in das Jünglingsalter, jene Lebenszeit, wo der Mensch in seiner vollsten Blüthe, lebhaftere Regungen eines Triebes fühlt, der ihn zur Liebe anderer ihm ähnlichen Wesen führt, wo ein neuer Reiz ihm eine bisher noch schlummernde Welt zeigt, wo die Gefühle der Zärtlichkeit, Liebe, Sehnsucht, jene Mischung süßschmerzhafter Empfindungen, allen Gegenständen einen anderen Ton, eine Blüthenfarbe, einen jugendlichen Liebeathmenden Reiz geben; in diesem Morgen des Lebens mögte er tausend Gegenstände anziehen, weil er in jedem etwas von dem Bild der Liebe findet, das sich seine Ein-

bildungskraft dichtet; er suchet ein Wesen, das so vollkommen sey, als seine Seele es träumt, und nachdem er es gefunden, mögte er es ungetheilt, ungestört besitzen; und o seeliger Wahn! was ihm von den Eigenschaften des Bildes seiner Fantasie fehlt, eignet er ihm mit schöpferischer Gabe zu.

In dieser Frühlingszeit des Lebens entwickelt sich die Kunstgabe des Menschen am meisten; sie wächst und reifet mit seinen Kräften, sie wird lebendiger, je mehr sein Herz sich dem Verlangen und der Liebe öffnet.

Ich trat izt in Rücksicht meines Talents in eine neue Epoche; das Herz hatte mehr Theil an meinem Spiel, es wurde rührender und bestimmter, meine Fantasien belebte ein wärmeres Colorit.

Zwar scheint der Augenblick der höchsten Liebe, wo der Mensch alles für das Idol seines Herzens vergißt, nur in und für dasselbe lebt, nicht der zu seyn, worin der Künstler am meisten an Ausübung seiner Kunst denkt, obschon er denn vielleicht mehr Künstler als je ist; aber Liebe allein ist das heilige Feuer, an dem das Herz des Künstlers sich erwärmt.

Meine besten Arbeiten sind aus dieser Zeit; wenn ich in meine späteren mehr Ordnung, Fleiß, Regelmäßigkeit brachte; so waren

sie doch nicht mit dem Fluge glühender Einbildungskraft hingeschrieben, nicht so voll vom Hauch der Liebe; die späteren Werke sind so zu sagen, nur Wiederholungen und Ausdehnungen dieser ersten Aeusserungen meiner selbst. Am meisten fühlte ich Hang für die erhabenen rührenden melancholischen Scenen der Natur, so daß eine Trauermusik, ein Hymnus, eine Ode, ein feyerliches Dankopfer mir besser geräth, als das Lied oder der Gesang der Freude; dieses Gefühl hat mich nie verlassen, und alle Versuche, die ich gegen die natürliche Stimmung meines Herzens gemacht habe, sind mir immer mißlungen.

Mein erster Versuch war ein Stück aus der Messiade; unauslöschbar ist mir dieser Eindruck geblieben; der Gegenstand war die Stelle *) wo Eva voll des erhabensten Ahndungsgefühls die künftigen Schicksale des Menschengeschlechts und seines göttlichen Erlösers beweint.

Ich las es an einem schönen Mayabend; meine Seele war durch innere Empfindung durch die Heiterkeit des Himmels, durch die feyerliche Abendstille, durch das Rauschen eines Stroms, an dem ich saß, durch die Einsamkeit zu

*) im 11ten Gesang.

zu erhabenen Gefühlen gestimmt *); die Stelle machte mich süsse Thränen vergiessen, die Gegend verschwand, und die Scene der Mutter der Sterblichen stand lebend vor mir, in demselben Augenblick wurden alle harmonische Ideen in meiner Seele erweckt, tausend unnennbare Gefühle drängten sich in meinem Herzen, ätherische erfüllten mein Ohr, ich hörte die lieblichsten Uebergänge und Harmonien, aber die Gefühle waren zu mannichfach, um sie auf der Stelle zu entwickeln — Hätte ich niederschreiben können, was mein innerer Sinn im ersten Augenblick hörte, es wäre vollendet dagestanden,

*) Meine besten Compositionen sind in den süssen Augenblicken des Natur- oder Kunstgenusses entstanden; meine Seele kann sich für nichts erwärmen, wenn sie nicht durch einen freyen Ort, durch den Anblick eines Kunstwerks, durch den Zauber der Tonkunst oder irgend einen belebenden Gegenstand geweckt wird. Ich hörte einst zu Rom ein äusserst schönes Miserere absingen, ich war wie in einer andern Welt, meine Augen schwammen in Thränen, als ich nach Haus kam, las ich Dante's Gedicht auf den Tod Beatrice, ich setzte mich an das Clavier, versuchte es mit Noten zu begleiten, der Gegenstand riß mich hin, ein Ton folgte dem andern, und in derselben Nacht vollendete ich diese Cantate.

nur einige Stellen, die mir am lebhaftesten vorschwebten, setzte ich auf, und eilte mit meinem Ideenreichthum nach Haus; ich schlief nicht, den anderen und mehrere Tage brachte ich zu, das Ganze in meinem Kopfe zu reifen, es entwickelte sich immer mehr, bis es lebend vor mir stand; aber wo sind die Worte, den Seelenzustand zu beschreiben, wenn ein vollendetes Kunstwerk in ihr liegt, und nur die letzte gebährende Hand des Künstlers bedarf, um als ein anderes Selbst vor ihm zu stehen; er hat Mühe, sich vom Kinde seiner Fantasie zu trennen, er trägt es so lang als möglich in seinem Innern, und doch! — wenn der Augenblick der Vollendung erschienen, kann er ihm nicht schnell genug durch das Medium der Organe Gestalt geben, die doch so schwach ist, gegen das Bild seiner Seele! — nie genoß ich süssere Augenblicke als jene, wenn mein Geist mit einer Idee erfüllt und gleichsam eins mit ihr geworden war.

Der spätere Drang sie zu entwickeln und darzustellen, erweckt mehr schmerzhafte als angenehme Empfindungen; dunkle Gefühle vermischt mit heterogenen Anschauungen bestürmen die Seele, alle schlummernde Ideen vibriren auf einmal, und erwecken durch das reizbargewordene Nervensystem eine unbeschreibliche Gäh-

rung; alle Kräfte sind gespannt, der Geist zieht sich durch eine innere Anziehungskraft in sich selbst zurück; Bangigkeit, Herzklopfen, Unruhe überfällt uns, die Seele eilt das angefangene Bild ihrer Liebe zu vollenden, mögte es darstellen, und fühlt zugleich das Unvermögen, die Armuth ihrer Werkzeuge ihm den Reiz, die Schönheit, das Leben, was es in ihr genießt, bey seiner Geburt mitzutheilen; wenn nun der Augenblick der Reife erschienen ist, eilt sie so schnell sie kann, ihm Form und Umriß zu geben, aus Furcht, es mögte durch das Medium von Zeit und Raum etwas von seiner Selbstheit verlieren, wenn es ihr endlich enteilt, und vollendet steht, da wähnt ihre mütterliche Liebe, es seye so schön und geistig als sie es gedacht, aber vorübereilende Täuschung! Sie sieht bald, daß das sinnliche Produkt tief unter dem Ideal ihrer geistigen Augen ist; ihre Liebe mindert sich, ja unbefriedigt von ihrer Schöpfung verwandelt sie sich oft in Gleichgültigkeit und Haß.

Bey all meinen Arbeiten empfand ich dies Gefühl; mit Liebe ergriff und umfaßte ich jede Idee, die mir eine neue Seite offenbarte, unbeschreiblich süß war mir immer der Augenblick der ersten Darstellung, aber bald folgte ein

tieferes Gefühl, wie wenig es das erfülle, was ich so lebhaft empfand; ich vergaß bald dieses Produkt, um der Bildung eines neuen zuzueilen; ein immer reges Streben, vollendetere Werke zu schaffen, belebte mich, gleichwohl fühlte ich, daß wie jedes geschaffene Wesen, auch ich ein gewisses Maaß von Kraft habe, die ich nicht überschreiten kann. — Zugleich bemerkte ich, daß die Natur, einfach in ihren Gesetzen, bey der Bildung geistiger Werke denselben Gang als im physischen Erzeugen und Wachsthume befolgt. Sowohl im vegetabilischen als im animalischen Reiche ist für jedes Wesen ein Zeitpunkt der höchsten Reife gesetzt, wo ist es, was die Natur es zu seyn bestimmte; ein kurzer Augenblick! — nach welchem die Lebenskräfte, die bisher strebten ihm Daseyn zu geben, eine Gährung beginnen, die zu seiner Auflösung führen; die ersten unvollendeten Versuche, welche der schüchterne Geist wagt, leiten ihn allmälig zur Epoche der Reife, wo seine Kraft am wirksamsten ist, und den Kindern seiner Muse alle Vollkommenheit, die er zu geben vermag, mittheilt, was er nachher geschaft, ist selten mehr als Nachklang dieses Tons · Reminiscenz, oder Erweiterung der ersten Melodie seiner Seele; daher die ersten Produkte meist zu Ideenreich und strotzend von Reich-

thume sind — freylich ein schöner Fehler, den der dürftige Sammler im Hayn Apoll's, der von fremden Brosamen und Abfällen sich bereichert, nie empfindet — aber doch immer ein Fehler — auch besitzen die ersten Werke selten die Eigenschaft der Korrektheit, welche eine Folge reifer Ueberlegung ist, und in dem Gefühl des schicklichen, der Ordonanz des Effekts besteht, oder die Fertigkeit ist, unnöthige überflüßige Theile der Wirkung des Ganzen aufzuopfern. So viel ist wahr, daß das Leben eines Menschen, der diesen Trieb in sich fühlt, ein immer fortgesetztes Streben desselben ist; Ich schliesse hieraus:

1) Daß dieser Trieb eine Aeusserung der immer thätigen Kraft unserer Seele sey.

2) Daß derselbe unsere Anschauung auf die herrschende Idee der Seele hinzieht.

3) Daß dieses Anschauen und Einwirken fremder Theile auf unser Inneres, uns in einen Zustand des Leidens versetzt, durch dessen Gefühl das Bewußtseyn unserer Personalität vermehret wird.

Leiden ist aber auch Thätigkeit, und je mehr die Seele anschaut, je grösser wird ihr Verlangen, mehrere Gegenstände anzuziehen, die sich mit ihr identificiren. Aus diesem Ein- und Auswirken, diesem Leiden und Thun, diesem Anschauen und Vergleichen — diesem Pulsschlag des Lebens entsteht der Trieb, unsere Existenz zu erweitern, und was unsere Seele von äusseren Erscheinungen in sich verwebt hat, auszubilden; was ist dies aber anders: als eine Expansion unserer selbst, ein reger Trieb durch Verbindung mit anderen Wesen uns wieder hervorzubringen?

Oft habe ich dies an mir selbst erfahren; in den Augenblicken, wenn mich die Bildung einer neuen Idee beschäftigt, fühle ich mich in einer höheren Spannung; das Blut rollt schneller, die Nerven empfinden feiner, die Organe sind elastisch gespannt, ja in den höchsten Momenten der Begeisterung schwebt die Seele in einer fremden Region; sie folgt einen unbekannten Ruf — ein Gott ist's, wie Plato sagt, der aus ihr und in sie spricht; sie hört auf Herr ihrer selbst zu seyn; der Augenblick erscheint — der Genius wirkt, das Bild steht vor ihr — und sie schaft aus sich selbst ein neues Werk. Aber nicht der Hauptorgan allein bekommt in diesen Augenblicken eine höhere

Spannung — auch die anderen besonders zunächst mit ihm verwandten Organe, überhaupt das ganze Nervensystem; so daß alle Verrichtungen schneller und besser von Statten gehen; meine besten auch außermusikalischen Ideen hatte ich immer in den Momenten, wenn ich selbst entweder fantasirte oder mein Ohr durch irgend ein Musikstück ergötzt hatte; auch nahm ich oft wahr, daß, wenn mich ein musikalischer Genuß vollkommen befriedigt, ich mich stärker, muthiger, zufriedener, sittlich besser fühlte; das Gefühl der Sympathie und ein tieferes Bewußtseyn meiner Existens, erhöht mich dann über mich selbst;

Auch beym Erfinden ist das Selbstgefühl der süsseste Genuß, niemals hatte ich ein lebhafteres Bewußtseyn meiner selbst, als in solchen schaffenden Momenten; belebt vom Triebe, das zu ergiessen, was in mir liegt, fühle ich eine Welt in meinem Herzen. Die süssesten Gefühle, die das Selbstbewußtseyn gewähren kann, werden in mir rege; aber wunderbare Mischung der menschlichen Seele! — nie vergißt man sich mehr — als in diesem Zustande, man stirbt sich selbst gleichsam, um in dem Objekt seiner Fantasie ganz und allein zu seyn, aber dieses nur um in ihm stärker und heftiger wieder aufzuleben, und sich gleichsam doppelt

zu fühlen; nichts gleichet der Seeligkeit, die diese Traumwelt der Seele gewährt. Sie vergißt alles Aeussere, um sich eine Gesellschaft besserer Wesen ihrer Einbildung zu schaffen, die sie belebt und mit allen Reizen schmückt, die ihre Wünsche erfüllen können. Die Vorstellung ihres Daseyns ist so lebhaft, als wären es wirkliche Wesen, ihre Schilderung so wahr als wären sie aus der Natur genommen, auch sind sie es, denn alle einzelnen Theile dieses Ganzen sind Vibrationen und Reminiszensen gehabter Anschauungen, die unsere Fantasie zusammenreiht, ordnet und verschönert. In einer solchen Welt lebt der Künstler, aber aus seiner Abgeschiedenheit von dem praktischen Leben fließt auch seine Unbrauchbarkeit für die geselligen Verhältnisse, sein schüchternes Zurückziehen in sich selbst, weil er im Gefühl seines inneren Sinnes mehr Stoff, mehr Reichthum, mehr Befriedigung findet, als das gesellige Scheinvergnügen ihm gewähren kann; auch darum: weil das Streben nach Vollkommenheit immer wächst, je mehr es geübt wird.

Man denke aber nicht, daß dieser Zustand blos freudige beglückende Momente gebe; wer dieses wähnt, muß die Leiden, die Bangigkeit, die an Schmerzen grenzende Quaalen einer Seele, welche von einem Lieblingsobjekte

gefesselt wird, das die zärteste ihrer Nerven vibriren macht, und ihr ganzes organisches Wesen in Bewegung setzt, nie empfunden haben, der muß nicht wissen, welch schmerzhaftes Gefühl der Zeitpunkt ist, wenn die Seele von einer Idee gleichsam befruchtet, sie noch unreif bey sich trägt, und so lange formt, bis sie den Augenblick der Vollendung erreicht hat; der muß das Leben einer bildenden Seele nie beobachtet haben, denn bey genauer Einsicht findet sich, daß für die süssen Augenblicke, die sie in der Darstellung des Werks ihrer Fantasie genießt, sie nur zu viel leidende Momente zu dulden habe! — Daß jene Reizbarkeit des organischen Baues, jene Zartheit der Empfindung, die ihr bildendes Vermögen erhöht, zugleich die Quelle häufigen Wehes ist, und ihr Leben mit einem Gewebe von Leiden umspinnt, welches immer zunimmt, je mehr ihr Trieb zu bilden, und das Gefühl die Vollkommenheit nie erreichen zu können, wächst. Daher jene Aeusserungen, welche Wesen dieser Art oft für ungesellige Menschen halten machen, und im Grunde nur Resultate ihres inneren Gefühls sind; daher jener unwiderstehlige Hang zur Einsamkeit und zum Isoliren von anderen Wesen; daher ihre Unruhe, die nur durch inneres Leiden, oder Streben nach einem unerreichten Ziele ent-

stehen kann; daher die schnelle Reizbarkeit, die leichte Erregbarkeit der Galle, welche physisch eine nothwendige Folge der immer gespannten Nerven, und des anhaltenden Flugs der Fantasie ist; daher endlich die dem denkenden, in sich fühlenden lebenden Geiste so eigne Selbstheit und Liebe seines Ichs, welche bey schwächeren Seelen für Stolz gilt, aber im Grunde nur Gefühl seines Werths, und Genügsamkeit an inherem Reichthume ist; — daher aber auch gegentheils die Aeusserungen einer himmlischen Heiterkeit und Ruhe; einer Theilnahme, einer Weltumfassenden Liebe, eines Bruergefühls und glühenden Herzens, *) besonders in den Augenblicken, wenn die Seele eine vollendete Idee dargestellt hat; was gleichet diesem Gefühl und den Empfindungen, die aus ihm entspringen? nichts als der höchste Genuß der

*) Die größten Menschen, welche Welten umfaßten, Systeme erschütterten, und deren Genius die stürmischsten Leidenschaften gemahlt hat, Shakespear, Newton, Spinosa, Leibnitz hatten das äussere Gepräge einer himmlischen Seelenruhe — Rousseau bedurfte äussern Frieden, und konnte seinem Geiste nur dann einen hohen Schwung geben, wenn ihn nichts Aeusseres störte. Dem Adler gleich, der die Gipfel der Alpen bewohnt, und in den einsamen Luft-Regionen umherfliegt.

Liebe, dem ein solcher Augenblick im Ursprung und in der Wirkung so ähnlich ist, daß Plato und Hemsterhuis *) richtig bemerken: man fühle in diesen Augenblicken, mit dem höchst geistigen Genusse, zugleich gewisse Regungen in dem Werkzeuge, das zur Fortpflanzung dient.

Ich habe Sie von der Entwickelung meines Kunst-Talents unterhalten; noch bleibt mir übrig, von den Wirkungen und Modifikationen der Musik auf meine Seele zu reden.

Jeder Mensch hat ein Sensorium der Sinnlichkeit, ein Medium, wodurch er zur Nachahmung und Bildung geweckt wird; dem einen ist es Gesicht, dem anderen Gehör, dem dritten Gefühl; diesem Bild, jenem Ton, einem anderen Handlung. So bildet sich seine Welt, der Faden seiner Erfahrungen, der Maaßstab, wornach er alle Erscheinungen anreiht, und in ein Ganzes ordnet; immer ist der herrschende Sinn Lehrer und Führer der andern; wem vorzüglich die Gabe des Gesichts und die Empfänglichkeit ward, Gestalten im Raum aufzufassen, der hat meist ein schwächeres Organ für alles was Ton, und Fortschreiten in der Zeit ist; auch leihet nicht

*) Siehe Hemsterhuis Lettre sur les Desirs.

selten ein Sinn seine Vorstellungsart dem andern, und führt uns dadurch in eine wunderbare Täuschung, so daß ein Organ die Verrichtung des anderen vollführt, daß z. B. das Ohr mahlt, und das Auge Töne verfolgt, wodurch oft eine höchst widrige Verwirrung in den Kunstgebieten der verschiedenen Sinne entsteht.

Glücklich wer früh das Sensorium erkennt, in dem er schweben soll; wer Feinheit des Gesichts genug hat, alles aufzufassen, was für seine Sinnenwelt gehöret, der mit Uebergehung alles Ueberflüssigen, die besten Eindrücke zu wählen weiß; glücklich wem die anderen Sinne keine Gaben vortäuschen, die er nicht besitzt; wer nur für seinen Kreis lebt, und sich in keinen neuen eindringt, indem er ein Fremdling ist; der Künstler, der beym Namen seiner Kunst nicht glüht, ihr nicht alles opfert, tritt vergebens in den Tempel der Musen, riefe er sie alle an, er wird von keiner erhört.

Von Kindheit an zog alles was Laut und Ton giebt, mich mit sonderbarem Reize an; man sollte nicht denken, daß der fortwährende Einklang eines Lauts die Seele tief rühren könnte, doch ist es so, und in diesem

Gefühl liegt ein grosser Beweis der Wirkung einfacher Laute. So hat das Rauschen der Wellen, das Herabstürzen einer Quelle; ein anhaltender Regen, das Säusein der Blätter, das Geläut der Glocken, das gleiche Rudern der Schiffe für mich unnennbare Reize; Stunden lang kann ich den leisen Wellen eines vorüberrauschenden Stroms lauschen; und in stumme Betrachtung darüber versinken; es ergreift mich eine süsse Schwermuth, eine Thräne jagt die andere, oft ohne bestimmte Ursache angeben zu können, aber die eigentliche Erklärung ist wohl diese: daß, da jede kunstliebende Seele vorzüglich in der Einbildungskraft lebt, sie einen natürlichen Hang zur Spekulation hat und alles liebt, was sie in diesen Zustand versetzt, was sie die äussere Welt vergessen macht, um allein in sich selbst zu leben. Hiezu kommt meine angeborne Neigung für einfache Melodien. Der alltägliche Gang des Instrumental-Geräusches, das keine andere Wirkung, als die, einer immerwährenden Abwechselung gewährt, hat nie Reize für mich gehabt, desto mehr einfache Kirchenmelodie, ein frommer Choral, der majestätische Ton einer Orgel; nie habe ich den erhabenen Segen: Tantum Ergo hören können, ohne

innigst gerührt zu werden *); dieser Zug für den einfachen Gesang bestimmte auch bald meine Liebe für den edelsten aller Tonsetzer Pergolesi, an dem ich immer mit der Treue eines Schülers gehangen, nie hat ein Tonsetzer sich tiefer und inniger mit meiner Seele verwebt, keiner hat mehr mit weniger Mitteln als er bewirkt. Es kömmt in der Musik, wie in allen Künsten, nicht so viel auf die Kraft die man anwendet, als auf die Intensität und Wahrheit in der Darstellung an; der mittelmäßige Tonkünstler bedarf eines Heers von Tönen, er wähnt durch Geräusch die Seele zu rühren, indessen der grosse Tonsezzer sich mit Mässigung und Weisheit der Leyer Orpheus bedient, in deren sieben Saiten alle Zauberkraft der Musik liegt. Darum sind in der Musik wie in allen Künsten Form und Umriß die vorzüglichste Eigenschaften; was Contour und Zeichnung in den plastischen Künsten, ist Melodie und Gesang in der Musik; alles andere enthält mehr sinnlichen Schein als Wahrheit; Farben und Colorirung sind Wirkungen der Lichttäuschung; eine Sache

*) Einer der schönsten, ältesten Kirchen-Gesänge, und wahrscheinlich ein Ueberbleibsel altgriechischer Musik. s. Gerberts de Cantu eccles.

kann ohne sie dargestellt werden, aber nicht ohne Form. Was Colorit den plastischen Künsten ist, ist Harmonie in der Musik; sie hat einen unendlichen Reiz, und gehört zu ihren Eigenschaften wie die Wirkung des Lichts und die Farbenbrechung zu den Körpern; doch ist sie entbehrlicher als die Melodie, darum auch an Werthe ihr untergeordnet; und deswegen steht der reine Melodist so viel höher als die größten Harmonisten. So ward Raphael, obschon ihn viele in der Farbe und Coloirung übertrafen, der größte Mahler, weil er die Kunst besaß, mit wenig materiellen Mitteln seinen Bildungen Gestalt und Leben zu geben.

Ich komme wieder zu mir selbst zurück.

Meine Leidenschaft zur Tonkunst wuchs je tiefer ich in ihre Geheimnisse drang; allmählig ward mein Gehör-Organ gleichsam Lehrer und Führer der andern Sinne, und meine Ideen bildeten sich harmonisch: d. h. mein herrschendes Sensorium hatte Einfluß auf die Gewahrnehmungen anderer Sinne, vorzüglich des so nahe mit ihm verwandten Gesichts; so, daß so viele Reize Dichtkunst, Mahlerey, Baukunst und Skulptur für mich haben, ich doch meistens nur durch das Medium von Ton und Laut zu ihnen angezogen wer-

de; nicht als ob diese Gegenstände ihre Natur veränderten, sondern dadurch: daß

1) Ich ihre Schönheiten mehr Bezugs und Vergleichungsweise mit Tönen und deren Wirkung fühle.

2) Daß mich besonders jene Objekte rühren, welche zugleich einer musikalischen Darstellung oder des Lauts und Tons empfänglich sind.

3) Daß sie meine Seele in dem Augenblick der Gewahrnehmung mit einem Vorrath ähnlicher Ideen, und dem Bedürfniß, meine Gefühle in Tönen auszudrücken, erfüllen.

Ich habe beym Anschauen schöner Kunstwerke sowol, als beym Lesen merkwürdiger Gedichte öftere Erfahrungen angestellt, und besonders bey den letzteren gefunden, daß ich bey den schönsten Stellen mehr höre als sehe, nemlich, daß der Schall und Laut der Worte (oder wenn ich so sagen darf) die fortschreitende Melodie des Ganzen mir sinnlicher wird, als ihre bildliche Form oder die Verknüpfung der Handlung — Daher epische, besonders lyrische Dichter meinem Geiste weit anschaulicher und faßlicher als dramatische sind. — Auch mein Drang zu dichten, ist bey mir blos harmonisches Bedürfniß; und schwebt auf dem Strom des Gesam-

sanges fort, so daß die Melodie des Liedes oft zugleich, selbst früher als die Worte entstehen, und die Dichtung mir nie besser glückt, als wenn der Gesang die Worte gleichsam hervorruft.

So hat auch mein herrschender Hang zur Harmonie größtentheils Gang und Geist meiner Lektüre bestimmt; und mir ein so vorzügliches Gefühl für Rythmus und Numerus in der Sprache gegeben, daß ich besonders an jenen Schriftstellern hange, worin ich diesen Reiz befriediget finde, und mir bey einem Schriftsteller nichts weher thut, als die Härte im Vortrag oder der Mangel an vollrönigem Rythmus; unter den Alten zog mich darum vorzüglich Plato an, denn von allen Schriftstellern ist keiner, der dem Ohr so wohlthuend und gefällig wäre; die Seele wallt mit dem Strom der Sprache bald leise bald heftig hinab, und wird durch keinen harten widrigen Wortlaut gestört; nach Plato wüßte ich keinen unter den alten und neuen, der diese Sprachvollkommenheit in dem Grade Rousseaus erreicht hätte — Auch war er selbsten in die Mysterien der Tonkunst eingeweiht; und strebte, wie er in mehreren Stellen der Confessions sagt, in all seinen Werken nach dieser Sprachvollkommenheit, oh

ne welche niemals ein literarisches Werk Ründung und Fülle erhalten kann.

Es wird manchem, der die nahe Verwandschaft der Empfindung menschlicher Seele beobachtet hat, paradox scheinen, daß sich selbst höhere Erkenntniße, vorzüglich Moral und Gottes-Erkenntniß nach harmonischer Neigung bestimmen, und doch ists im eigentlichen Verstande wahr, nur der kann daran zweifeln, der in der Musik nichts als einen vorübergehenden Kitzel des Ohrs wahrnimmt, und in ihr nicht jene höhere Zauberkraft der Harmonie ahndet, die, wie der Dichter singt: in uns bebt, und unsere Seele selbst zum Saitenspiel macht.

Eine kleine Schrift, welche vor einigen Jahren erschien, *) war bestimmt, die Verhältnisse und nahe Verwandschaft der Tonkunst mit der Ethik, oder der Kunst der Seelenharmonie, (wie sie die Alten nannten) zu zeigen. Viele haben ihren Inhalt für eine blose Allegorie gehalten — Es liegt aber mehr in diesen Ideen, oder gesetzt, es wäre blos Allegorie, ist denn in dem Verhältniß und Zusammenhange der Wesen nicht alles Bild, Emblem, Verwandschaft, Analogie? — Ist Musik oder Mu-

*) Blicke eines Tonkünstlers in die geistige Musik Mannheim.

senkunst nicht der Grund, worauf Pythagoras seinen Bund, die erhabenste Gesellschaft des Alterthums, errichtete? haben jene erhabene Menschen nach den Vorschriften ihres Lehrers ihre Seele zur Empfänglichkeit geistiger Vollkommenheiten nicht erst durch Musik sänftigen und vorbereiten müssen?

„Sobald *) die Pythagoräer des Morgens erwacht, und von ihrem Lager aufgestanden waren, wandelten sie einzeln an ruhige einsame Orte in Hayne oder Tempel, nicht nur um ihre Sinne und Körper zu erwecken und zu erfrischen, sondern auch um ihr Gemüth zu sammlen. — Sie nahmen die Töne der Lyer zu Hülfe, um alle Nebel des Schlafes zu zerstreuen, ihre Lebensgeister zu ermuntern, und die Seele zu einer gesetzten gleichförmigen Thätigkeit zu stimmen.

„So war auch die Harmonie oder Regelmäßigkeit aller geistigen und sittlichen Eigenschaften sein erstes Grundgesetz **): Unter allen eigenthümlichen Vorzügen der

*) Meiners Gesch. der Pythagorischen Gesellschaft, in der Gesch. der Wissensch. Griechenlands und Roms, 1. Th. S. 409.

**) Meiners Seite 443.

menschlichen Natur und allen Tugenden eines vollkommenen Mannes, empfahl Pythagoras keine mehr als eine gewisse Sanftheit und Milde des Gemüths, die uns gegen Freunde dienstfertig, gegen fremde und gleichgültige Personen gefällig, und gegen Feinde versöhnlich machte ꝛc. "

„Er nannte sie Harmonie oder harmonische Stimmung der Seele, und hielt sie für die Natur der Bescheidenheit, Verschämtheit und allgemeinen Menschenliebe."

Dies war der Plan dieser Schule, die das vielleicht einzige Beyspiel einer Gesellschaft gab, worin Tugend nothwendig, Laster unmöglich, und die Talente immer in Verhältniß der Geisteserhöhung dieser merkwürdigen Menschen waren. Ihr ganzer Zweck ging auf die möglichste Vollkommnung des moralischen Organs, durch Reinigung und Harmonie der geistigen Kräfte, wie noch viele ihrer Sprüche uns beweisen. Und hiezu trug die mäßigende Leidenschafttilgende auf alles Gute und Schöne wirkende Zauberkraft der Tonkunst nicht wenig bey.

Doch genug über die Mysterien der höheren Musik; der wahre Tonkünstler versteht mich. — Im Geist der Töne ahndet er eine höhere Welt; dem mechanischen Tonkünstler

sind alle Worte, die man hierüber schreiben könnte, Hieroglyphen.

* * *

Erlauben Sie nun, Ihnen einige psychologische Bemerkungen über die Entstehung und Natur des Bildungs-Vermögens mitzutheilen.

Die Seele, als eine Kraft oder Wirkung-hervorbringende Substanz, ist eine Welt im kleinen; ein Spiegel, in dem die äusseren Objekte sich abformen, und welche nebst dem Bewußtseyn ihres Daseyns zugleich die Veränderungen ihres Körpers als Zuschauerin betrachtet.

Die Verrichtungen der Seele oder Vorstellungskraft sind äussere Objekte anzuschauen, und dieselbe unter sich zu vergleichen. Das Schauen und die Einwirkung äusserer Gegenstände sind ihre ersten Verrichtungen.

Durch oft wiederholtes Anschauen und Vergleichen gelangt sie zu einem klareren Bewußtseyn ihres Daseyns, und erwirbt das Vermögen, diese Gegenstände ihren unterscheidenden Merkmalen gemäß in Geschlechter, Arten und Gattungen zu theilen.

Doch ist die Beschaffenheit der Organe von der Art, daß sie auf einmal nur einen Punkt deutlich bemerken können, mithin das Auge z. B zur Erkenntniß des ganzen Gegenstandes, die Reihe aller Punkte folgen muß, bis die ganze Form des Gegenstandes successiv sich auf dem Augennetz abgebildet hat, und die Seele durch Verbindung dieser Punkte die Idee des Conturs oder des daseyenden Objekts erhält.

Nun hat die Seele als eine Vorstellungskraft nicht allein den Trieb ihre sinnlichen Anschauungen zusammenzusetzen, sondern auch wieder hervorzubringen und nachzubilden.

Aber hier äussert sie sich auf eine entgegengesetzte Weise; statt beym Anschauen successiv und von Theil zu Theil zu Werk zu gehen; zeigt sich die Nachbildung und Reproduktion als ein ganzes, welches so ohne Succession der Theile in ihr liegt, ehe es durch das Werkzeug der Organe versinnlicht wird.

Der Mensch zeichnet sich besonders durch den Nachahmungs-Trieb und seine Fertigkeit wahrgenommene Gegenstände zusammen zu sezzen und nachzubilden aus *).

*) Die Begierde nachzuahmen ist den Menschen von Kindheit auf natürlich, und die vorzügliche Geschicklichkeit nachzuahmen, unterschei

Nur er besitzt die Kunstfertigkeit, ursprüngliche Formen der Natur durch Nachahmung wieder darzustellen. Dieser Trieb ist ihm angeboren. Er äussert sich beym Kinde so wohl, als in den Geisteswerken des Weltweisen; wir finden die Bestättigung davon, so gut in dem rohen Kahne, den der Wilde aus Nachahmung holer Bäume sich formt, oder in dem rohen Bilde seiner Gottheiten, als in den erhabenen Kunstwerken eines Praxiteles; der Unterschied liegt nur in der Erhöhung und Vervollkommnung dieses ursprünglichen Triebes *), der sich so weit veredelt, daß der Mensch durch Wahl und Zusammensetzung der schöneren Theile in der Natur, sich so gar

det sie von anderen Thieren. Diese Nachahmung ist die Quelle der ersten Begriffe in uns und das Vergnügen, welches nachgeahmte, Gegenstände gewähren, ist allgemein.

Aristoteles Dichtkunst 4. C. I.

*) We speak of art as distinguished from Nature; but art itself is natural to man. He is in some measure the artificer of his own frame, as well as of his fortune; and is destined from the first age of his being, to invent, and contrive.

Ferguson history of civil society.

über sie zu erheben und sie zu vervollkommnen scheint, zwar nicht in der Darstellung ihrer Formen (denn darin muß das gebildete tief unter dem Bilde bleiben) aber in der Zusammensetzung schöner Theile.

Ja was ihn am meisten auszeichnet, und den göttlichen Ursprung seines Geistes beweiset, ist das Vermögen, unter den sinnlichen Ideen — Anschauungen und deren Vergleichungen (Verstandsbegriffen) neue unentdeckte Verhältnisse wahrzunehmen, welches das Erfindungsvermögen heißt; es unterscheidet sich in so fern von seinem Triebe zu bilden: daß dieser das Vermögen ist, durch Kunst ein wahrgenommenes Objekt den Sinnen wieder darzustellen.

Lassen sie uns, so viel möglich, den Zweck der Natur bey diesen Kunst-Reproduktionen und dem Bildungstriebe, der sie hervorbringt, erforschen.

Die Natur oder Gott durch sie, hat den Zweck, die einmal geschaffenen Wesen wieder hervorzubringen; er schaft nicht von neuem — aber die tausendfachen Gestalten entwickeln, erneuen sich jedes in seiner Gattung unaufhörlich; der Mensch, als organisches Wesen, ist denselben Gesetzen unterworfen, und wird durch den Trieb der Fortpflanzung erhalten. Aber sei-

ne geistige Natur, die eines höhern Ursprungs ist, hat zugleich einen Theil des Schöpfungsvermögens und eine Aehnlichkeit des Schöpfers erhalten, indem die Seele die Werke der Schöpfung, obgleich in einem schwächern Grade, nachahmen und bilden kann; wodurch er das Vorrecht verdient, der König der Erde, und das Edelste unter ihren geschaffenen Wesen zu heissen.

Dieses Vermögen zu befriedigen, gab die Natur ihm den Trieb, sich mit anderen Wesen zu verbinden, und ein drittes hervorzubringen.

Die Physik nennt es Liebe oder Zeugungstrieb.

Eine völlige Analogie dieses Triebes findet sich in der Ideenbildung. Wenn wir auf ihre erste Quelle zurückgehen, so zeigt sich, daß Liebe oder die Begierde uns mit ähnlichen Gegenständen zu vereinigen, die wirkende Ursache sey; nichts kann dies Verlangen erwecken, als das Gefühl, daß sie unserer Natur homogen sind.

In diesem Zustande, wo der Mensch äussere Gegenstände anzieht, und durch ihr Einwirken das stärkste Bewußtseyn *) seines Daseyns erhält, ist er leidend und thätig.

*) Unsere Empfindungen fliessen alle aus dem Selbstgefühl, und lösen sich in dasselbe auf.

Leidend, indem äussere Gegenstände auf ihn wirken, ihn bestimmen, und mit Leidenschaft erfüllen.

Das Denken selbst ist ein erhöhtes Bewußtseyn unserer Personalität.

Dies Gefühl setzt aber Daseyn voraus. Das Wesen eines Dinges schließt sogleich sein Daseyn in sich. — Weil es ist, und Daseyn hat hat es auch das Gefühl und Bewußtseyn dieser Existenz;

Ich bin, also empfinde und denke ich! — Dies ist das erste Resultat unserer Vernunft; Wie? und auf was Weise bin ich? ist die zweyte Frage; aus ihr folgt das Gefühl und der Begriff von Form und Bildung. Daseyn ist also der erste Begriff; Form und Bildung, Moralität eines Dinges der zweyte. — und diese Form ist nichts als der Ausdruck, die Bedingung ihres Daseyns.

So ist die Seele sich ihres eigenen Ichs bewußt; wenn sie aber auf äussere Dinge reflektirt, die nicht sich selbst sind, kann sich unmöglich ein so klares Bewußtseyn davon erhalten, eben weil es ausser ihr existirt; schon von ihrem Körper, der so heterogener Natur mit ihr scheint, hat sie einen weit unvollkommenern Begriff, ja er ist es nicht vielmehr als alle andere Dinge die ausser ihr existiren, und von diesen hat sie eigentlich nur einen auf Erfahrung gegründeten Glauben, Zutrauen, daß sie das sind, was sie durch das Medium der Organe ihr erscheinen.

Thätig, indem er sie in seiner Kraft neu belebt, in sich verwandelt, und durch dies doppelte Einwirken ein anderes Selbst hervorbringt.

Was wir über die Mittheilung der äusseren Eindrücke auf die Seele wissen, sind meistens ungnügende Muthmassungen; indessen ist das wahrscheinlichste dieses: daß der Stoß des äusseren Eindruckes oder das Ende der Wirkung des Objekts, auf die einem jeden sinnlichen Werkzeuge eigenen Empfindungs-Nerven wirkt, *) sich mit dem Eindrucke selbst dem äusserst feinen Nerven-Geiste mittheilt, und durch diesen nach dem Gehirn als dem Sitze des Sensoriums fortgepflanzt wird. Zugleich folgt aus der Reizbarkeit unseres Nervenbaues und der Verwandschaft aller Sinnes Nerven, daß in demselben Augenblick, als die Nerven eines Sinnes vibriren zugleich die der anderen Sinne sympathetisch mitbewegt werden.

Hieraus läßt sich die grosse Reizbarkeit und die thätige Mitleidenschaft des ganzen organis

Was also die äusseren Objekte, selbst der Körper, auf sie wirken, ist ein lebhafteres thätigeres Gefühl ihres Daseyns und der Veränderungen, die hiedurch in ihr bewirkt werden.

*) S. *Platners* phil. aphor. §. 157.

schen Systems bey Menschen, die mit einer lebhaften Fantasie begabt sind, begreifen *). Von der Art wie die sinnlichen Ideen sich in dem Gehirne fortpflanzen, durch Hülfe der Erinnerung erhalten, und durch die Kraft der Fantasie uns wieder dargestellt werden, ist hier der Ort nicht zu handeln; viele Psychologen haben sich damit beschäftigt, doch sind noch manche Bemerkungen über die Wirkungen zu machen, welche die Seele in den Augenblicken äussert, wenn eine Idee sich lebhaft beschäftige und sie das Streben fühlt, diesen Eindruck zu reproduciren. Man findet in vielen Seelenlehren zwar das mechanische der Eindrücke auf die Seele erklärt, aber sie schweigen über den innern Geist, der in dem Auge des bildenden Menschen die Natur belebt, ihm den Drang giebt, ihre verborgensten Verhältnisse zu umfassen, mit Liebe an ihr zu hangen, und die Bilder,

*) Un object qui agit a la fois sur differens ordres de fibres d'un même sexe ou sur plusieurs sens, met á la fois en mouvement differents faisçeaux de fibres d'un ou de plusieurs sens. Ces fibres sont liées les unes aux autres, elles réagissent donc les unes sur les autres pendant que l'objet les tient en mouvement.

Bonnet analyse de L'ame. C. XXII.

die seine Seele empfangen hat, darzustellen. — Wie in der alten Fabel Thäler, Flüsse, Quellen, Bäume und Blumen von Nymphen und Dryaden belebt waren; so ist kein Tod für ihn; alles lebt und liebt um ihn, alles belebt er wieder mit der Gluth der Liebe, die aus seinem Herzen strömt; wer dieses bildende Feuer nicht in sich fühlt, ist unfähig das Leben der Natur zu ahnden, sie ist für ihn verschleyert; wer aber diese Gabe erhielt, der folge ihrem Winke, belausche sie, und bilde ihre Werke nach, er ist zum Dichter geboren, er wird die Natur darstellen, demnach seine Sinne sie ihm erblicken machen, und die innere Beschaffenheit seines Geistes ist; es kommt hiebey nicht sowohl auf die einzelnen Objekte an, die wir erblicken, und die gleichsam wie so viele Schatten, ohne besondere Wirkung zu hinterlassen, vorbeyziehen, als auf den Totaleindruck, den ein ganzes Bild mit allen Theilen auf die Seele macht, und welches allemal auf die Beschaffenheit derselben in dem Augenblick ankommt, wenn sie das Bild gewahr wird. — Wir können unsere Beschaffenheit, unser Seyn nicht von uns ablegen, wir sehen die Gegenstände mehr nach dem, was wir fühlen, als was sie an sich selbst sind, und wenn wir sie abbilden, so ist es mehr das Resultat unse-

rer eigenen Empfindung als ihres Daseyns, daher der Mensch in seinen Werken sich immer selbst bildet, und seine Vorstellungen desto wahrer werden, je mehr er sie aus sich zieht.

Dieses Einwirken der Welt auf uns, und unseres Geistes auf die äussern Objekte, beweiset, daß die wirkende Ursache Liebe oder das Prinzip der allgemeinen Attraction sey*).

Hören Sie wie Plato den Ursprung und die Wirkung der Liebe beschreibt:

„Wenn der Liebhaber (sagt Sokrates im Phädrus) seinem Lieblinge nahe kommt, und ihn berührt; so springt alsdenn aus dem Quell des Lieblings das, was Jupiter, bey Gelegenheit seines Ganymedes, den Zug der Wollust nannte, und ergießt sich in den Liebhaber; dieser Strom durchdringt ihn erst ganz und gar; und nachdem alles in ihm voll davon ist, quillt er wieder zurück und fließt ab. Gleichwie aber der Wind oder

*) Jeder Mensch wird Dichter, so bald die Liebe sich seiner bemächtigt. — — Durch Liebe erfanden die Musen die Musik, Vulkan das Schmieden, Minerva die Weberey und Jupiter die grosse Kunst, Götter und Menschen zu regieren. — — Die Liebe ward als eine Tochter der Dürftigkeit und des Ueberflusses in den Gärten Jupiters gebohren.

Platons Gastmahl.

ein Echo von glatten und harten Körpern, an die es schlägt, wieder allein zurück prallt woher es kam: eben so geht auch der Ausfluß der Schönheit in den Schönen wieder zurück, und dringt durch die Augen in die Seele, wo er alle Oefnungen der Flügelleime mit Saft erfüllt, so daß diese mit aller Gewalt hervorspriessen und auf die Weise die ganze Seele des Schönen mit gegenseitiger Liebe erfüllt wird."

„Er liebt also, weiß aber nicht wen: ist auch nicht im Stande, sich darüber zu erklären, wie ihm geworden ist; sondern es geht ihm wie einem, der eines andern Augenkrankheit an sich gezogen hat ohne selbst die Ursache davon zu wissen, er sieht sich offenbar in seinem Liebhaber wie in einem Spiegel, ohne daß er es weiß."

Diese Schilderung ist vollkommen die eines bildenden Menschen.

Er ist im wahrsten Verstande ein Liebender; die Idee des gesuchten Objekts erwärmt ihn, und seine Liebe theilt diesem Gegenstande neues Leben mit; er sucht sich mit demselben zu vereinigen, und das Objekt bildet sich in ihm wie in einem Spiegel ab; — er weiß selbst nicht durch welche Gottheit er begeistert und zu dem Gegenstande hingezogen

worden, aber er vergißt alles um sich, und sieht nur denselben.

Der Zweck, den die Seele dabey hat, ist der Wunsch der Vereinigung mit dem begehrten Objekte, der immer zunimmt je homogener er mit uns ist. Das Mittel, wodurch die Seele dahin zu gelangen sucht, ist die möglichste Annäherung zu dem begehrten Gegenstande. Daher der bildende Mensch nur für den Gegenstand seiner Kunst lebt; er ist nur in ihm glücklich; und leidet doch unaussprechlich, theils wegen der Unmöglichkeit sich ganz mit ihm zu verweben, theils wegen der Dürftigkeit seiner Werkzeuge. Daher stimmt ihn sein Zustand zur Trauer und Melancholie; darum ist er so gern allein, flieht die Menschen, und liebt die Einsamkeit. Zugleich ist er, wie jeder Liebhaber, eifersüchtig auf alles, was seine Liebe theilen oder rauben kann. Zuletzt — wie dieses auch die Liebe erfährt — tritt Sättigung des langen Genusses an ihre Stelle. Dies sey genug, um die Analogie des geistigen Bildungstriebes mit der Liebe zu zeigen.

Doch ist eine wichtige Bemerkung nicht vorüberzugehen, die ein jeder an sich selbst in dem

dem Augenblick des Anschauens eines Objekts machen kann:

Wenn wir irgend ein geformtes Wesen gewahr werden, so fühlen wir ein Vergnügen, wenn dieses Ding vollendet, d. h. das ist, was es seyn soll. Dagegen sind wir mißvergnügt, und die Seele empfindet einen Mangel, wenn das wahrgenommene Ding unvollendet und unbestimmt ist. Woher dieses, und der Trieb, den die Seele äussert, einen Gegenstand, den sie bildet, nicht unvollendet zu lassen?

Zum Beweise dienen folgende Erfahrungen:

1) Wenn an einem Marmorblock nur ein Theil einer Figur kenntlich, das andere aber unvollendet ist, wünscht die Seele das Ganze vollendet zu sehen, und bildet das Mangelnde in Gedanken nach.

2) Eben so an einem Gemählde und jedem unvollendeten Kunstwerke.

3) Am fühlbarsten ist es in der Musik, wenn ein Tonstück schnell abgebrochen, eine Dissonanz unaufgelößt liegen bleibt; die schmerzhafte Empfindung, die hieraus entsteht, hört nicht eher auf, bis das Ganze sich in einen Schlußakkord geendigt hat.

4) Im Schauspiele ist man auf nichts mehr, als auf die Auflösung und Vollendung des Knotens begierig.

5) Wenn die Seele darin unterbrochen wird, schmerzt es sie so sehr, als ein unvollendetes Gedicht oder jede reizende Lektüre, in deren Vollendung wir gestöhrt werden.

6) Jeder bildende Mensch sucht (so schnell wie möglich) der in seiner Seele reifenden Idee Form und Umriß, d. h. Daseyn zu geben.

Schon in den bildlichen Anfängen der Kinder liegt dieser Vollendungstrieb. Es ist merkwürdig, diese erste Versuche zu beobachten; besonders bey Kindern, die Talente verrathen; man wird immer finden, daß die ganze Form der Sache in dem gezeichneten Umriß war, nur roh ohne das gehörige Verhältniß der Theile; eine natürliche Folge der Neuheit des Objekts, und der noch ungeübten Organe; zudem scheint das Kind auf eine verschiedene Weise, als ein erwachsener Mensch, zu beobachten, die Neuheit der Gegenstände macht, daß es bey jedem Objekte das auffallendste bemerkt, und vorzüglich die hervorragenden Extremitäten ansichtig wird. So wird es an einem Pferde z. B. die äusseren Theile, Kopf, Schweif, Füsse, frü-

her und richtiger bilden, als die kleinen inneren Verhältnisse.

Manche Punkte des Objekts sieht das Kind richtig, andere gehen ihm unbemerkt vorüber, dennoch glaubt es, seine Vorstellung sey dem Objekte völlig ähnlich, selbst oft wenn es eins mit dem anderen vergleicht; und dies ist natürlich, indem es alles darin findet, was seine Seele sich beym Nachahmen dachte, und der Mensch jedes Objekt nur nach Maas seiner organischen Kräfte und seiner Urtheilskraft gewahr werden und nachbilden kann *). Diese Beobachtung über das Verlangen unserer Seele, jedem Dinge seine bestimmte Form zu geben,

*) Man sollte daher die Kinder nicht durch Verachtung oder Tadel dessen, was sie fehlerhaft nachahmen, niederschlagen; in diesem rohen Versuche liegt schon das Bestreben zu beobachten und die beobachtete Sache nachzuahmen; es ist die Folge des Eindrucks, den äussere Objekte auf die Seele gemacht haben, nur unvollkommen dargestellt; so wie der Eindruck noch unvollkommen ist. — Je reifer die Seele durch Erfahrung, je schneller ihr Beobachtungsgeist, je reiner ihre Ideen der äusseren Objekte, je fertiger ihre Darstellungsgabe wird, desto vollkommener werden auch ihre Werke.

führen uns auf eine allgemeine Kraft der Natur, welche als die erste zur Hervorbringung der plastischen Wesen anzusehen ist, und der bildende Trieb heißt.

Er ist's, der in jedem rohen ungebildeten Zeugungsstoff organisirter Körper sich äussert, ihn dem Ort seiner Bildung zuführt, ihm die bestimmte Gestalt giebt, sie erhält, und wenn sie verstümmelt worden, sich bestrebt, sie wo möglich, wieder herzustellen *).

Da in der physischen Welt dieser Trieb (nisus formativus, wie ihn Blumenbach nennt) die Kraft aller Zeugung, Ernährung, Vollendung und Reproduktion zu seyn scheint, um so mehr muß in der geistigen Welt ein solcher Grundtrieb seyn.

Denn was wir von Materie sehen, ist ja nur Schein, dem, wie schon Leibnitz und Aristoteles bemerkten, geistige Begriffe zum Grun-

Man warte also den Augenblick dieser Reife ab, führe dann den jungen Bildner dahin, die Mängel seiner früheren Nachahmung selbst zu fühlen, und durch schärfere Beobachtung zu verbessern.

*) Blumenbach über den Bildungstrieb. Seite 24.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0186
DFG

de liegen. Vielleicht ist der Bildungstrieb der geistigen Begriffe eins und dasselbe mit jenem physischen, nur in erhöhterem Maaße, wie man die Geisterwelt mit vollem Rechte eine erhöhte Physik nennen kann.

Wenigstens ist in der Art, wie unsere Ideen empfangen, gebildet und erzeugt werden, eine so völlige Analogie mit dem physischen Zeugungsgeschäfte, daß man schliessen sollte, die Natur habe der Geisterwelt und der plastischen Natur nur ein Gesetz vorgeschrieben.

Von allen Zeugungssystemen scheint das der Evolution und Präexistenz der Keime die meiste Wahrscheinlichkeit und die besten Erfahrungen für sich zu haben, wenigstens ist es der Natur gemäßer als das der Epingenesie; die neueren Erfahrungen von Blumenbach, so scharfsinnig sie sind, bedürften noch einer längeren Prüfung und wiederholter Beweise, um einer Meinung, der ein Bonnet, Haller, Spallanzani nach den scharfsinnigsten Versuchen anhiengen, zu zernichten; ich wage wenigstens nicht zu entscheiden; auch würde es mich zu weit von meinem Zwecke führen *).

*) Hören Sie indessen, wie Haller sich in einem seiner Briefe an Bonnet über die Entwikkelung selbst erklärt:

Die Hauptsätze des Evolutionssystems sind:

1) Daß der Keim vor der Befruchtung ist.
2) Daß seine wesentlichste Theile coexistiren.
3) Daß jedes organische Wesen durch Entwickelung wächst.
4) Daß eine äussere thätige Ursache dazu kommen muß, um ihm den

Je crois eu avoir assez dit pour faire sentir les Raisons qui me raprochent de l'Evolution. Il me paroit très probable que les parties du foetus se trouvent faites de tout Tems; non pas à la verité telles quelles paroissent dans l'animal adulte; elles sont disposées de façon, que des causes certaines & preparées, pressant l'accroissement de ces parties, empechant celui des autres changeant les situations, rendant visibles des organes autrefois diaphanes, donnant de la consistance à des fluides, & à de la mucosité, forment a la fin un animal bien different de l'embrion & dans lequel il n'y a pourtant aucune partie, qui n'ait existé essentiellement dans l'embrion. C'est ainsi que j'explique le developpement

S. Consid. sur les corps organisés ch. IX. Edit. de Neufchatel.

Stoß zum ersten Wachsthum zu geben.

5) Daß der Augenblick der Geburt nur das Prinzip der Entwickelung der Keime (oder wenn man will, die erste Thätigkeit des Bildungstriebs) ist.

6) Die Entwickelung wird durch Nahrung bewirkt.

7) Die Nahrung ist eigentlich die Einsaugung der Nahrungssäfte, so sich den elementarischen Fibern des neuen organischen Körpers mittheilen *).

*) Cette matiere organique animée, universellement repandue, sert à la *Nutrition*, au *Developpement* & à la *Reproduction* de toutes les substances & animales. 1) à la *Nutrition*, par une penetration intime de cette matiere dans toutes les parties du Corps de l'animal. 2) au *Developpement* en ce que cette Gèneration trouve des Parties encore assez ductiles pour se gonfler & s'etendre, ce qui n'est qu'une Espece de Nutrition. 3) à la *Reproduction*, par la surabondance de cette même matiere qui est renvoyée par chaque Partie du Corps de l'animal, & qui etant destinée à nourir cette même partie, lui est par consequent parfaitement analogue.

8) So bald derselbe nur als Keim sichtbar wird, erblickt man im kleinen schon seine wesentlichsten Theile, die nachher ihren zweckmäßigen Wachsthum erhalten.

9) Doch scheint ein Theil sich vor dem andern zu entwickeln.

10) Auch leiden die relativen Verhältnisse, die Form und Lage dieser Theile nach und nach bis das ganze gebildet ist, grosse Veränderungen.

Zum Beweise, daß unsere Ideen wahrscheinlich auch als gebildete Keime präexistiren, die nur der Entwickelung bedürfen: lassen Sie uns sehen, was in dem Menschen, in dem Augenblick, wenn er eine Idee empfängt, vorgeht.

La *Nutrition*, le *Developpement*, & la *Formation* d'un nouvel être organisé sont le produit d'une force inconnue, qui comme celle de la *Pesanteur* penètre toute la masse, mais qui n'a rien de commun avec les forces mechaniques.

La loi fondamentale de cette force est, que les molécules organiques qui ont le plus de rapport entre elles, s'unissent plus etroitement.

Bonnet Consid. sur les Corps org. Ch. VII.

Die Seele hat Ideen mit Bewußtseyn (Apperceptionen) und bloße Perceptionen oder dunkle Vorstellungen *).

Diese dunkle Vorstellungen liegen als schlummernde Keime und erwarten einen äußeren Stoß um der Seele klar vorzuschweben, und Wirkungen in ihr vorzubringen.

Demnach eine Seele modificirt ist, und ihre Organe für diese oder jene Seite der Schöpfung mehr Reize haben, faßt sie von diesen ihr homogenen Theilen mehr Anschauungen auf.

Wenn sie von diesem Vorrathe schlummernder Eindrücke etwas darstellen soll, muß eine in ihr liegende oder von aussen auf sie wirkende Kraft sie dazu bestimmen.

In demselben Augenblicke sammlen sich alle Eindrücke wie in einem Punkt, und reihen sich zu der herrschenden Haupt-Idee.

Je mehr Ideen die Seele in diesem kurzen Augenblick zusammen denken kann; je lieber ist es ihr; ihr vorzügliches Streben ist die klärste Anschauung und den bestimmtesten Umriß der Sache zu erhalten. — Sie wählt so schnell sie kann, unter dem Vorrathe ihrer Ein-

*) S. Leibniz principia monadologiæ und Nouveaux Essays sur l'entendement.

drücke, die homogensten, um sie der herrschenden Idee, die sie ausbilden will, zuzutheilen. — Vermöge ihrer Natur, die Raum und Zeit widerstrebt — schwebt ihr in dem ersten Augenblicke die Idee als vollendet dar, und sie denkt alle ihre Theile als coexistirend; wenn sie sie aber wieder ausdrücken soll — dann entdeckt sich der Mangel der Organe; dann muß sie progressiv und nach Succession fortschreiten; sie sammelt, sondert, reiht an, bildet so lange, bis die in ihr liegende Idee ihr gehöriges Wachsthum erhalten hat und vollendet dasteht; nicht anders wie jedes neue organische Wesen Nahrung, Entwickelung und Bildung erhält; diese Stufen muß auch jede Idee bis zum Augenblick der Geburt durchwandern.

Aber der erste Keim enthält schon ihre wesentlichsten Theile.

Der wahre Augenblick der geistigen Bildung ist, wenn unser Wille thätig wird, ein ausser uns existirendes Wesen mit unserem Ich zu identificiren, und so viel möglich, Eins mit ihm zu werden.

Hierbey ist immer ein empfangender und gebender, ein thätiger und leidender Theil; durch ihre wechselseitige Wirkung — und den frohen unbegreiflichen Augenblick, wo aus zwey Wesen gleichsam eins wird, entsteht ein drittes,

das heißt: Sie bringen sich in dem Werk ihrer Liebe wieder hervor.

So hat jeder bildende Mensch einen Gegenstand seiner Liebe; ihm die Kunst oder Wissenschaft seine Geliebte; und jeder Augenblick eines aus Seelenfülle entstehenden Kunstprodukts, ist eine geistige Ehe, deren Kinder desto schöner sind, je reiner die Fackel des Hymeneus ihr vorleuchtete, je stärker und kräftiger der Wille des Künstlers dabey wirkt.

Wenn die begehrende Seele alle Bilder gesammelt hat, die sie bedarf, um das Idol ihrer Einbildungskraft zu vollenden, dann wird der Wille thätig, und belebt es, wie Pygmalion seinen Marmor. In diesem seligen Augenblicke steht das Bild mit allen Theilen, wie in der Knospe, vor seiner Seele; die Theile reihen sich nicht successiv an, sondern entwickeln sich nur.

Als Praxiteles die Idee zu seiner Venus dachte, war es ein Augenblick der höchsten Begeisterung; und das Bild seiner Seele war gewiß dem himmlischen Urbilde nicht unähnlich; als er sie aber darstellen wollte, waren, ehe das Werk zur Hälfte kam, vielleicht mehr als zehn Ideen von Venussen durch seinen Kopf gegangen; oder wenn es auch möglich ist, daß bey einem solchen Meister eine grosse Idee sich bis

zur Vollendung ihres Umrisses erhalte, so sind doch beym gewöhnlichen Künstler die einzelnen Theile meist gelehnte, zusammengesetzte fremde Theile. Auch bleibt die Ausführung jedes Künstlers immer unter der ersten mit Liebe empfangenen Idee seines Werks.

Daß in dem Augenblick, wenn die Seele von einer Idee erfüllt ist, sie wie vollendet, dasteht, und anschaulich wird, als ob sie lebe, davon liefert die Geschichte genialischer Menschen und Erfinder Beweise.

Als Neuton durch den Fall des Apfels zum Nachdenken über die Kräfte der Natur gebracht worden, sah er in diesem einfachen Fakto die ganze Theorie der Attraktion und die anziehenden Kräfte durch eine Art Intuition vor sich.

So ward Rousseau durch eine zufällige Veranlassung zur Darstellung seines Systems geweckt.

Alle folgende Schriften waren nur Entwickelung der ersten Idee, die so lange in ihm geschlummert hatte.

In diesem Augenblicke sah er alle Theile seines Systems wie in einem Gemählde vor sich — es war der schönste und vielleicht der glücklichste Augenblick dieses Märtyrers der Wahrheit. Auch ward er durch diesen Ruf

aus seinem gewöhnlichen Kreise in eine höhere Stimmung versetzt, die so lange währte als der Drang seiner Seele die Keime zu entwikkeln, die so reich und kräftig in ihr lagen; — als dies vorüber war, sank er wieder in eine Art Schwäche und dem Menschen gewöhnliche Trägheit, die bis an sein Ende fortwährte *).

Ein neuer Beweis, daß eine äussere Ursache den Funken wecken muß, der in der Seele liegt! Der Stahl berührt den Feuerstein und er zündet; ein Wort, ein Zeichen, ein Bild weckt den Künstler; der erste Blick der Geliebten bezaubert den Liebenden!

Ich habe versucht, Ihnen den Grund unserer Ideenerzeugung zu entwickeln;

Wir sind hiedurch auf die Spur gekommen, daß auch in der geistigen Entwickelung gewisse Keime präexistiren, welche durch den Bildungstrieb Nahrung und Wachsthum erhalten.

Zum Schlusse noch die kurze Folge meiner Gedankenreihe; und einige nicht unwichtige Folgerungen:

*) S. Seine Briefe, besonders jene an M. de Mallesherbes und viele wichtige Stellen in den zwey letzten Theilen seiner Confessions.

1) Es liegt ein Trieb in der menschlichen Seele, ihre Ideen in ein Ganzes zu ordnen; dieses Ganze zu entwickeln und darzustellen.

2) Dieser bildende Trieb ist eine Wirkung der thätigen Vorstellungskraft der Seele. Und diese Vorstellungskraft in letzter Analyse das Gefühl unseres Ichs.

3) Da wir erst durch Reaction anderer Wesen das Bewußtseyn unseres Daseyns erhalten, so schlummert diese Kraft bis sie durch eine äussere Veranlassung geweckt wird:

4) Diese Veranlassung bewirkt:

1. Einen thätigen Trieb der Seele, alles äussere, was mit ihrer Stimmung homogen ist, anzuziehen;
2. In ihr Selbst die Erweckung aller schlummernden Ideen, welche sich mit der herrschenden Idee verbinden und ihr neue Kraft geben.

5) Diese Ideen-Entwickelung ist eigentlich der Trieb uns selbst zu reproduciren, und den Kreis unserer Thätigkeit zu erweiteren.

6) Die Seele entwickelt vorzüglich jene Ideen, welche mit ihrer Natur und ihren

herrschenden Triebe analog sind. So strebt der bildende Künstler nach den plastischen Formen und dem Schönen der Wesen; der Denker nach den Grundbestimmungen und der Wahrheit unserer Begriffe; der religiose, moralische Mensch nach den Verhältnissen mit Gott, und dem reinen wesentlich Guten.

7) Der Zweck aller Darstellung und Nachahmung ist Wahrheit; dieser Zweck wird durch treue Mittheilung des Eindrucks, den die darzustellende Sache auf die Seele gewirkt hat, erreicht! nur wahres Gefühl erregt Mitempfindung, nur was aus der Seele strömt, fließt wieder in die Seele; daher jede Darstellung desto besser ist, je näher sie dem Urbilde kommt; je bestimmter und wahrer sie Form und Daseyn der Sache angiebt.

8) Die Seele schaut die äusseren Wesen nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit und dem Zustande ihrer Organe an; sie kann aus sich selbst nicht mehr einwickeln, als in ihr liegt; ihr geschaffenes kann niemals ihre Kraft übersteigen; und der Mensch bildet in seinen Werken immer sich selbst.

9) Der Augenblick des Empfangens einer neuen Idee, ist eine erhöhtere Existens,

wo alle Lebenskräfte auf einen Punkt gespannt sind.

10) Und der Mensch so sehr über sich selbsten erhaben ist, daß man wähnen sollte, ein Gott begeistere ihn; die dichterische Fantasie ist am meisten solcher Augenblicke empfänglich — was die geprüfte Erfahrung nicht geben kann, sieht der Dichter anschaulich durch Intuition und erhebt sich so gar zum Vermögen, die Zukunft zu ahnden.

11) Wie in der organischen Welt es nur einen Augenblick des Werdens und einen anderen der vollendeten Bildung giebt, so auch in den Werken des Geistes; mit Leiden und Wehen wird eine Idee gepflegt und gebildet, bis sie zur Vollendung reift — ist aber dieser Augenblick erschienen; dann Künstler säume nicht das Werk deiner Liebe darzustellen, benutze diesen Punkt — früher ist dein Werk unreif; später stellst du es überzeitig und mit unnöthigen Theilen überladen dar.

12) Die Natur selbst führt dahin, kaum fühlt die Seele den Augenblick der Geburt, so eilt sie ihrer Schöpfung Gestalt und Umriß zu geben, die sinnlichen Werkzeuge kön-

können nicht schnell genug dem Willen der Seele folgen.

13) Je mehr Kraft und Reichthum eine Seele hat, je lichtheller und reiner sie ist, desto mehr Seiten der Schöpfung erblickt sie; je schöner das Ideal ihrer Liebe, je wahrer, lebendiger ihr gebildetes Werk.

14) In solchen Augenblicken, deren nur grosse Geister empfänglich sind, erblickt die Seele neue Verhältnisse und erhebt sich über die Schranken des Gewöhnlichen.

15) Der Haufe gemeiner Geister staunt diese Seelen wie Meteore an, er begreift ihren Lauf nicht, und wähnt, ihre Erscheinung sey Zufall: aber ihre Erscheinung und die Ursache ihres Wirkens ist in der Kette der Wesen vorher bestimmt, und sicheren, obschon uns verhüllten Gesetzen unterworfen.

16) Sollte die Menschheit nicht ihre periodische Stuffenfolge des Erfindens und Bildens haben, die sie durchlaufen muß?

17) Gleich dem bildlichen Versuche der Kinder, die sich immer vervollkommnen, so die Nationen, Künste und Wissenschaften.

18) Jede Kunst muß die Stuffen des schlechten, mittelmäßigen, rauhen durchlaufen, bis sie den Punkt der Vollkommenheit erreicht.

19) Wie viel mittelmäßige Genies brachte die Mahlerey nicht hervor, ehe sie einen Raphael zeugte? aber dieser erhöhte auch in seinem kurzen thatenreichen Leben die Mahlerey so sehr, daß sie seit ihm nicht weiter gestiegen ist.

20) Raphael und so jedes Genie, findet in der Mittelmäßigkeit, selbst in den Fehlern seiner Vorgänger, Stoff weiter zu gehen. Die nach ihm kommen, sehen ihn an und können ihn nicht erreichen, geschweige übertreffen.

Jede Schule blieb immer hinter ihrem Meister: sie spinnen und dehnen nur seine Goldfäden aus.

21) Die Ursache wann und warum? da — oder dort? — in diesem oder jenem Theile ein genialischer Geist erscheint und wirkt, gehört unter die Geheimnisse der Gottheit, aber gewiß ist seine Erscheinung zweckmäßig, und durch vorhergegangene Begebenheiten in der Geisterwelt vorbereitet — und die ihm den Weg bahnen, und die Geburt der reifen Knospe erleichtern.

Sehen Sie z. B. das Zeitalter Leibnitzens, Luthers und aller Bahnbrecher; wie war man nicht bereit, ihre Ideen zu empfangen, und wie wirkten sie?

Oft aber blickt eine zufrüh reife Frucht in der Geisterwelt auf — die lebt — abblüht, ohne bemerkt zu werden, und deren Keim erst nach Jahrhunderten reifet. Kein Saamenkorn geht verloren, alles wird durch das rastlose Rad der Zeit bewegt; alles blüht, wächst, verwelkt und verjüngt sich wieder im ewigen Kreislauf der Dinge; das Vergangene bereitet den Augenblick, die Gegenwart reifet die Zukunft, alles strebt nach einem Zweck, und diesen Zweck leitet Gott.

4.

Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze *).

Ich wünschte, meine geliebte Schwester, daß ich die lezten Tage, die du bey mir zubringen

*) Die Freude, den Lesern und Leserinnen des T. M. einen Aufsatz, wie der gegenwärtige, mittheilen zu können, ist etwas zu seltenes, als daß ich meinem Herzen, (worin ich so vieles, wovon es bey dieser Gelegenheit überfließen will, zurückdrängen muß) nicht wenigstens erlauben dürfte, der edeln Verfasserin öffentlich für die gütige Gefälligkeit zu danken, womit sie meiner Bitte nachgegeben, mir denselben zu diesem Gebrauche zu überlassen, nachdem er schon über zehn Jahre unter ihren Papieren verborgen gelegen hatte. Er war ursprünglich bloß zum Gebrauch einer geliebten (ihren Freunden und der Welt allzufrüh entrissenen) Schwester bestimmt: aber eben dadurch erhielt er etwas, das so vielen auch sonst vortreflichen Abhandlungen über Gegenstände der Moral und Lebens-Philosophie mangelt; Etwas, das auch der schön-

wirst, zum dauernden Denkmal meiner zärtlichen Treue und Sorgfalt für dich machen könnten. Vielleicht gelingt es mir wirklich, zum Glück deines neuen Standes etwas beyzutragen, indem ich diejenigen Vorstellungen und Wahrheiten sammle, die oft der Gegenstand unserer vertraulichen Gespräche waren, und von deren

sie und ausgebildeteste Geist, allein ohne die beständige Mitwirkung eines gefühlvollen und innig theilnehmenden Herzens, seinen Produkten nicht zu geben vermag, kurz, Etwas, was alle Leser, die selbst ein Herz haben, bey Durchlesung dieses Aufsatzes ohne mich empfinden werden, und worüber ich ein Buch schreiben könnte, ohne den übrigen einen Sinn dafür geben zu können.

So weit der vortrefliche Herausgeber des Deutschen Merkur, in welchem dieser Aufsatz vor kurzem erschien.

Da ich voraussetzen zu können glaube, daß wenigstens die Hälfte der jungen Leser und Leserinnen, für welche diese Sammlung zunächst bestimmt ist, den d. Merkur nicht lesen, so halt' ich es seines ganz vorzüglichen Werths wegen, für Pflicht, ihn auch hier abdrucken zu lassen, und ihn dadurch noch allgemeiner bekannt zu machen. Wer den Werth desselben zu schätzen weis, wird mir, wenn er ihn auch selbst besäße, gewiß keinen Vorwurf darüber machen. Mög' er recht viel Frucht bringen!

d. H.

lebhafter Erinnerung ich mir einen günstigen Einfluß auf dein künftiges Leben versprechen darf.

Ich werde nicht damit anfangen, dir die Wichtigkeit der Sache ans Herz zu legen. Könntest du sie bezweifeln; könnte dir das Glück des ehelichen Lebens unbedeutend genug scheinen, um es keines ernsthaften Nachdenkens, keines geprüften und festen Vorsatzes werth zu achten, so würde jede meiner Vorstellungen unnütz seyn. Wers nicht lebhaft fühlt, daß häusliches Glück die Quelle alles Wohls, die Stütze aller Ordnung ist, sollte vor Verpflichtungen zurückbeben, die nur durch redlichen Eifer erfüllt, nur durch Ueberzeugung ihres hohen Werths versüßt werden können.

Da ich kein Moralsystem abzuhandeln denke, so werde ich dir nichts von solchen Tugenden sagen, die ich — beynahe nicht Tugenden nennen möchte, weil sie nur zum Charakter der gemeinsten Redlichkeit gerechnet werden können, weil sie so unzertrennlich zum Wesen des Weibes gehören, daß es ohne sie ein unnatürliches, seine Bestimmung verfehlendes Geschöpf ist. Ich weiß, daß ich zu einer edlen Seele rede, die in Unschuld und Reinheit, wie in ihrem angebornen Lufkreis, lebt und athmet, und sich's nicht zum Verdienst anrechnet, daß Natur und

Erziehung sie gegen Vergehungen schützten, die sie nicht einmal ahndet und kennt. Doch kleine Schwächen hat auch die beste Seele, und diese können durch mancherley Umstände zu Fehlern ausarten, wodurch das Glück einer sonst tugendhaften Ehe zerstöret wird. Selten sind es grobe Fehltritte und Verbrechen, wodurch Menschen sich und andere quälen, und mancherley Elend um sich her verbreiten. Gegen Dinge, die offenbar das Gepräge der Unmoralität und Bosheit tragen, ist die Seele mit Mißtrauen gewaffnet, befürchtet und bekämpfet sie. Aber die kleinen Vernachläßigungen des täglichen Lebens überraschen unwillkührlich, sind um soviel gefährlicher, als sie unbedeutend scheinen, und zerstören doch oft unwiederbringlich die feinsten Freuden des Lebens. Ich werde also nur solche Eigenschaften erwähnen, welche mehr in einer strengen und unausgesezten Aufmerksamkeit auf sich selbst, als in irgend einer glänzenden Seelenkraft ihren Grund haben. Sollten dir meine Vorschriften geringfügig scheinen, so erinnere dich meine Beste, daß im gewöhnlichen Menschenleben die wichtigen Vorfälle und die Anwendung großer Gefühle nur selten vorkommen. Ich weis, daß, wo in der Ehe eigentliche Liebe statt hat, alle Vorschriften überflüßig sind; wo sie gänzlich mangelt, sind sie unnütz.

Der Mittelzustand zwischen beyden ist der gewöhnlichste in unserer Welt. Paradies sollte sie nicht seyn; und daß sie nicht Hölle werde, gab der Schöpfer in die Seele jedes Menschen in größeren oder geringerem Maaße das Bedürfniß geliebt zu werden, worauf seine ganze Fähigkeit, Glück zu geben und zu empfangen, sich gründet. Ungeheuer, bey denen Selbstsucht, Stumpfheit und Bosheit dieses Bedürfniß ganz unterdrückten, sind zum Glück äußerst selten. Deßhalb giebt es der ganz unglücklichen, hülflosen elenden Ehen wohl eben so wenig, als der vollkommen glücklichen. Im ganzen ist das Leben der mehresten Menschen eine Zusammensetzung geringer Ereignisse, an einander gereiheter Augenblicke, von deren Beschaffenheit die Summe ihres Glücks abhängt. Folglich liegen auch die Materialien zur Glückseligkeit in dem Gebrauche eines jeden solchen Augenblicks, in der Vermeidung des gegenwärtigen Verdrusses, in der möglichsten Vermehrung der gegenwärtigen Zufriedenheit. Besonders ist das Glück der Ehe auf die Zusammensetzung solcher kleinen, einzelnen, oft unmerklichen Umstände gegründet, auf das Detail und Resultat, wenn ich so sagen darf, von jeder Liebenswürdigkeit und Tugend.

Ich kenne den schätzbaren Mann, mit welchem dich unauflößliche Bande bald vereinigen werden, nicht so genau, daß ich dir sagen könnte, welches die Eigenschaften sind, die ihm vorzüglich wünschenswerth scheinen, noch wie du bey jeder Gelegenheit dein Betragen gegen ihn am gefälligsten einrichten solltest. Alle Muthmassungen, die ich hierüber anstellen könnte, werden einige Monate des täglichen Umgangs weit vollständiger berichtigen. Ein jeder Mann hat freylich, so wie wir, auch seine eigenen Launen, und diese genau kennen zu lernen, um so wenig als möglich mit ihnen in Collision zu kommen, ist nothwendige Klugheit einer Frau. Doch mit einiger Menschenkenntniß und Erfahrung lassen sich die Haupteigenschaften bestimmen, die ein jeder ohne Ausnahme von seiner Gattin verlangen kann, und diese glaub' ich in zwey Worten zusammen fassen zu können: Sanftmuth und Ordnung. Zur ersten rechne ich alles, was den äußern Umgang angenehm macht, Gefälligkeit, Freundlichkeit, Gleichheit der Gemüthsbestimmung, Nachgiebigkeit u. s. w. Mit dem Begrif der Ordnung ist Sparsamkeit und weise Thätigkeit verbunden. Und so läßt sich das ganze System häußlicher Tugenden und Pflichten auf die genannten beyden Eigenschaften zurückführen.

Sanftmuth im eigentlichen Sinne des Worts ist Temperamentstugend, die sich nicht von jedem Individuum in gleichem Maaße erwerben läßt. Es ist das ewige Thema der Männer, wenn sie weibliche Liebenswürdigkeit in Regeln und Vorschriften bringen. Das Prädikat sanft scheint ihnen jedes andere Lob zu überwiegen. Auch begreif' ich, daß es ihnen in mancher Rücksicht wohlthun mag, wenn Weiber in der Gemeine schweigen, gehorchen und dulden. Doch da sich die Gesetze der Natur nicht umstoßen lassen; da es ewig unmöglich bleibt, den hochstrebenden Adler zur girrenden Taube, das schnaubende Roß zum geduldigen Schaaf, den Sturmwind zum Zephyr, und den lauten Donnerschall zum sanften Flötenton umzuschaffen: so wird auch nicht leicht ein Weib von feurigem Geist, starker Empfindung und lebhafter Phantasie, der sanften Dulderin gleichen, die bey ungegründetem Widerspruch das Köpfchen auf die Seite hängt, und in einem stillen Thränchen nur das Gefühl des erlittenen Unrechts wegschwemmt. Jene wird aufbrausen, wenn diese kaum seufzt, und selbst bey aller Anstrengung und Selbstbeherrschung vielleicht nie dahin gelangen, im ersten Augenblick des Verdrusses jederzeit zu schweigen, oder auch nur mit freundlicher Miene und schmeichelndem Ton

ihre Gegengründe vorzutragen. Doch kann es ihr und den Männern, welchen ihre Lebhaftigkeit ein Anstoß ist, zum Troste dienen, daß wenigstens die Classe der Heuchlerinnen nicht leicht aus diesem härtern Teige, sondern weit eher aus jenem schmelzenden Wachs geformt ist; daß die huldige Madonnamiene schon manchen ehrlichen Mann betrog, und zuweilen den Schalk verbirgt, der durch heimliche Ränke und schmeichelnde Tücke sich für äußern Zwang und verbißne Kränkung zu entschädigen sucht: statt daß die Heftigaufbrausende, sobald sie ihr Unrecht erkannt, oder gefühlt hat, daß sie selbst die gute Sache durch Ungestüm verdarb, schon in die Flucht gejagt und entwaffnet ist.

Da ich die Sanftmuth als Haupterforderniß häußlicher Zufriedenheit obenan gesezt habe, so wirst du aus dem, was ich sagte, nicht schliessen, daß ich diese Eigenschaft, weil sie mir nicht Temperamentstugend ist, verachten, und einer ungestümen Heftigkeit, die unter gesitteten Menschen gar nicht statt haben sollte, das Wort reden wolle. Ich tadle nur den Mißbrauch des Ausdrucks sanft, der so oft auf empfindsames Gezier, Gleisnerey und phlegmatische Stumpfheit angewandt wird; ich bekämpfe das Vorurtheil, welches den Weibern weder eigenen Willen, noch Muth ihn auszudrücken, gestatten

möchte; ich mißbillige die Verblendung, die in einem schmachtenden Auge, in einer lispelnden Stimme und schleichenden Gebehrde das Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit sucht, und vielleicht das beste Herz verkennt, wenn feurige oder scharfgezeichnete Gesichtszüge, ein kühner rascher Ausdruck, eine gewisse Bestimmtheit im Urtheilen, fühlen lassen, daß die, so es besizt, auch allenfalls — Nein sagen kann.

Was ich unter wahrer Sanftmuth verstehe, ist eine natürliche oder erlangte Fertigkeit, sein Gefühl, so warm und lebhaft es seyn möge, von der Willkühr und Einwirkung äußerer Gegenstände so unabhängig zu machen, daß es nicht leicht gereizt und aufgebracht werden könne; oder, wenn eine solche Verletzung unvermeidlich ist, doch soviel über sich vermögen, den Schmerz und Unwillen darüber weder unnützer Weise, noch mit beleidigender Heftigkeit ausbrechen zu lassen. Bey feurigen Gemüthsarten kann diese Fertigkeit nur durch strenge unermüdete Selbstbeherrschung, durch richtige Kenntniß des Werths der Dinge, durch eine billige, nicht übertriebene Meinung von sich selbst, und vorzüglich durch eine Festigkeit des Sinnes erlangt werden, welche leider bey unserm Geschlecht sehr selten ist, da ihr alles in unserer Verfassung entgegen arbeitet. Eine schwere Aufgabe! aber auch ge-

wiß ein hoher Grad von Vollkommenheit, dem jede schöne weibliche Seele nachstreben muß. Welche große Vortheile wird sie sich selbst nicht erwerben, wie manchem beschämenden oder herznagenden Auftritt entgehen, wenn sie zur rechten Zeit schweigen, nachgeben, oder, in Fällen, wo es nüzlich und gut ist, ihren Willen mit gehöriger Klugheit und Mäßigung durchzusetzen weis! Wie traurig ist nicht das Schicksal des Mannes, dem eine tobende, zänkische, schnippische Ehehälfte sein Haus zur Hölle macht; der nicht wagen darf, seine Meinung zu sagen, wenn sie von der ihrigen abweicht, weil er immer Gefahr läuft, durch ungestümen Widerspruch gereizt, aus seiner Fassung gebracht, und in Gemüthsbewegungen versezt zu werden, die der Gesundheit des Körpers und der Seele gleich nachtheilig sind. Doch nicht allein durch grobe Ausbrüche des Unwillens, Geist des Widerspruchs, und Aeußerungen einer mürrischen, eigensinnigen oder beißenden Laune wird das Glück der Ehe zerstört: zarte Gemüther haben eine andere Klippe zu vermeiden, woran sie durch ihr feines Gefühl nur zu leicht hingeworfen werden. Ich meyne das, was man gewöhnlich empfindlich seyn nennt; jene lebhafte Reizbarkeit der Seele gegen alles Ungerechte, Liebloſe, Kränkende, gegen Mißverstand, fal-

schen Argwohn, Unachtsamkeit, kurz gegen alles, was ein zärtliches, feinfühlendes Herz anders zu verlangen und anders haben zu können glaubt.

Schön ist die Quelle dieser Reizbarkeit. Aus ihr entspringt zugleich der feine sittliche Tact, der dem geselligen Leben die süßesten Reize giebt, und die Saiten der Empfindung zu den reinsten, zartesten Tönen stimmt. Es würde eine widrige Stumpfheit andeuten, wenn man beim veränderten unfreundlichen Betragen einer geliebten Person gleichgültig seyn könnte. Wehe dem fühllosen Herzen, das nicht die leise Sprache der Empfindung versteht, nicht jedem freundlichen Blick, jedem stillen Händedruck dankbar entgegen schlägt, nicht auch jeden schweigenden Vorwurf des kältern traurigen Blicks empfindet, sondern erst durch laute Vorwürfe gestraft und zurechte geführt seyn will. Ein solches Herz ist zum feinern Glück der Zärtlichkeit unfähig; und wenn ja von einer Seite Uebermaaß seyn müßte, so bleibt gewiß eine etwas zu reizbare Empfindlichkeit jener Stumpfheit sehr vorzuziehen. Selbst dann, wenn sie den Druck unvermeidlicher Leiden erschwert, und alle Pfeile des Schicksals schärft, ist sie doch zu sehr Vorrecht der beßern Menschheit, um nicht heilig gehalten zu werden. Verpanzern kann

sich die Seele nicht mit Fühllosigkeit und Leichtsinn, ohne ihrem eigenthümlichen Wesen zu schaden; denn der Grad ihrer Verfeinerung bestimmet auch den Grad ihrer Reizbarkeit. Nur müssen richtige Einsichten, Billigkeit und Großmuth dieser Reizbarkeit zur Seite gehen; nur muß sie nicht bloß die Tugend der Eigenliebe seyn. So kann sie zum sichersten Mittel dienen, die Feinheit des Gefühls und Betragens, die im Ehestande so nothwendig ist, und doch so leicht vernachläßigt wird, beständig zu unterhalten.

Das rechte Gleichgewicht in deiner Laune und Empfindlichkeit zu treffen, sey dann deine tägliche und ernstliche Sorge. Unter Freunden sind kleine Zwistigkeiten und Aussöhnungen unbedeutend und unschädlich; zwischen Ehegatten aber thun sie leicht nachtheilige Würkung, und müssen so viel als möglich vermieden werden, auch nicht in Weinerlichkeit übergehen. Es ist ein von Dichtern und Romanschreibern verbreiteter Wahn, daß Thränen eine Zierde der Weiblichkeit wären. Mir scheinen sie nur ein trauriger Beweis unserer Hülflosigkeit zu seyn, und uns ein solches Ansehen von Schwäche und Gebrechlichkeit zu geben, daß schon weibliche Eitelkeit allein hinreichen könnte, uns das Weinen, insofern es nur Gewohnheitssache ist, zu ver-

ekeln. Freund und Liebhaber können vielleicht in weiblichen Thränen einigen Reiz finden, und von der Gewalt dieses Eindrucks hingerissen werden. Ehemänner aber haben gewiß kein Wohlgefallen daran, wenn es nicht Thränen der Rührung und Zärtlichkeit sind; und auch diese müssen nur bey gültigen Anlässen und sparsam vergossen werden. Ein weinerliches Weib, ist es auch sonst die beste Seele, erregt leicht eine Art von Ueberdruß, der das Glück des Umgangs tödet. Werden Thränen vollends ohne Ursache vergossen, so verhärten sie das Herz des Mannes auf künftige Fälle, und erregen ein ungünstiges Vorurtheil in ihm. Hat er Anlaß gegeben, so können sie wohl anfänglich einige Rührung und Reue hervorbringen; doch auch diese Wirknug wird durch Gewohnheit entkräftet. Ueberhaupt bin ich geneigt zu glauben, es sey dem männlichen Geist zuwider, Unrecht zu erkennen und Verzeihung zu erflehen; ungern thun sie es gewiß immer, und wenn sie von uns dazu gezwungen werden, so rechnen sie uns sicherlich den nächst begangenen Fehler desto höher an. Suche also deinem Gatten solche angreifende Auftritte so viel als möglich zu ersparen. Ist er sanft und gefällig gegen dich, so bemühe dich, ihm so viel Mühe und Dankbarkeit zu bezeu-

gen

gen, daß er um seines eignen Vortheils Willen suchen müsse, stets so liebenswürdig zu seyn. Denke aber auch, daß es unbillig ist, von einem Menschen, mit dem man ununterbrochen umgeht, und der durch mancherley Sorgen und Geschäfte an einer strengen Aufmerksamkeit auf sich selbst verhindert wird, zu erwarten und zu verlangen, er solle nie etwas thun und sagen, was uns auf irgend eine Art empfindlich sey; da es doch sehr oft an unsrer eignen Stimmung liegt, wenn uns Manches verwundet und kränkt, welches wir zu einer andern Zeit kaum bemerken würden. Prüfe dann genau und unpartheyisch bey jedem kleinen Zwist ob du ihn veranlasset, ob du ihn nicht hättest vermeiden, verkürzen und in Scherz verwandeln können. Sey bey jeder Anwandlung eines Verdrusses höchst wachsam auf dich selbst; suche dich gleich durch irgend ein Geschäft zu zerstreuen, soviel Zwang es dir auch kosten sollte. Laß dich nicht durch kleine Widerwärtigkeiten, vorübergehende Launen, unüberlegte Widersprüche, Aufwallungen der Heftigkeit und dergleichen aus deiner Stimmung bringen. Gedenke des schönen Liedchens, das du oft so artig sangest:

Lerne deines Mannes Herzen
liebevoll entgegen gehn,
leichte Kränkungen verschmerzen,
kleine Fehler übersehn,

und wafne dich mit dem festen Vorsaz, alles, was nicht dein wahres Glück auf eine wesentliche Art angreift, mit der möglichsten Gelassenheit zu ertragen.

Schwer und schmerzhaft wird es dir anfangs scheinen. Die allzeit rege Eigenliebe wird sehr geschäftig seyn, dir alle solche Dinge als wahre unerträgliche Leiden vorzustellen, und du wirst vielleicht nicht ohne peinliche Selbstbeherrschung es über dich gewinnen, einen Streitpunkt, worin du unverkennbar recht zu haben glaubst, unentschieden zu lassen, einem Vorzuge, der dir gebührt, zu entsagen, ein Verdienst, das du dir erwarbst, unerkannt zu sehen.

Dieses in weiblichen Herzen so mächtig wirkende Gefühl der Kränkung beym kleinsten erlittenen Unrecht ist aus vielen Ursachen erklärbar. Die grössere Zartheit unsrer Organisazion macht uns für jeden Eindruck empfänglicher; unsre Erziehung lehrt uns ganz vom Urtheile andrer abhängen, macht Beyfall und Bewunderung zum höchsten Ziel unsres Strebens, und die Bemühung zu gefallen zu unsrer ersten Pflicht. Natur und Gesellschaft, Vorurtheil und Nothwendigkeit, haben unsern Zustand so

eingeschränkt, daß wir wenig durch uns selbst sind und seyn können. Ruhm, Freude, Glück und Ruhe unsres Lebens hängen ganz von dem Wohlwollen, der Achtung, dem Vertrauen ab, welches die Männer gegen uns empfinden und bezeugen. Es ist demnach sehr natürlich, daß wir bey der geringsten Verletzung oder Verweigerung dessen, was wir zu verdienen und verlangen zu können glauben, uns geängstet, gekränkt und eines wichtigen Theils unsrer Existenz beraubt sehen. Möchte mein ganzes Geschlecht die Gefahr erkennen, welcher dieses an sich unschuldige und natürliche Gefühl sie aussetzt! Möchten aber auch die Männer wissen und ernstlich bedenken, daß es die fruchtbarste Quelle der mehrsten Leiden des Ehestandes ist, daß es unzähligen Irrthümern und Thorheiten den Zugang öfnet, und daß sie durch keine Machtsprüche noch Gewaltthätigkeit wiederherstellen werden, was sie durch Unbilligkeit und geringschätzung vernichteten. Seelenherrschaft ist durchaus republikanischer Art, und muß in wilde Anarchie ausarten, sobald sie einen despotischen Anschein gewinnt, und blos auf das Recht des Stärkern sich gründen will. So wie in einem freyen Staat der weisere Menschenkenner eine unmerkliche, aber unumschränkte Ge-

walt erlangen kann, wenn er sich Zutrauen erwirbt, und durch Beförderung der allgemeinen und individuellen Zufriedenheit sich unentbehrlich zu machen weiß: so wird ein kluger Mann die Seele seiner Frau ganz nach Gefallen lenken, wenn er ihre Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte zu behandeln und zu nutzen weiß. Statt mit gebieterischer Kälte und unbilliger Geringschätzung ihr Selbstbewußtseyn zu zerstören, oder — wie es denn bey starken Seelen allezeit der Fall ist — zur Empörung gegen sich zu bringen, würde es ihm leicht werden, eben dieses Selbstbewußtseyn durch sanfte Pflege und Schonung zum unzerstörbaren Grund einer Anhänglichkeit zu machen, die vielleicht das erste und stärkste Bedürfniß des weiblichen Herzens ist. Weit bin ich entfernt, zu verlangen, daß die Männer allen Thorheiten der Weiber schmeicheln, alle ihre Mängel ungerügt lassen sollen, aus Furcht ihre Empfindlichkeit zu reizen. Dies wäre wohl eben so nachtheilig, als es unmöglich ist. Billigkeit nur sollten sie sich zur Pflicht machen; Billigkeit in Anerkennung weiblicher Liebenswürdigkeiten und Verdienste; Billigkeit in Beurtheilung anscheinender und wirklicher Fehler, mit Rücksicht auf Ursachen und Umstände, wodurch diese vielleicht unvermeidlich werden; Billigkeit in der Gewährung aller kleinen

Gefälligkeiten, wodurch der schon so eingeschränkte Kreis des weiblichen Glücks erweitert werden kann.

Doch macht der gewöhnliche Lauf der Dinge diese Schonung oft unmöglich. Woraus besteht die größere Anzahl derjenigen, die sich anmaßen, Ehemänner und Hausväter zu werden? Theils sind es rohe, ungebildete Jünglinge, die nie Gelegenheit hatten das weibliche Herz zu studiren, oder, was noch schlimmer ist, nur aus seichten Romanen und Spottschriften, nur im Umgang mit der verworfensten Klasse der Weiber einige Kenntnisse davon erwarben; die, selbst von stürmischen Leidenschaften hin und her geworfen und dem blinden Triebe des gegenwärtigen Augenblicks zu folgen gewohnt, nie einen ernsthaft forschenden Blick auf sich und andere, auf Verhältnisse und Bestimmung gerichtet haben. Wie wär' es möglich, daß solche Männer ein zartes junges Geschöpf, das aus der Kinderstube in ihre Arme geworfen wird, vernünftig behandlen könnten? Sie verstehen nicht die Sprache seiner Seele, kennen seine Geistesbedürfnisse nicht; sein lieblichster Reiz und höchster Werth ist etwas, wofür sie keinen Sinn haben; wie sollten sie es zu bilden und zu verfeinern verstehen? Sie sollen Führer seyn? Ach die Blinden, die selbst eines Füh-

rers bedürfen! Ohne Licht, ohne Leitung, ohne Plan irrt das verwahrloseté Paar umher, stößt an einander an, und verleitet sich gegenseitig zu Thorheit und Irrthum. Die junge Frau, die sich im häuslichen Leben leichtsinnig und rauh behandelt sieht, die keine Aufmunterung zur Tugend, keinen Lohn für erfüllte Pflicht, für die sanftesten Gefühle ihres Herzens keine Nahrung findet, wird bald das Bedürfniß empfinden, zerstreut, betäubt zu werden, wird bald in den Taumel leerer Zeitvertreibe hinabsinken. So wird die liebliche Blüthe weiblicher Anmuth und Unschuld zerknickt, die zarte Knospe häuslicher Glückseligkeit im Keime zerstört, und elende Schattenbilder von Eitelkeit und Leichtsinn sind alles, was aus der Verwüstung übrig bleibt. Ist es denn wohl zu verwundern, wenn aus vielen Weibern das wird, was Pope so fürchterlich treffend geschildert hat:

A youth of frolicks, an old age of cards;
Fair to no purpose, artful to no end;
Young without Lover, old without a friend;
A fop their passion and their price a sot;
Alive ridiculous and dead forgot. *)

*) Eine Jugend voll thörichter Freuden, ein Alter am Spieltisch verlebt; unnütze Schönheit und zwecklose Ränke; jung ohne Liebe, alt

Eine andere Gattung von Männern ist reif geworden in trocknen Amtsgeschäften, in Verhältnissen, wo sie durchaus keine Menschenkenntniß und keine Biegsamkeit des Geistes erlangen konnten. Der Sinn für die feinern Freuden des Umgangs und die Empfindung für die zarten Schattierungen des weiblichen Charakters gieng ihnen verloren. Sie wissen nicht was Schonung und Nachsicht heißt, weil sie im eingeschränkten Kreise ihrer Begriffe und Pflichten ihrer nicht zu bedürfen glauben. Sie kennen keine Tugend, als die in ihrem Kompendium vorgeschrieben ist, und auch diese schätzen sie nicht einmal sehr hoch, weil sie meynen, daß sie sich von selbst verstehe. Die feinen Faden der Empfindungen, die mannigfaltigen Spiele der Leidenschaften und Ideen, sind ihnen eine unbekannte Welt. Sie begreifen nicht, wie und warum ein Mensch anders seyn, handeln und denken könne, als sie. Daher richten sie mit unerbittlicher Strenge die kleinste Abweichung vom allbeliebten Schlendrian, den geringsten Verstoß gegen Meynungen und Gebräuche, die ein verjährtes Vorurtheil geheiligt hat. So verächtlich sie auf Gefühle, Eigenschaften und

ohne Freundschaft; ein Geck ihr Wunsch, ein Dummkopf ihr Loos; lächerlich im Leben und vergessen im Tode.

Talente herabsehen, die sie nicht besitzen, so hart verdammen sie auch Fehler und Schwachheiten, die gerade nicht die ihrigen sind.

Rechnet man nun noch hinzu, wie viele Männer durch äussere Umstände, durch mancherley Leidenschaften, durch Kränklichkeit, mißlungene Plane, häusliche Sorgen und dergleichen bestimmt und erbittert werden: so wird die Zahl derjenigen nicht groß seyn, von denen eine schonende großmüthige Behandlung sich erwarten läßt.

Die kalte, spizfindige, alles zergliedernde Philosophie unsrer Zeiten, die den Enthusiasmus tödtet und die Phantasie in Fesseln legt, wird schwerlich dem Uebel abhelfen, wird die sanften Freuden des Umgangs und der Liebe, die nothwendig mit einiger Täuschung verbunden seyn müssen, vielleicht mehr zerstören, als erhöhen; so wie denn auch sicherlich die Geringschätzung gegen das weibliche Geschlecht, die in Gesprächen und Schriften allgemein herrschender Ton zu werden scheint, nicht wenig dazu beyträgt, eine freudenlose Bitterkeit und Kälte im Ehestand auszubreiten. Ob die Schuld an den Weibern selbst liegt, daß ihnen die Männer nicht mehr mit derjenigen Hochachtung und Ehrfurcht begegnen, wodurch in den vergangenen Ritterzeiten ein so schönes Licht auf Thaten und Sit-

ten beyder Geschlechter geworfen ward, oder ob die Männer sich an den Weibern rächen wollen, daß sie keine Ritter mehr sind — das vermag ich nicht zu entscheiden. Doch gewiß ist's, daß die schönsten und edelsten Bande zwischen beyden Geschlechtern täglich mehr nachlassen, daß wenig Theilnehmung, Wohlwollen und Vertrauen zwischen ihnen statt hat; daß vielmehr bey dem Ueberrest einer veralteten eißgrauen Galanterie ein heimlicher Groll, eine Art von tückischer Schadenfreude und voreiliger Tadelsucht beynahe eben so sehr zwischen Männern und Weibern, als zwischen den Weibern unter sich, Oberhand gewinnt. Und daran, sollt' ich denken, sind sie mehr schuld, als wir.

Sind nicht die mehresten ihrer Versammlungen wahre Schulen skurrilischen Witzes, wo der noch unbärtige Knabe schon Spöttereyen, freche Scherze und hämische Anspielungen nachlallen lernt gegen ein Geschlecht, welches die heiligsten Gesetze und Bande der Natur ihm theuer und ehrwürdig machen? Würde nicht oft der Strom ihrer Unterredung versiegen, wenn nicht ein Stückchen aus der weiblichen Charakteristick Stoff zu lautem Gelächter hergeben müßte? Haben wohl die mehrsten unter ihnen genug Welt- und Menschenkenntniß, Scharfsinn und

richtiges Gefühl, um treffende Urtheile zu fällen, um Schein von Wirklichkeit, und Vorurtheil von gesunder Vernunft zu unterscheiden? Haben sie Billigkeit genug, um das, was sie nicht kennen, nicht begreifen, unkritisiert zu lassen? Haben sie Großmuth genung, um das Gute eben so lebhaft zu vertheidigen, als sie das Böse verdammen? Lassen sie nicht oft die schlimmsten Seiten ungerügt, und preisen aus bloßer Partheilichkeit gerade nur das, was ihnen Zeitvertreib und Vergnügen schaft? Werfen sie nicht nur gar zu oft selbst auf die feinsten Empfindungen, auf die ausgezeichnetsten Talente und Eigenschaften ein zweydeutiges verspottendes Licht? Wimmeln nicht ihre Schriften von beissenden Ausfällen, übertriebenen Behauptungen, halbwahren, zu allgemeinen Beschuldigungen, von abschreckendem Tadel und noch weit demüthigerndem Lobe? Werden nicht längst bekannte Geschichten, veraltete Bonmots, immer wieder hervorgesucht, und in neue Anwendung gebracht? aus der Luft gegrifne Charakter als Beyspiele und Beweise angeführt? Verdorbenheit einzelner Stände und Gesellschaften zur allgemeinen Sittenschilderung gebraucht? Und das alles einseitig, partheyisch, ohne Rücksicht auf Verfassung und Umstände, auf unzählige Verschiedenheiten, wodurch ein Ort, ein

Stand, ein Gesellschaftskreis vom andern sich auszeichnet.

Wenn eine fehlerhafte Erziehung, böses Beyspiel, und betäubendes Gewirre der grossen Welt manche Weiber zu Ausschweifung und Thorheit verleiten: soll darum die gewiß grössere Anzahl derjenigen, die ein stilles, nützliches, unschuldiges Leben führen mit in die Acht erklärt, und der wohlverdienten Ansprüche auf öffentliche Achtung und häusliches Zutrauen beraubt werden? Ist weibliche Tugend ein Unding, weil es viele Schwache und einzelne Lasterhafte giebt? Weil sich einige durch empfindsames Gezier lächerlich machen, oder mit sogenannter Schöngeisterey ein Affenspiel treiben? — wozu doch, genau betrachtet, die Männer wohl selbst die erste Veranlassung gaben. — Läßt sich darum entscheidend behaupten, es fehle den Weibern an Gefühl, an Genie? es habe ihnen insgesammt die Natur alle Kraft und Wärme der Seele, allen Sinn für's Grosse und Schöne, ja sogar die gehörige Kraft der Kopfnerven versagt, wie ein sonst scharfsinniger Schriftsteller meynt?*)

Die nachtheiligen Folgen dieses misogynischen Tons auf Gesellschaft und Sitten über-

*) Ueber die Weiber, p. 40. 171. 182. u. s. w.

haupt sind wohl nicht zu bezweifeln — die Auseinandersetzung derselben gehört nicht zu meinem Gegenstand — doch ihr Einfluß auf das Glück der Ehe, so unfehlbar er auch ist, wird vielleicht von vielen verkannt. Freylich beschuldigen uns die Männer nicht ganz mit Unrecht, daß wir uns zu hohe Begriffe von dem Werth unsrer Bestimmung, von unsern Verdiensten machen, und daß wir übertriebne Bewunderung und Verehrung verlangen zu können glauben. Es ist aber ein himmelweiter Unterschied zwischen jenen romanhaften Vorstellungen, und dem gerechten Wunsche, der jedem denkenden und fühlenden Wesen von der Natur anerschaffen ward, dem Wunsche: sich mit rechtem Maße gemessen, mit Billigkeit gerichtet, ja sogar mit einiger freundlicher Täuschung betrachtet zu sehen. Rechtschafne Weiber, läßt Beaumarchais den Vater seiner Eugenie sagen, wollen geliebt, Närrinnen nur wollen angebetet seyn. Nehmen wir nun das Wort Liebe im reinsten, edelsten Sinn, und verstehen darunter nur ein sanftes, treues, beglückendes Wohlwollen: so werden wir doch finden, daß eine gewisse Wärme der Seele, ein gemäßigter Grad des Enthusiasmus, den jede moralische Schönheit rege machen kann, oder zum wenigsten doch ein unverletzter Sinn

für alles Gute unumgänglich dazu erfodert wird. Und wie könnte sich diese Stimmung lange in einer Seele erhalten, die in allem, was sie sieht und hört, Veranlassung findet Mängel zu entdecken, Fehler zu rügen, Vorzüge zu verkleinern, und sich einer tadelsüchtigen Laune, wozu der Mensch im Ganzen nur zuviel Hang hat, zu überlassen? Wie könnte der Jüngling, der in seinem täglichen Gesellschaftskreise das weibliche Geschlecht unaufhörlich verachtet, verspottet, zum Gegenstand unsittlicher Scherze und bittrer Beschuldigungen misbrauchen sieht, in dessen Seele kein Bild liebenswürdiger Weiblichkeit sich ungestört und unbefleckt einprägen kann, wie sollte Der jene Zartheit, Milde und Reinheit des Gefühls erhalten, ohne welchen ein unverdorbenes weibliches Herz nicht glücklich seyn kann? — Jene schneidenden Moralisten, die so rüstig und hoch sie auch einhertreten, sich doch gern hinter irgend einem grossen Namen verpallisadiren, beziehen sich so oft auf Rousseau; sie führen jedes Wort an, welches er, im gerechten Unwillen über die Sitten der Pariser Weiber, oder auch wohl zuweilen in einer Anwandlung menschenfeindlicher Laune zum Nachtheil des weiblichen Geschlechts gesagt hat. Doch Stellen, wie die folgenden, lassen sie freylich unberührt.

„Es giebt, sagt dieser grosse Kenner menschlicher Empfindungen, „es giebt keine wahre Liebe ohne Enthusiasmus. Nehmt ihn weg, und die Liebe ist nichts mehr. Es giebt keinen Enthusiasmus ohne ein Bild der Vollkommenheit, welches, wahr oder erdichtet, der Einbildungskraft eingeprägt ist und in der Seele lebt. Wofür sollen zärtliche Herzen entglühen, wenn diese Vollkommenheit zu Nichts, zum Unding gemacht wird? — — Wehe dem Zeitalter, sagt er ferner, in welchem die Weiber ihren Einfluß verloren haben, und wo ihr Urtheil, ihre gute Meynung den Männern nichts mehr gilt! Dies ist der höchste Grad der Verdorbenheit. Alle Völker von guten Sitten haben die Weiber geehrt."

Und wie könnte es anders seyn? Wie sollten reine Sitten und schlechte Ehen zusammen bestehen können? In vergangnen Zeiten war vielleicht weniger Milde und Feinheit von Sitten des Mannes zum Glück der Ehe nothwendig. Die Weiber hatten einen eingeschränkten Zustand und verlangten keinen bessern, weil sie den bessern nicht kannten. Nun aber, da allgemeine Verfeinerung und Ausbildung aller Ideen und Gefühle jene Schranken zum Theil niederriß, und den Weibern höhere Bedürfnisse des Geistes und des Herzens gab:

nun kann bloße Herrschaft und Uebergewicht der Stärke nicht mehr hinreichend seyn, die Ehen glücklich zu machen. Gehört zur Annehmlichkeit des Lebens nichts mehr, als Gehorsam und pflichtmäßige Treue? Wird eine Frau, die selbst nicht glücklich ist, den Mann glücklich machen können? Kann sie liebenswürdig seyn, wenn sie nicht liebt? Und kann sie lieben, wenn sie nicht geschäzt und verstanden wird?

Wenn tausend wahre oder falsche, gesagte oder gedruckte Anekdoten und Satyren zum Nachtheil der Weiber sich der Einbildungskraft des Mannes bemächtigen; wenn er das weibliche Herz immer von einer schwarzen oder doch verächtlichen Seite vorgestellt sieht: wie wäre es möglich, daß nicht ein Widerschein solcher Bilder auf seine Gattin fiele? Wird er jederzeit die Billigkeit haben, ihretwillen eine Ausnahme von der Regel zu machen? die Festigkeit, sich nie zu Argwohn und Geringschäzzung verleiten zu lassen? und die Feinheit, solche Eindrücke, wenn sie unglücklicherweise einmal da sind, dem zartfühlenden Herzen, dem scharfsehenden Auge des Weibes zu verbergen? Ich zweifle, ob viele unter ihnen dazu im Stande seyn möchten. Wenn sie von Gesellschaften heimkehren, wo ein feindlicher Genius

Venus Urania lästert und den Grazien Trotz bietet; wenn sie eben ein Buch gelesen haben, das im glänzenden Gewande des Witzes oder im Harnisch strotzender Gelehrsamkeit den spottenden Satyr verbirgt: dann wird auch vielleicht der beste und edelste sich verstimmt fühlen; wenigstens wird der milde Enthusiasmus, von dem Rousseau spricht, in seiner Seele erkaltet seyn. Einen Engel in seiner Frau zu besitzen, darf er dann freylich nicht hoffen; auch die beste ist ja nur Mensch; Fehler und Mängel an ihr zu entdecken, wird ihm nicht schwer werden, wenn seine Augen durch jene Weisheit hell gemacht sind. Gröbere, vernachläßigte Seelen werden bald, durch einen zwar falschen aber nur zu leicht gemachten Schluß, der Einzelnen alle die Fehler andichten, die dem Geschlecht im Ganzen zugeschrieben werden, und selbst gute Eigenschaften, sobald sie nur den kleinsten Anschein von Zweydeutigkeit haben, mit dahin klassificieren. Bald wird eine endlose Schaar von Vorurtheilen keimen und gedeihen; bey der unschuldigsten Veranlassung wird dem Manne jedes Urtheil vorschweben, welches er bey ähnlichen Gelegenheiten gehört oder selbst gefällt hat. Dann wird Milch in Galle verwandelt, und der sanftwe-

hen-

hende Hauch der Liebe und Eintracht von den giftigen Einflüssen des Argwohns, der gegenseitigen Erbitterung verdrängt.

Doch wer vermöchte die Folgen alle aufzuzählen, welche aus diesem einzigen Mißton in der Harmonie der Empfindungen durchaus entstehen müssen? Folgen, die um soviel schrecklicher und unvermeidlicher sind, jemehr die Frau grosse Anlagen und Fähigkeit hat zu lieben und geliebt zu werden. Einem jeden Menschen ist Unbilligkeit und Geringschätzung nachtheilig. Die Seele wird erniedrigt, der Muth geschwächt, die Kräfte gelähmt, und jedes feurige Streben nach Größe und Vollkommenheit erstickt. Doch diese Wirkungen sind freylich nach dem Maße verschieden, in welchem jedes Individuum ihrer mehr oder minder fähig ist. Weiberseelen von gemeinem Schlage, ohne Energie und Kraft, für diese Eindrücke zu stumpf, für Aufwallungen des Herzens zu kalt, laufen vielleicht unbekümmert durch's Leben hin, achten kaum der empfangenen Stöße, oder erwiedern sie, wenn sie können. Aber je zärter und feiner das Gewebe der Empfindung gesponnen ist, je leichter sind auch die Faden zerrissen und verwirrt. Je reiner und richtiger das Selbstbewußtseyn, je

größer ist die Gefahr, es zu verletzen; und manche edle Seele, die bey einer liebreichen Behandlung das höchste Ziel weiblicher Vollkommenheit würde haben erreichen können, verfällt in Geistes- und Leibesschwäche, in Melancholie oder Leichtsinn, in Verstimmtheit und Thorheit mancher Art, einzig darum, weil sie verkannt, mißverstanden, unbillig behandelt, ihre Empfindlichkeit verletzt wurde, und die schöne Wärme ihres Herzens unbenuzt blieb.

Ist nun die Gefahr so groß, so dringend, wieviel Sorgfalt müssen wir nicht anwenden, ihr zu entgehen! Sind auch die besten Männer vom allgemein verbreiteten Gift der Unbilligkeit gegen uns nicht ganz frey geblieben: wie nothwendig ist nicht ein Verwahrungsmittel, das, wo nicht das Uebel selbst ganz aufzuheben, doch ihm seinen verderblichen Einfluß zu benehmen vermag! Sanftmuth allein ist nicht hinreichend, obgleich heftiges Entgegenstreben gewiß noch unendlich schädlicher ist. Sie, die duldende Sanftmuth, wird zwar Frieden und Anstand im Aeussern erhalten; aber den innern Gram, erschlaffende Muthlosigkeit, das allmählige Verstimmtwerden der Seele, wird sie nicht abwenden können, und laute Klagen werden nun die Wirkung haben, die ein heftiger Windstoß bey der langsam um sich

fressenden Flamme hat. Nur ein Schild ist da, das die Seele decken und ihre zarten Empfindungskräfte vor Verletzung schützen kann; und dieses Schild heißt — Selbstständigkeit. Ich weiß, daß diese Eigenschaft dem jugendlichen, besonders dem weiblichen Herzen, schwer zu erwerben ist. Es schließt sich sogern an alles, schätzt sich selbst nur immer nach dem Werth, den es sich von andern beygelegt sieht, und fühlt gewiß tiefer und lebendiger, als es kein männliches Herz vermag, daß Rousseau recht hat, wenn er sagt: unser wahres Selbst sey nicht ganz in uns *). Aber gerade das ist's, was wir bekämpfen müssen; gerade dieses ist die Quelle unsrer Eitelkeit, unsrer Schwäche, und vieler unser Leiden. Darum verwundet uns so tief und blutig manches falsche, brechende Rohr. Darum sind wir so oft das Opfer unsrer besten, reinsten Gefühle. Darum sind unsre edelsten Grundsätze das Spiel der Vorurtheile und der Mode. Nein, wir müssen, wir müssen allein stehen lernen! Wir müssen unsere Denkart, unsern Charakter

*) Notre plus douce existence est relative et collective, et notre vrai moi n'est pas tout entier en nous, *Rousseau* juge de Jean Jaques.

in unsern eignen Augen so ehrwürdig machen, daß uns das Urtheil andrer in unserem geprüften und gerechten Urtheil über uns selbst nicht irre machen kann.

Der Grundsatz, daß nur um der Männer willen, nur ihnen zu gefallen, nur von ihnen geachtet, gepriesen, vorgezogen zu werden, die Weiber suchen müßten, liebenswürdige Eigenschaften, Talente und Kenntnisse zu erwerben; dieser von Müttern und Erzieherinnen zur Ungebühr gepredigte, und von den Männern selbst nur zu oft angepriesene Grundsatz, taugt, meiner Meynung nach, nur für den Orient; zu jener unwürdigen Verfassung, wo der seelenschlaffe Mann keiner Gehülfin, sondern nur elender Sklavinnen, nur niedriger Spielwerke sinnlicher Lüste bedarf; wo das ihm gleichgeschaffene freye Weib zu seinem Eigenthum erniedrigt, jedes edleren Zwecks ihres Daseyns beraubt ist; dort mögen die Blüthen ihres Geistes in kläglicher Einschränkung zu des Tyrannen Füssen duften und hinwelken, da sie doch keine Frucht ansetzen können, die zum Besten der Menschheit reife. Aber wir, die ein besseres Schicksal und hellere Vernunfterkenntniß beschützt, wir, die der Menschheit unentweihte Rechte — wenigstens in vielen Stücken — mit den Männern theilen und geniessen; wa-

rum sollen wir nicht auch unsre innere, geistige Existenz selbstständig und eigenthümlich erhalten? Haben die Männer nicht bey ihrer Ausbildung, bey ihren Unternehmungen und Entwürfen, einen von unserm Beyfall unabhängigen, durch Pflicht oder Neigung, Nothwendigkeit oder Nutzen bestimmten, und nach ihren mannigfaltigen Fähigkeiten und Bedürfnissen abgemeßnen Lebenszweck? Warum sollten wir denn nicht auch, so gut als sie, bey unserm Thun und Denken, bey der Ausbildung unsres Geistes, der Verfeinerung unsres Gefühls, der Anwendung unsrer Talente, auf ein grosses Ganze sehen? Und welche wichtige erhabene Zwecke sind es nicht, worauf uns Beruf und Bestimmung blicken heißt? — Beförderung des allgemeinen und einzelnen Wohls, sittliche Schönheit und Grazie, erhöhete Anmuth des geselligen Lebens, der große Vorzug eine Pflanzschule edler Menschheit unter unsrer Pflege aufschießen zu sehen, und dadurch Wohlthäterinnen künftiger Zeiten zu werden!

Wie werden dann jene Blendwerke einer kindischen Eitelkeit zerstieben! Wie werden alle die kleinen, unrühmlichen Künste, die Schleichwege der Intriguensucht und das Gewirre widersprechender Neigungen und Triebe, verschwinden, wenn unser Streben auf jene grossen Zwek-

ke gerichtet ist! Hoher, reiner Genuß wird unsere Seelen stärken zum Handlen und Leiden, zur Ruhe und zur Thätigkeit. Der Weihrauch, den uns die Männer streuen, wird uns nicht berauschen, ihr unverdienter Tadel nicht kränken, ihre Geringschätzung nicht zertreten. Und allmählig werden sie auch diese verlieren, wenn, nicht mehr durch unsre Anmaßungen und kleinlichen Ränke gereizt, die Lust, sich durch Uebermuth zu rächen, ihnen benommen wird.

Die Liebe wird dadurch nichts verlieren. Ach! sie, die gewaltige, richtet doch unbezwingbar alles Wollen und Können und Thun, alle Schönheit, Kraft und Wärme, nur auf einen, Einen Gegenstand. Ihr gilt kein Warnen und Lehren. Sie weiß von Eigenthum und Selbstheit nichts; wie könnte sie kalkulieren, was Glück giebt? Sie kennt ja nur Höhe des Glücks oder Tiefe des Elends.

Aber in allen Verhältnissen, wo es zur Vermehrung und Erhaltung der Zufriedenheit nöthig ist zu kalkulieren, — und wo wär es nöthiger, als in der Ehe? — muß Selbstständigkeit erworben werden, weil sie allein — o möchten es die Prediger der Sanftmuth, Heiterkeit, Geduld und aller leidenden Tugenden doch beherzigen! — weil sie allein diesen Tugenden Kraft und Dauer giebt.

Mögen denn nur immer tadelsüchtige Witzlinge uns mit dem Namen Maitresse femme zu persifflieren suchen, wenn wir nicht, wie Rohr vom Winde bewegt, von allen ihren Launen und Grillen abhängen, nicht einzig und ewig alles um ihres Beyfalls willen thun, den wir doch, wie Lafontaine's Müller (der mit seinem Sohn und seinem Esel sich nach der Meynung eines jeden richtete, und es doch niemals recht machte) auf keine mögliche Weise ganz und durchgängig erlangen werden. Die Guten und Vernünftigen unter ihnen werden es wohl fühlen, wieviel sie dabey gewinnen, wenn wir einen festen Charakter haben, wenn innere Würde des Gefühls uns lenkt und hebt.

Laß uns dann, meine Liebe, eifrig darnach trachten, aus reinem Selbstbewußtseyn und sanfter Bescheidenheit einen schönen, sichern Schild uns zu machen, der unsre zarte Empfindlichkeit vor Verletzung schütze. Freue dich des Glücks, einen Mann zu haben, der fähig ist, deinen Werth zu verstehen. Doch bey aller Bemühung ihm zu gefallen, sey auch mit den Reizen deiner Seele bescheiden; stelle sie nicht immer absichtlich ins hellste Licht; fodere nicht von ihm, daß er sie stets fühle und bewundre; zürne nicht, wenn er sie zuweilen verkennt, übersieht. Gewöhne dich, einen strengen Rich-

ter an dir selbst zu haben; und wenn dich dieser nicht anklagt, so laß Unbilligkeit, Tadel und Spott neben dir wegrauschen, wie das Lispeln des Windes im Pappelnlaube; und sey auch da liebenswürdig und gut, wo du gar nicht bemerkt und verstanden zu werden hoffen darfst.

Zahlreich sind im häuslichen Leben die Gelegenheiten, wo diese zu Festigkeit erhobene Sanftmuth nothwendig ist. So z. B. ist das Betragen in Krankheiten oft Prüfstein und Klippe der Eintracht und Zufriedenheit. Darf ich dir bey dieser Gelegenheit die grosse Verpflichtung einschärfen, deiner Gesundheit möglichst zu schonen, und mit strenger Gewissenhaftigkeit alles zu vermeiden, was sie zerstören könnte. Fürchterlich leichtsinnig denken und handeln oft hierinnen junge Mädchen und Weiber. Auf Kosten vieler Lebensjahre, wenigstens einer nützlichen Anwendung derselben, wird ein flüchtiges rauschendes Vergnügen, nicht selten ein bloßer Genuß der Eitelkeit, erkauft. Weder bey Kleidung noch Lebensweise wird Natur und Bestimmung zu Rathe gezogen. So büßen ganze künftige Geschlechter für einige der Mode und dem Leichtsinn geopferte Stunden; so wird der arme Ehegatte Lastträger und Krankenwärter eines freudenlosen Geschöpfs, das ihn

noch wohl gar mit Launen und mürrischer Ungeduld plagt.

Und möchte es doch nur der Quellen von Krankheit und Zerrüttung nicht noch andere geben, die uns näher liegen, die unschuldiger, feiner, aber gerade deshalb um so viel gefährlicher sind!

Ach! die besten, die edelsten unter uns, wie fehlen sie nicht oft und schrecklich, eben durch ihr zartes, warmes und lebhaftes Gefühl! Ich will nicht der Empfindeley erwähnen. Dieses schleichende Gift, das so viel weibliche Nerven zerrüttet hat, scheint nun ziemlich verdunstet zu seyn. Aber, wie ich oben schon gesagt habe, auch wahres und reines Gefühl kann gefährlich werden.

Empfindsamkeit — laß mich, troz pedantischen Vorurtheilen und Sprachmißbräuchen, dieses Wort in seinem wahren Sinn bey Ehren und Würden erhalten — Empfindsamkeit, diese schönste Gabe der Natur, diese ächte Quelle der reinsten Freuden, diese lebhafte und zarte Fähigkeit schnell und stark zu empfinden, das große Sensorium, (wie der gute Sterne, der es so ganz besaß, so schön es nannte) auch sie kann verderben, wenn sie mit den Kräften des Körpers und den Gesetzen des Schicksals nicht in Gleichgewicht bleibt. Und dieses

Gleichgewicht zu erhalten — o meine Beste, wie viel Vernunft, Kraft und Sorgfalt gehört dazu, und wie schwer muß es mir werden, dir den rechten Maaßstab anzugeben!

Da nun leider, aus so vielen Gründen, eine unzerstörbare Gesundheit das seltenste Gut des Lebens ist, worauf man keine Rechnung machen darf: so ist es wohl nöthig zu erwägen, wie ihr Mangel, wenigstens von der moralischen Seite, erträglicher gemacht werden könne.

Ich habe nicht selten bemerkt, daß junge Weiber, die in gesunden Tagen heiter und sanft, und von gefälliger Gemüthsart waren, ihr ganzes Betragen änderten, sobald eine Unpäßlichkeit sie überfiel. Von Innen und Aussen tritt dann Vernachlässigung ein, übertriebene Klagen, Verzärtlung, Grämeley, ungenügsame Forderungen, lauter Dinge, wodurch sie ihren Männern zur Last werden, und diese bald gänzlich von sich entfernen.

Auch diese Unart ist eine Folge unsrer Schwäche; aber auch leider ein wichtiger Grund, den die Männer anführen können, wenn sie uns beschuldigen wollen, großgewachsene Kinder zu seyn. Vielleicht trägt unsre feinere Fühlbarkeit dazu bey. Ohnstreitig sind wir durch Natur und Erziehung fähiger gemacht, Theil-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0240
DFG

nahme und Aufmerksamkeit auf fremdes Leiden zu verwenden, als es die Männer, bey minder reizbaren Nerven, rauherer Erziehung und mehr zerstreuter Lebensart seyn können. Daher verlangen wir für uns selbst, was wir, andern zu leisten, uns fähig und willig fühlen.

Diese unbillige Forderung thut in der Ehe sehr böse Wirkung. Da schon die Männer etwas abgeneigt und ungeschickt sind, Kranke zu behandeln und zu pflegen; da sie nur durch einen hohen Grad von Liebe und Theilnehmung dazu gebracht werden können: so werden sie natürlich sehr bald ermüden, wenn etwas widriges im Betragen der Frau jenen Empfindungen entgegen wirkt. Kälte, Bitterkeit und Unmuth, sind nur zu oft die Folgen einer unbedachtsamen Vernachlässigung an ihrer Seite, einer rauhen Unfreundlichkeit an der Seinigen, und zerstören gerade da Zärtlichkeit und Vertrauen, wo diese Empfindungen den köstlichsten Balsam des Lebens ausmachen sollten. Müßte denn nicht eine kluge und fein fühlende Frau sich gewöhnen, in kranken Tagen mehr als jemals über sich zu wachen, und alles zu entfernen, was den ohnehin drückenden Krankheitszustand lästiger macht; niemals übertriebene Klagen führen, nie dem Eigensinn mehr gestatten, als der Zärtlichkeit des Gefühls; nie einen Genuß darinnen su-

chen, sich aufgewartet und bedauert zu sehen; sondern immer großmüthig und delicat genug seyn, um eine Gefälligkeit höher anzurechnen und lebhafter zu empfinden als zehn kleine Vernachläßigungen. Wenn es Männer giebt, die ein solches Betragen nicht rührt, die rauh und fühllos genug sind, ein Geschöpf zu vernachläßigen und zu mißhandeln, das sich in seinem leidenden Zustand ihrer Großmuth überläßt: so sehe ich nicht ein, wie einer Frau an der Pflege und Aufmerksamkeit eines solchen Mannes etwas gelegen seyn könnte?

Vielleicht wunderst du dich, meine Liebe, daß ich unter den mannigfaltigen Plagegeistern, die mit dem Ehe-Glück ihr böses Spiel treiben, des einen noch nicht erwähnte, der sich, wie unser Liedchen sagt, frühzeitig einzustellen pflegt:

An der Hochzeitkammer Schwelle
lauscht, die Fackel in der Hand,
ein beschwerlicher Geselle
Dämon Eifersucht genannt.

Leicht wäre es nun, dir im ernsten moralischen Tone, schöne Lehren zu geben, wie und auf was Art diesem Asmodius durch Bollwerke strenger Zucht und matronenhafter Ehrbarkeit der Zugang zu verwehren sey. Aber da-

mit ists nicht gethan. Wer das menschliche Herz und alle die unendlichen Verwickelungen des Lebens kennt, hat zwar — grossen Respekt für jene Weisheit, sieht sich aber doch auch nach Hülfsmitteln um, wodurch das bischen Thorheit, das hie und da mit unter läuft, so unschädlich als möglich werde. Die Wahrheit erfordert von mir das Geständniß, daß es zum öftern durch Unbesonnenheit der Weiber geschieht, wenn jenem Dämon Schlupfwinkel offen gelassen werden, wodurch er sich in die Haushaltung schleicht. Ich rathe dir sehr, auf deiner Huth zu seyn, und ihn wenigstens nie einnisten zu lassen. Denn wenn auch Länge der Zeit, gegenseitige Kenntniß, und, öfterer noch, erkaltete Zärtlichkeit ihn allmählig beschwichtigen: so hat er doch schon so viel Unheil angerichtet, so viel Glück untergraben, daß jede jugendliche Verwirrung, es sey der Eitelkeit oder der Empfindung, zu theuer gebüßt wird. Ist er aber einmal da, was ist ihm entgegen zu setzen, als jene sanfte Festigkeit, die, ohne sich zu viel zu vergeben, doch Bereitwilligkeit zeigt, immer wieder auf den rechten Weg einzulenken? Argwohn schmerzt, und unbilliger Zwang verwundet, doch auch die Thränen, die sie kosten, müssen sanfte Thränen seyn, von keinen Trotz begleitet, von keiner Erbitterung ge-

folgt. Sollte dich aber selbst das Schicksal treffen, die quälende Leidenschaft zu empfinden, die man Eifersucht nennt; so mußt du dir doch zum heiligsten Gesetze machen, nie zu eifern. Hier nimm alles zusammen, was ich oben von Selbstständigkeit, Mäßigung und Billigkeit sagte, und bemühe dich nur, durch verdoppelte Liebenswürdigkeit und Güte das zu erhalten, oder wieder zu gewinnen, worauf du unstreitig kein Zwangsrecht hast. Veraltet ist hoffentlich längst die Meynung, daß bürgerliche Gesetze und liturgische Formeln der Empfindung gebieten können. Je weniger sich Ehegatten auf solche Gesetze berufen, je fester werden die sanftern schönern Bande sie umschlingen, die kein edles Herz, wenn es auch auf Augenblicke getäuscht und verleitet wird, jemals ganz abwerfen kann.

Vielleicht liegt hierinnen der Talisman zum ehelichen Glück, immer den andern glauben zu lassen, er sey zu nichts verbunden, er handle aus freyer Willkühr, oder doch nur nach Gesetzen allgemeiner Nothwendigkeit. Wahre Tugend und Liebe haben, wie alles Gute und Schöne, ihr Wesen einzig in edler Freyheit; oder es sind Hirngespinnste einer Compendien-Moral. Kein Stand, keine Verfassung der Welt kann diese ewigen Naturgesetze umsto-

sen. Ordnung ist nicht Unterwürfigkeit; physische Einrichtungen der Natur verlangen physischen Gehorsam. Das Weib, das sich und die Kinder nicht ernähren und forthelfen kann, muß freylich vom Manne abhängen; Regeln, die Ordnung und Wohlseyn festsetzen, muß keine Willkühr erweitern. Aber die reinen Begriffe dieser Natur-Ordnung sind vielleicht jetzt das einzige Mittel, dem Ehestand Glück und Würde wieder zu geben. Ich sage jetzt, weil mit der Einfalt alter Sitten mancher stillschweigende Vertrag, manche zur Gewohnheit gewordene Tugend verloren gingen. Der Luxus hat Trennungen verursacht, hat jeden Theil sein eignes Ich deutlicher zu fühlen gelehrt. Die Frau ist nicht mehr blos Haushälterin des Mannes und Gebährerin seiner Kinder; sie ist auch Erzieherin, ist Theilhaberin seiner oft sehr verwickelten Verhältnisse, und hat ihre eigene zuweilen nicht unwichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben zu behaupten. Soll sie nun behutsam und selbstständig handeln, so muß sie frey und eigenthümlich denken können, also nicht Maschine seyn, die nur vom Willen des Mannes abhängt. In allem, was nicht Beziehung hat auf seinen Glückestand, seine Ehre und seiner Kinder Wohl, muß er sich kein Herrscher-Recht an-

maßen. Daß er dieses nicht darf, muß die Frau wissen; muß wissen, daß sie, auf ihre eigene Vernunft gestützt, manchen rauhen, steilen oder gleitenden Pfad zu gehen hat. Wenn sie dieses weiß, wird sie ihren Verstand zu bilden, ihre Beurtheilungskraft zu schärfen, ihren Charakter zu stärken suchen, und dadurch werden die consonen Töne hervorgebracht werden, welche, wie Herder sagt, eine reinere und dauerndere Harmonie als unisone geben. Sollte jedoch das Uebergewicht durchaus auf einer Seite seyn müssen, so sey es ja, um aller Grazien und Friedensgöter willen! auf Seiten des Mannes. Nie müsse es der Frau einfallen, sich in seine Geschäfte zu mischen, Einfluß darauf haben zu wollen, ihm eine Lebensweise vorzuschreiben, und eine Wichtigkeitsrolle im Hause zu spielen. Diese Albernheit, worein die Weiber oft mit falschem Thätigkeitstrieb verfallen, macht beyde Theile lächerlich, und benimmt dem Mann das Ansehen, welches er vor der Welt behaupten muß. Niemals muß sie suchen ihm ein Geheimniß abzudringen, oder es auf Schleifwegen zu erforschen. Dagegen ist sie auch nicht verbunden, ihm die ihrigen, wenn sie ihm auf keine Weise nachtheilig sind, jederzeit zu entdecken. Man

sage

sagt viel von unumschränkten Vertrauen, welches eine Frau ihrem Manne schuldig seyn soll — mir scheint es der gerade Weg zu Widerspruch, Mißverständniß und Intoleranz. Ich weiß wohl, daß die Liebe, die alles hingebende und alles fodernde Liebe, ein solches Vertrauen erzwingt, und eine ihrer größten Seligkeiten sich daraus erschaft. Doch, wenn auch Liebe und Ehe noch hie und da verbunden sind, dürfen sie darum verwechselt werden, und ist dieser Fall nicht zu selten, um eine Ausnahme der Regel zu seyn? Bey der jetzigen Verfassung ist das höchste, worauf wir im Ehestande Anspruch und Hofnung haben können, Freundschaft, und diese wird durch das kindliche Vertrauen, womit junge Weiber in den ersten Zeiten der Ehe alle Thorheiten, die ihnen durch den Sinn laufen, alle kleine Verdrüßlichkeiten, die ihnen zustoßen, ihren Männern vortragen, gewiß tief untergraben. Die Ruhe und Würde einer so ernsten Verbindung verlangen Wahrheit, Aufrichtigkeit, Zutrauen in allen wichtigen und nützlichen Dingen: aber zugleich auch Behutsamkeit und Verschwiegenheit, wo sie nöthig sind, besonders in allem, was sich auf einen unabänderlichen Unterschied in der Denk- und Empfindungsart gründet.

Alles bisher gesagte sollte dich, meine liebe Schwester, auf dasjenige aufmerksam machen, was zum Glück der Ehe beytragen kann, in so fern dieser Stand als eine genaue unauflösliche Verbindung betrachtet wird. Gehen wir aber weiter, und sehen in jedem einzelnen Familienverhältniß einen Theil des Staats, einen Beytrag zum allgemeinen Wohl der bürgerlichen Gesellschaft: so finden wir noch mehr Tugenden und Pflichten, die einer jeden Frau, als Bürgerin der Welt, als Theilnehmerin der Gesellschaft, obliegen, und deren Ausübung das Maaß ihres Verdienstes bestimmt.

Alle diese Pflichten scheinen mir in einem Worte begriffen zu seyn: Ordnung. Was umfaßt nicht dieser Begrif! Die Grundfeste alles Wohlseyns, aller Ruhe und Zufriedenheit, ist gewiß im genauesten Verstande die Ordnung. Durch sie werden Welten in ihrer Bahn, ganze Schöpfungen unzerstört erhalten. Sie ists, die den Menschen recht eigentlich zur Würde des vernünftigsten Geschöpfs erhebt, das Chaos verworrener Begriffe entwickelt, und das einzige Verwahrungsmittel giebt, gegen Betrug der Sinne, Täuschung der Eitelkeit, der Einbildungskraft und des Stolzes. Von dem Wesen der Ordnung in dem erhabensten Sinne, werde ich hier nicht reden. Ich setze voraus, daß du weißt,

wie sehr Ordnung im Denken, im Wollen und im Thun nothwendig ist, wenn wir nicht jedem Spiele des Zufalls und der Laune, jedem Sturme der Leidenschaft das schwankende Gebäude unsers Glücks anvertrauen wollen. Also nur von der Ordnung im täglichen Leben, und in den Geschäften unsers Berufs, will ich dir einige Züge entwerfen, von denen ich wünschte, daß sie dir die große Wichtigkeit dieser Pflicht lebhaft und wahr darstellen möchten. Nur durch ihre Ausübung kann eine Frau sich des völligen Zutrauens ihres Gatten versichern, ihm das Leben erleichtern, und das ihrige einem sanftfließenden Bach ähnlich machen, der zwar nicht immer zwischen duftenden Blumen und lachenden Fluren, doch auf ebener Fläche hingleitet, ohne in seinem Laufe gehemmt, und von Stürmen hin und hergeworfen zu werden.

Es ist höchst lächerlich und widersinnig, den weiblichen Beruf herabzusetzen; ihm Wichtigkeit und Einfluß auf das Ganze abzusprechen. Gewiß stehen wir auf einem ehrwürdigen Posten des sittlichen Lebens, den wir, um ihn wohl behaupten zu können, auch dafür erkennen müssen; eignes Bewußtseyn, und die tägliche Erfahrung des Guten, das durch uns geschieht, müssen uns für den Ruhm und die Schätzung, die wir ver-

dienen und so selten erhalten, entschädigen. Wie einseitig und unbillig ist nicht die Welt in Ertheilung ihres Lobes und Beyfalls! Die elegante Dame, die in großen Kreisen mit Reiz und Würde erscheint, durch glänzende Talente die Einförmigkeit des gesellschaftlichen Lebens in anmuthige Unterhaltung verwandelt, mit feinem Anstande sich beträgt, ihre Worte und Aeußerungen aufs behutsamste abzuwägen, und jeden mißfälligen Eindruck zu verhüten weiß, wird laut gepriesen, und findet auf jedem Schritte Beyfall und Bewunderung. Wer wollte ihr diesen billigen Tribut versagen? Auch ihr Verdienst ist groß; auch sie ist des Lobes und der Verehrung werth, wenn sie durch eine sorgfältige und richtige Bildung ihres Geistes sich die Fähigkeit erwarb, vielen Menschen edles Vergnügen zu geben, wenn sie zur Ausbreitung eines feinen und gesitteten Tons in der Gesellschaft beyträgt, und den leider jetzt so verlassenen Altären der sittlichen Grazien neue Verehrer zuführt. Doch um vieles ehrwürdiger, nützlicher, aber auch schwerer zu erfüllen, ist die Bestimmung der fleißigen Hausfrau, die dem engen Kreise ihrer Familie alle ihre Geistes- und Leibeskräfte widmen muß. Sie kann nicht, wie jene, auf leicht empfängliche aufgeklärte Menschen wirken, sondern mehrentheils nur auf rohe, ungebildete

oder kindische Seelen; sie hat nicht, wie jene, Gelegenheit und Muße, täglich mehr Ausbildung und Biegsamkeit des Geistes zu erwerben, und doch muß sie strenger noch sich bewachen, um jede Regung des Leichtsinns, der Trägheit, der Eitelkeit, der Ungeduld zu bekämpfen; tausend heimliche Wünsche muß sie unterdrücken, tausend kleinen Freuden entsagen, oft mit möglichster Geduld unbillige Kränkungen ertragen, und Siege über sich erhalten, die ihr um so viel schwerer werden, da sie unbemerkt und unbelohnt bleiben. Und diese Frau wird von der Welt übersehen, lebt unbekannt und stirbt vergessen! — Laß nicht diese Vorstellung dich irre machen und niederdrücken, meine Theure! Wer das Innere von beyden sähe, fände vielleicht in der Seele der lezten mehr wahre Ruhe und Heiterkeit, als bey der glänzenden Dame, die, weil ihre Existenz so ausgebreitet ist, und so ganz vom Beyfall anderer abhängt, auch unzählige Bedürfnisse und Foderungen hat, die nicht stets erfüllt werden können, und gewiß durch kleine und große Widerwärtigkeiten mancher Art gekränkt, und durch den giftigen Zahn des Neides — dieser Hyder des geselligen Lebens — verwundet wird

Glücklich ist die Frau, die in unbefangener Einfalt des Sinnes beym Anfang jedes Tages

einen muthigen Blick auf die ihr obliegenden Pflichten wirft, nicht vor ihrer Last zurückbebt, aber auch nicht mit flüchtigem Leichtsinn sie behandelt, sondern sie wichtig genug findet, um sie mit stolzem Selbstgefühl auszuüben, und wenn sie am Abend, nach verrichteter Arbeit, alles um sich her wohl versorgt sieht, sich ermüdet, aber ruhig und zufrieden fühlt. Kennt sie nicht die sauersüßen Freuden einer höhern Verfeinerung, so kennt sie dafür auch nicht die Langeweile, den Zwang, den Flitterprunk der großen Welt, und das traurige Gefolge des Müssigganges. Täglich wird ihr alles leichter, und durch unausgesetzte Uebung wird ihre Seele, wie ihr Haus, zum Tempel der Ordnung.

Naturgabe ist der Geist der Ordnung selten; vielmehr widersteht ihm eine gewisse Flüchtigkeit, Trägheit und Uebereilung, die der weichen und reizbaren weiblichen Organisationen nur zu leicht anhängen. Wer sich dazu geneigt fühlt, muß um so viel strenger sich bewachen, sich gewisse Regeln festsetzen, und nicht anders als in der äußersten Noth davon abweichen. Gewöhne dich dann sogleich, meine Liebe, an eine unabänderlich genaue Ordnung in der ganzen Einrichtung deines Lebens, in der Eintheilung deiner Stunden, in allen Geschäften deines Hauswesens. Setze dir gewisse Zeiten zu nothwen-

digen Verrichtungen fest, und verschiebe sie nie, wenn du dich auch gleich zuweilen unaufgelegt dazu fühlen solltest. Mache dir Erinnerungszeichen über alles, was du auszurichten und zu bestellen hast. Folge, soweit es angehen will, immer einem und demselben Plan; denn viele Neuerungen sind der Haushaltung nachtheilig, und bringen aufs Ganze einen gewissen Leichtsinn, der bald in Verwirrung ausartet. Halte ein genaues Verzeichniß über alles, was in deinem Hause befindlich ist, und laß nichts unbemerkt wegkommen, nichts aus Mangel an Ausbesserung verderben. Uebe dich in der Rechenkunst, um nicht betrogen zu werden, und da es dir im Anfange wohl etwas schwer werden wird, so hüte dich sorgfältig vor großen Rechnungen, bezahl alles täglich und wöchentlich, schreibe es auf, und führe eine genaue Berechnung der Einnahme und Ausgabe.

Suche vorzüglich dich bey deinen Dienstboten in ein vollkommenes Ansehen von Ordnung zu setzen; sonst wirst du solche nie von ihnen erlangen. Hierzu ist nothwendig, daß du alle ihre Versehen zu bemerken scheinest, zwar bey weitem nicht über alle zürnest, aber doch sie überzeugest, daß dir keins entgeht. Nie mußt du dich bey ihnen Raths erhohlen, wenn du dir nicht selbst zu helfen weißt, sondern lieber erfahr-

ne Hausmütter besagen, damit deine Untergebnen so wenig als möglich, Gelegenheit bekommen, deine Einsichten zu bezweifeln. Ueberhaupt ist das Betragen gegen Dienstboten, die sorgfältige Auswahl derselben, und die Kunst, sie zu regieren, eine der schwersten, verdrießlichsten, aber auch der wichtigsten Pflichten einer Hausfrau. Bey den mehresten Haushaltungen, die zu Grunde gehen, hat gewiß die Vernachlässigung des Gesindes Schuld, und der Schade, der durch sie geschieht, ist so unabsehbar, als schnell und einreissend.

Du siehst, meine Louise, daß aus diesen Grundsätzen der Ordnung eine vernünftige Sparsamkeit nothwendig fließt. Denn wie sehr muß nicht alles zerstöhrt und verwirrt werden, wenn man durch eigene Schuld in Verlegenheiten kömmt, welche gerade bey den nöthigsten Unternehmungen die Thätigkeit hemmen, und ganz anders handeln lassen, als Pflicht und Gefühl verlangen. Der erste Schritt zur Sparsamkeit ist ein ernstes Nachdenken, über dasjenige, was in dem Stande, worin man lebt, für anständig und nothwendig gehalten werden kann. Um einen sichern Maasstab zu erhalten, muß die Vernunft richtig unterscheiden, was eigentlich Nothwendigkeit heißt, muß eingebildete Bedürfnisse von wirklichen absondern, und selbst diese nicht nach

dem, was andre von uns erwarten, sondern nach dem bestimmen, was wir wirklich leisten können. So sehr ich nun auch den Geiz verabscheue, den ich für die unnatürlichste Leidenschaft halte, weil sie durchaus keiner Befriedigung fähig ist: so scheint mir hingegen die Sparsamkeit eine der ersten und nöthigsten Tugenden. Hätte das Schicksal uns nicht in den Mittelstand der Glücksgüter gesetzt, der, wie ich sicherlich glaube, der wünschenswertheste ist; wären wir auch beyde mit großen Reichthümern versehen, so würde ich doch sparsam seyn, und die Sparsamkeit empfehlen. Sie allein ist der einzige wahre Reichthum. Denn beym ewigen Wechsel der Moden, bey den täglich zunehmenden Bedürfnissen der Eitelkeit, bey dem unerschöpflichen Erfindungsgeist unsers üppigen Jahrhunderts, welches Vermögen kann hinreichend seyn, um mit dem Strom immer fortzuschwimmen, um jeden Wunsch zu befriedigen, den jeder Augenblick entstehen läßt?

„Einfalt im Leben, hat irgend jemand gesagt, ist bey innerm Reichthum; Eitelkeit, Ziererey und Prunk bey innerer Betteley.“ Und was ist Einfalt des Lebens als eine bescheidene Einrichtung unsers Hauswesens, nach Maasgabe unserer Lage und Glücksumstände, ohne Rücksicht, ja selbst ohne Verlangen nach Dingen, die

mehr in angenommenen Vorurtheilen und in der Meynung anderer, als in unsern eigenen Bedürfnissen gegründet sind? Wohl weiß ich, daß, um gewisse Endzwecke zu erreichen, um seinen Platz im geselligen Leben zu behaupten, um dem Anschein des Geizes, der Sonderbarkeit und einer strengen Sittenrichterey zu entgehen, Natur und Vernunft zuweilen aufgeopfert werden müssen; daß bey der gegenwärtigen Verfassung ein gewisser Pracht-Aufwand sogar nothwendig ist. Wir müssen nun einmahl allerley künstliches und vergängliches Gewebe an uns tragen, nicht, weil es uns reizender und glücklicher macht, sondern weil unzählige Menschen von ihrer Verfertigung und Verhandlung leben. Doch wenn alle diese unnütze Zierrathen, worin der Modegeist unerschöpflich ist, die nöthigsten Bedürfnisse einer Familie verschlingen; wenn Kinder unversorgt, Dienstboten unbezahlt bleiben, Gläubiger ihre anvertrauten Summen verliehren, und dem Mangel ausgesetzt werden — weil man stets nach der neuen Mode gekleidet und meublirt seyn, in geschmackvollen Equipagen glänzen will, u. dgl. — wenn bey solchem äußern Prunk die größte Kargheit nothwendig wird; wenn man sich selbst der Mittel beraubt, dem leidenden Mitmenschen zu helfen, und in einem Abend leichtsinnig verschwendet, was arme Familien viele Monate

durch erhalten könnten: muß man denn nicht vor den Folgen erschrecken, die eine unbesonnene Verschwendung nach sich zieht? Und wenn man sieht, wie junge Männer in unsern Zeiten die Achseln zucken, wenn vom Heyrathen die Rede ist, weil sie sich vor dem Prachtaufwand fürchten, den eine Frau nothwendig macht — wie sie vor allen Dingen berechnen, ob der Brautschatz hinreiche, die täglich steigenden Bedürfnisse der Moden zu bestreiten — wenn durch solche unedle, aber leider sehr gegründete Bedenklichkeiten alles Feuer der Seele immer mehr erkaltet, Liebe und Sympathie verdrängt, und das heilige Band der Ehe, das auf Glück und freye Wahl des Herzens gegründet seyn sollte, zu einem elenden Handlungstractat erniedrigt wird — wer sollte da nicht den Luxus mit allen seinen unseligen Folgen verabscheuen? Wer nicht wünschen, daß es auch einmal Mode werden möchte, in Sparsamkeit, Genügsamkeit und Ordnung, Ehre und Freude zu suchen?

Ich weiß, meine Louise, daß ich so viel nicht zu sagen bedurfte, um dich zu überzeugen. Aber das Uebel, wogegen ich eifere, ist so eingerissen, die Versuchungen sind so mannichfaltig, es finden sich so unzählig viel Lobredner der Mode und der sogenannten feinen Lebensart, daß ich glaub-

te, dich mit mächtigen Gründen wafnen zu dürfen. Noch habe ich des Einen nicht erwähnt, der ein Herz, wie das deinige, stark treffen muß: Sparsamkeit allein ist die wahre Grundlage der Großmuth und Wohlthätigkeit. Nur der ist großmüthig, der durch Aufopferung und Entsagung seinen Eifer für das Glück anderer bezeugt. Nur der ist wohlthätig, der vernünftig dafür sorgt, es jederzeit seyn zu können. Und kann man das, wenn man sclavisch von Mode und Vorurtheil abhängt? wenn man nie sicher ist, zu welchem unnützen und erschöpfenden Aufwand man durch sie verleitet werden könne? Darf man sichs zum Verdienst anrechnen, wenn man von seinem Ueberfluß etwas weggiebt, nachdem alle Foderungen der Ueppigkeit und Eitelkeit befriedigt sind? Werden nicht, auch bey dem besten Willen, die Mittel zur Wohlthätigkeit gerade da fehlen, wo sie am ersten nützlich und verdienstlich angebracht seyn würden?

Vermeide denn alle Ausgaben, welche Wohlstand und Nothwendigkeit nicht unumgänglich erfodern, und wenn du gereizt wirst, etwas zu kaufen, das blos zur Pracht oder Vergnügen gehört, so lege erst sorgfältig zurück, was du zu den Bedürfnissen deines Hauswesens brauchst. Ueberrechne dann das übrige, denk an deine nothleidende Brüder und — kaufe! Ich weiß

gewiß, dein edles wohlthätiges Herz wird dein bester Rathgeber seyn. Aber auch diese schöne Neigung zur Wohlthätigkeit muß — nicht unterdrückt — wer könnte zur Schande der Menschheit dieses wünschen oder rathen? — nur der Ordnung unterworfen werden. Durch eine übertriebene Neigung Geschenke zu machen, hat schon manche Frau ihr Hauswesen in Verwirrung, und sich selbst in kränkende Verlegenheit gesetzt. Erst besorge das Nothwendige für dich und die deinen, und dann hilf und gieb, so viel als möglich; doch nicht aus Schwäche, aus bloßem sinnlichen Mitleiden, sondern mit weiser Auswahl und Behutsamkeit. Erst werde der engere häusliche Kreis versorgt, dann der weitere der allgemeinen Menschenfamilie.

Mach es dir zum festen Grundsatz, so selten als nur immer möglich ist, etwas schuldig zu bleiben, und unbezahlt aufzunehmen. Hättest du dich aber einmal in eine Ausgabe verwickelt, die dich in Verlegenheit setzte, so säume nicht, es deinem Manne zu entdecken. Das Verschweigen ist in solchen Fällen der gefährlichste Schritt zur größeren Verwirrung, und wo ein Fehler zu verbessern ist, wird das Bekenntniß desselben Tugend.

Ich habe eine vernünftige Thätigkeit zum Wesen der Ordnung gerechnet: denn wie sollte

nicht die, jetzt bey unserm Geschlecht so sehr eins reissende Flüchtigkeit und Trägheit ihr gerade entgegen gesetzt seyn? Du weißt, daß ich übertriebene oder unrecht angebrachte Geschäftigkeit an einer Frau verabscheue. Jene Virago's, die ewig in Bewegung sind, mit einer Mentorsstimme im Hause herumtoben, und eine Wichtigkeit affectiren, welche allenfalls einem commandirenden General zukäme, richten gewöhnlich sehr wenig aus, und sind widerliche Geschöpfe. Auch seh ich nicht ein, warum wir, bey ganz veränderter Verfassung, uns durchaus so verhalten müßten, als es zu den Zeiten des Faustrechts Sitte war; warum ein fein und zärtlich erzogenes Mädchen sich in Küch' und Keller quälen soll, um kleine Summen zu ersparen; warum ihre Hände und Gesichtsfarbe vom Feuer verderben lassen, wenn ihre Köchin eben so gute, wo nicht bessere Speisen zu bereiten weiß, als sie; warum mit der unsaubern Arbeit sich beschweren, die jede Dienstmagd verrichten kann, da sie bey eigner Verfertigung ihres Putzes vieles ersparen würde, was sie gegenwärtig der Modehändlerin zukommen läßt? Feinheit der Sitten, des Geschmacks, der Unterhaltung, Geschicklichkeit in Handarbeiten, Eleganz der Kleidung und die höchste Reinlichkeit in Allem, — lauter Dinge, die dem weiblichen Geschlecht im gesitteten Leben

unentbehrlich sind, — vertragen sich nicht mit jenen niedrigen Beschäftigungen. Es ist Mangel an Einsicht und Beurtheilung, oder auch sklavische Befolgung pedantischer Vorurtheile, wenn Weiber in den höhern Ständen mehr thun, als eine genaue Aufsicht führen über alles, was in ihrem Hause geschieht. Müßiggang werden sie dabey nicht zu besorgen haben, wenn sie ihre Stunden vernünftig einrichten, von einem Tage zum andern die nöthigen Anstalten machen, alle Ausgaben genau berechnen, nichts übersehen, und nichts verschieben, was gleich geschehen muß. Ich glaube, daß es in unserm Stande wenig Männer giebt, die nicht damit zufrieden wären, und denen mehr daran gelegen seyn könnte, in ihrer Gattin eine Magd als eine Freundin zu haben. Doch so unangenehm es einem Manne seyn muß, wenn eine Frau sich alles Recht, zu befehlen und anzuordnen, mit frecher Herrschsucht anmaaßt; oder wenn sie nur an den gröbern niedern Beschäftigungen des Hauswesens Geschmack findet: so muß ihm doch ein Geschöpf noch verächtlicher seyn, welches nur für thierische Bedürfnisse oder leere Zeitvertreibe lebt, kaum den Zweck seines Daseyns kennt, vielweniger sich um dessen Erfüllung bekümmert, das mit Tändeley und Putz, Tanz und Spiel, Schmähsucht und Coquetterie, auch wohl höchstens mit

Durchblätterung einiger Romane und Gedichte seine Lebenszeit hinbringt! Leider begünstigen unsere Sitten und die Vorurtheile der großen Welt diese traurige Ausartung des weiblichen Berufs. Leider wird manches arme Geschöpf durch Erziehung, Umgang, Verhältnisse und eine ganze Verkettung von Umständen auf solchen unnatürlichen Weg gebracht. Manches gute Herz beseufzt im Stillen die Opfer, die es der Mode und Eitelkeit zu bringen, sich genöthigt glaubt, und vergähnt am Spieltische die Stunden, die weit angenehmer und froher in häuslichen Beschäftigungen hinfliegen würden. Ich weiß, daß Kraft und Standhaftigkeit dazu gehören, einen oft verspotteten und getadelten Weg zu gehen: aber diese Standhaftigkeit mußt du haben, meine Louise, wenn du zu dem Glück gelangen willst, dir sagen zu können, du habest nützlich gelebt. Ich bin weit entfernt, dir eine gänzliche Abgezogenheit anzurathen; zu viel Einsamkeit ist, — zumal bey einem noch nicht fest gebildeten Character — eben so nachtheilig, als zu viel Zerstreuung; sie macht entweder zu weich und zu reizbar, oder auch zu unbiegsam, egoistisch und scheu. Das gesellschaftliche Leben, mit allen seinen Mängeln, hat seine gute Seite, und übt den Geist, ohne seine Kräfte zu überspannen, welches beym con-

tem-

templativen Leben so leicht geschieht. Lebe also immer frey und gesellig, und fürchte nicht, daß die Stunden, welche du deinen Bekannten schenkst, deinen Pflichten entzogen seyn möchten. Wenn du jeden Augenblick benutzest, so wirst du beydes wohl vereinigen können, und mich dünkt, es läßt sich eine genaue Richtschnur davon angeben. Findest du, daß dein Geist sich im gesellschaftlichen Kreise ermuntert, erweitert und stärkt, daß deine häuslichen Geschäfte besser gelingen, wenn sie mit einiger Zerstreuung abwechseln, so hast du nichts zu befürchten, und kannst dich den Vergnügungen des Umgangs sicher überlassen? Wenn sie dich aber erschlaffen, verwöhnen, für häusliche Sorgen und Freuden stumpf und fühllos machen, dir so zum Bedürfniß werden, daß deine Berufsthätigkeit leidet, so ist es Zeit, dich zurück zu ziehen.

Die Wahl deines Umganges wird sehr vieles bestimmen; doch da diese selten von uns selbst abhängt, so müssen Glück und Zufall oft das beste thun. Im Ganzen möcht ich dir rathen, noch behutsamer bey der Auswahl des weiblichen, als des männlichen Umgangs zu seyn: theils, weil die Zahl der Vernünftigen, richtig denkenden und geraden Menschen, beym andern Geschlecht unstreitig größer ist, als beym

unsrigen; theils, weil ihr Einfluß, ihr Beyspiel, sich weniger in unsern Lebensgang einverwebt. Die Classe der verdorbenen, rohen und thörichten Männer wird kein Vergnügen am Umgang eines Frauenzimmers finden, das mit edler Einfalt denkt und lebt, und sie werden sich von selbst entfernt halten, wenn ihrer Sinnlichkeit und Eitelkeit nicht geschmeichelt wird. Ich bin stets überzeugt gewesen, daß diejenigen unter uns, — ich nehme immer die Fälle einer groben Verführung aus, und doch auch diese sind meistentheils zweydeutig! — welche vorgeblich durch das stärkere Geschlecht verdorben seyn sollen, sich, mehr als zur Hälfte, selbst verdorben haben. Hingegen haben wohl alle Weiber, die sich einer höhern und festern Geistesbildung rühmen können, diese größtentheils den Männern zu verdanken, und es ist mir keine gute Bildung denkbar, als die, welche sie uns geben können. Es müßte um Kopf und Herz eines Weibes übel aussehen, wenn nicht aus jeder Gefahr des männlichen Umgangs wenigstens das eine oder das andere gerettet werden könnte; und so lange nur eins von beyden ungetäuscht und unverdorben blieb, ist das Gleichgewicht leicht wieder herzustellen. Doch mit dem Einfluß des weiblichen Umgangs ist's ganz anders. Dieser ist unendlich gefährlicher, eben weil er's

weniger scheint; weil wir zu einer Art von Gleichförmigkeit im Betragen gegen einander verpflichtet sind; weil ihre Fehler uns wohl gar durch einen Anstrich von Eleganz, Anmuth oder Würde verblenden können.

Und haben die Weiber nicht ein weit größeres Interesse, als die Männer, alles was sie verdunkelt, oder auch nur einen schweigenden Tadel auf sie wirft, wo möglich zu zerstören? Bey Verschiedenheit der Geschlechter ist der Neid minder allgemein und wirksam, weil die Ansprüche verschiedener sind, und sich nicht begegnen können. Ueberhaupt ists nicht zu leugnen, daß diese bösartige Leidenschaft, so wie alle diejenigen, welche die Schwäche gebiehrt, sich viel leichter in einer weiblichen als männlichen Seele entwickelt; und daß der hohe Grad von Heucheley, worin die Weiber es oft zum Erstaunen weit bringen, und mit der sie die Fallen, die eine der andern legt, so künstlich zu bedecken wissen, den Männern völlig unbekannt ist. Und eine Klippe giebts folgends, woran schon manche weibliche Freundschaft scheiterte. Weiber vom gemeinen Schlage misgönnen einander alles: aber das Glück geliebt zu werden, ist etwas, das auch der Feineren und Klügeren, wenn sie eine andere im ausschließenden Besitz

davon sieht, zuweilen einen Stachel ins Herz wirft, der zu unedlen Gefühlen und Thaten verleitet. Der Ehemann wird nun freylich seltner als der Freund, ein Gegenstand des Angriffs werden; doch auch von ihm aufs höchste geehrt und geliebt zu seyn, kann die Batterien des Neids und der Arglist in Bewegung setzen. Urtheile also selbst, ob es nicht rathsam ist, alle Mittelspersonen und Rathgeberinnen zu entfernen, und überhaupt sich vor einer Sucht zu hüten, worin fast alle junge Frauen aus Eitelkeit, Langeweile u. s. w., und nicht selten aus wahrer Gutmüthigkeit verfallen: die Sucht, gute Freundinnen zu haben. So sehr ich das Glück auch schätze, eine wahre Freundin zu besitzen, welches vielleicht das sanfteste Verhältniß des Herzens ist; so viel Werth schon in meinen Augen eine gute Gesellschafterin hat: so muß ich dich doch aus traurigen Erfahrungen warnen, nicht eher zu trauen, nicht eher dich anzuschliessen, bis du ein Herz gefunden hast, das des Neides völlig unfähig ist. Am meisten hüte dich vor jenen Heuchlerinnen, die immer eine Seite ihres moralischen Charakters zur Schau ausstellen, irgend eine Tugend, es sey Ehrbarkeit, Sanftmuth, Gutherzigkeit oder dergleichen, in Beschlag genommen haben, um sich bey jeder Gelegenheit damit zu verpanzern. Gewiß sitzt

irgendwo ein häßlicher Fleck, den sie zu verbergen Ursache haben.

Lieber gewöhne dich, viel Einsamkeit zu ertragen, als dich allen Gefahren auszusetzen, die das Bedürfniß der Mittheilung nach sich zieht; und dies wird dir eine vernünftige häusliche Thätigkeit sehr erleichtern. Wenn dir das Glück bevorsteht, Mutter zu werden, so wirst du schon, durch eigenes Gefühl getrieben, ihr höhere Würde und Anwendung geben. Gern will ich dann, wenn dir meine Anweisungen von einigem Nutzen und Werth scheinen, die alles mittheilen, was ich über diesen unsern schönsten Beruf gedacht, empfunden und erfahren habe. Bis dahin nutze die Zeit, um deine Kenntnisse zu vermehren, und deinem Geiste alle Ausbildung zu geben, der er nach seiner Natur und Verfassung fähig ist. Ausführlich werde ich jetzt über diesen Punkt nicht seyn, da wir schon oft mit einander überdacht haben, in wie ferne Geistescultur überhaupt, und welche Gattung derselben insbesondere, den Pflichten einer Hausfrau angemessen ist. Genau läßt sichs nicht bestimmen, weil der größere oder kleinere Kreis ihrer Geschäfte, das Maaß der Zeit angiebt, die sie darauf verwenden darf. Alles, was klüger, besser, unterhaltender und selbstständiger macht, ist gewiß gut und nützlich. Dies

bleibt ewig wahr, trotz allen Vorurtheilen, die noch hie und da aus den Zeiten dunkler Einschränkung übrig geblieben sind: trotz allem, was Neid und Trägheit der Weiber, Eigendünkel und Partheylichkeit der Männer, dagegen sagen mag. Viele Dinge lassen sich aus Büchern erlernen, und zum Besten des häuslichen Lebens anwenden, die man im alltäglichen Gesellschaftskreise nie aufgefunden hätte. Auch bey der größten Haushaltung lassen sich Stunden zum Lesen und Denken ausetzen, die sonst verträumt und vertändelt würden. Nur wird eine sorgfältige Auswahl der Gegenstände erfodert, nur muß den nothwendigen Beschäftigungen kein Augenblick für bloße Geschmackslectüre entzogen werden. Darum mißrath' ich dir sehr, dem Strom gewöhnlicher Leserey zu folgen, und eine Ehre darin zu suchen, alles zu kennen, was neu ist. Laß dir von deinem Gatten oder von andern vernünftigen Männern Bücher auswählen, die deinen Geschmack bilden, deine Begriffe berichtigen, dich mit allem, was dein Zeitalter schönes und nützliches hervorbringt, in Verbindung erhalten, dich fähig machen mögen, jede kluge Unterhaltung zu verstehen, und deine Einsamkeit mit angenehmen Ideen zu erheitern. Wenn du so glücklich bist, einen Mann zu haben, der mit dir lesen und denken mag, so wird

dir jede Stunde, bey einem guten Buch zugebracht, doppelten Nutzen bringen. Doch auch, wenn du für dich ganz allein lesen, und das Gelesene unbemerkt benutzen sollst: so denke, daß es der leeren Augenblicke im Ehestande viel giebt; daß Langeweile eine artige Feindin der Tugend und Zufriedenheit ist; daß jeder neue Gedanke und hellere Begrif, jeder muntere Einfall, jede angenehme Wendung des Gespräches, ein Gewinn ist, der zu irgend einer Zeit seinen Nutzen äußert.

Befolge nur hierin, wie in allen Dingen, die goldne Regel, die, wie ich glaube, den allgemeinen Maaßstab des Guten und Schönen im menschlichen Leben angiebt, das ist: thue nichts aus Eitelkeit, sondern alles in der reinen Absicht, dich und andere froher und besser zu machen. Eitelkeit ist der Schlacken, der sich leicht an weibliche Liebenswürdigkeit hängt, ihr Gewicht scheinbar vergrößert, und sie vielleicht schneller in Umlauf bringt, aber ihren wahren Werth vermindert und ihren Glanz verfälscht. Es ist die Raupe, die erst nur unmerklich klein sich einnistet, aber bald sich ausbreitet und das ganze Blatt zerfrißt. O wie viel Klagen weniger würden wir über uns und Andere führen, wie viel mehr Freude haben, geben und reiner genießen, wenn wir ganz ohne Eitelkeit denken und handeln könnten, wenn wir alles nur aus

dem einzig wahren Gesichtspuncte ansähen: ob etwas wirklich gut sey, nicht, ob es dafür angenommen wird. Doch ach! die Lehre ist leichter zu geben, als auszuüben. Wunsch und Bemühung zu gefallen, sind dem weiblichen Wesen so natürlich und nothwendig; unsere Einbildungskraft ist so reizbar, unsere Einsichten oft so dunkel, unser Wirkungskreis so eingeschränkt: daß es nicht zu verwundern ist, wenn wir den rechten Gesichtspunkt verlieren, wenn wir alles anwenden, um uns Behutsamkeit zu geben, und daher geringe Gegenstände mit einer Wichtigkeit behandeln, die wir auf Große nicht lenken dürfen.

Wohl derjenigen, die wenigstens von ihrem Herzen immer sicher geleitet wird, und eine Schutzwehr in ihm, gegen die Täuschungen ihres Kopfes findet! Dir, meine Louise, hat die Natur diese Wohlthat im reichsten Maaß verliehen, und dich vor so vielem gesichert, das oft der schärfste Verstand nicht vermeiden kann. Möchte ein günstiges Schicksal alles gute und beglückende hinzufügen, das dir mit treuer und inniger Liebe deine Schwester wünscht!

5.

Der Mann auf dem Berge.

Eine morgenländische Erzählung.

Auf dem Gebürge nicht weit von Bagdad wohnte, unter der Regierung des Kalifen Haroun Alraschid, ein Greis, der allen Menschen wohlwollte, vielen wohlthat, und dennoch mehr gefürchtet als geliebt wurde: denn der Mann auf dem Berge, so nennte man ihn gewöhnlich, galt für einen gewaltigen Zauberer. Nun wußte man zwar kein Beyspiel, daß er je einem Menschen durch seine schwarze Kunst geschadet habe, indeß, er hatte doch die Macht zu schaden; und nach dieser Voraussetzung schlossen die Leute ganz richtig, das klügste und sicherste sey, sich in einiger Entfernung von ihm zu halten.

Der Mann auf dem Berge war ein Weiser, war reich und uralt: und unter seinen Töchtern, Enkel- und Urenkelinnen gab es keine, die nicht hübsch, und manche, die noch schöner war, als selbst Dichter-Phantasie sie hätte schaffen können.

Unter den Wunderdingen, die man sich von ihm erzählte, auf Treu und Glauben annahm, und mit eigenem Zusatze weiter beförderte, wa-

ren nur die geringsten, die aber so unleugbar schienen, als Tageshelle bey Sonnenlichte: erstens, daß er sich durch geheimen Umgang mit Geistern eine übermenschliche Weisheit erworben habe, so daß die Zukunft so offen vor ihm liege, als die Vergangenheit, und daß er in den Herzen der Menschen löse, wie in einem Buche; zweytens, daß er durch Hülfe eines Talismanns königliche Schätze gesammelt habe; daß er drittens ein Arcanum besitze, das Leben unsterblich zu machen, und endlich ein unvergleichliches Schönheitswasser, ein probates Mittel, die Häßlichkeit selbst zur schönsten Houri umzuschaffen.

Der Ruf von dem Wundermanne verbreitete sich über ganz Bagdad; und von der Zeit an wurde fleißig nach seinem Berge gewallfahrtet. Kranke suchten Verlängerung ihres Lebens, Arme wollten reich, Reiche noch reicher, Häßliche schön, und Schöne noch schöner werden. Nur einer unter den achtmal hunderttausend Einwohnern von Bagdad, hielt es der Mühe werth, nach dem Berge zu reisen, um Weisheit zu suchen. Es war ein edler Jüngling, der so eben in das männliche Alter überging.

Liebreich empfing ihn der ehrwürdige Greis: „Sey mir gegrüßt, sagte er, seltner junger Mann, dem Weisheit theurer ist als Gold, und der lieber ein kürzeres Menschenleben weise genießen,

als eine thierische Existenz auf Jahrtausende verlängern will. Um deines Wunsches selbst willen verdienst du des Wunsches Erfüllung! Gern will ich dazu beytragen, was ich kann, gern dir den Vorrath meiner Erfahrungen mittheilen. Allein erwarte nicht viel von mir — und erwarte von keinem viel, der vom Weibe geboren ward. Thorheit ist die Begleiterin des Sterblichen sein ganzes Leben hindurch, vom Gängelbande der Kindheit an bis zum Krückenstocke, an welchem das Alter gebückt zum Grabe schleicht. Der ist der Weiseste, der am wenigsten Thor ist! Sollte ich vielleicht in manchen Stücken weniger Thor seyn, als viele meiner Brüder, so kömmts gewiß nicht daher, daß ich mehr wüßte als andere, sondern daß ich das erkannte Gute, das tausend andere eben so gut und wohl besser kennen, als ich, mehr als sie in Anwendung auf mich selbst dachte, und würklich ausübete. Seit langer Zeit handle ich, zum Beyspiele, nach dem kinderleichten Grundsatze: suche alles immer besser und besser zu machen. Freylich hat sichs nun zuweilen wohl getroffen, daß ich hie und da was verschlimmerte, was ich besser machen wollte: doch ist der Fall nach und nach seltener geworden, und im Ganzen habe ich mich bey meinem Grundsatze gut gestanden.

Willst du nun eine zeitlang — nicht mein Schüler, denn zum Lehrer bin ich verdorben, weil ich zu wenig, und das wenige zu eigennützig, blos für mich gelernt habe — sondern Zuschauer und Beobachter meines Thuns und Lassens seyn, so bist du mir willkommen.“

So sprach der bescheidene Weise zu dem lehrbegierigen Jünglinge, welcher das seltene Glück: Schüler eines ächten Weisen zu werden, ganz zu schätzen wußte, und in der Folge seinem Meister Ehre machte.

Lächelnd hörte der vermeinte Zauberer die Wünsche der Pilger, die nach und nach zu ihm kamen, und entließ sie mit gutem Rathe und guter Lehre. Einige Goldgierige führte er auf seinem Berg herum, machte sie aufmerksam auf des Bodens Fruchtbarkeit, erzählte ihnen dann, wie er durch Nachdenken, Fleiß und Arbeit den ehemals kahlen Bergrücken umgeschaffen, und durch Sparsamkeit und gute Ordnung den Segen des Fleißes erhalten und vermehret habe, und schloß mit der Lehre: gehet hin und thut ein Gleiches!

Den Freunden eines langen Lebens empfohl er Beherrschung ihrer Leidenschaften, und frohen Sinn bey Mäßigkeit und Arbeit! Und zu einem unter ihnen, der — ob er gleich unklug und unmäßig, nicht blos Verlängerung, sondern

Verewigung seines Erdenlebens foderte — dennoch nicht ganz ohne Geist war, sprach er mit väterlichem Ernste: Thor, du weißt nicht was du bittest. Gewiß würdest du meiner Asche fluchen, wenn ich deine Thorheit durch Erfüllung deines Wunsches bestrafte. Siehe, ich habe einst viel gelitten, und sahe meines Leidens auf Erden kein Ende. Wehe mir, wenn ich damals den Trost nicht gehabt hätte, daß ich sterben würde. Jezt lebe ich seit vielen Jahren so froh und glücklich: daß es vielleicht von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergange kaum zehn Menschen giebt, die mit ihrem Daseyn so zufrieden sind, als ich, und doch halte ich auch jezt noch den Tod nicht für ein Uebel, sondern für Wohlthat der Natur, die ich mir um alles nicht möchte entreissen lassen: denn sicher würde ich aufhören froh zu leben, wenn ich zu einem ewigen Leben verdammt würde. Zu ewigen Leben hier, als Greis, auf dieser Erde — denn ich hoffe ja, daß ich nicht aufhören werde zu seyn, wenn ich meine Hülle abgestreift habe. Aber diese Hofnung — doch ich lese in deinem Auge, daß du glaubest, ich widerspräche mir selbst. Und wirklich es scheint widersprechend: ich bin mit meinem Leben und mit der ganzen Erde, und vorzüglich mit dem Fleckchen der Erde, das ich gegenwärtig mein

nenne, gar herzlich zufrieden, und halte dennoch den Tod für Wohlthat; ich freue mich einst sterben zu können, und hoffe und wünsche doch nach meinem Tode fortzuleben. Das scheint Widerspruch zu seyn, ists aber nicht. Das Kind ist unstreitig bey seinen jugendlichen Spielen glücklich; es wäre Thorheit, wenn es mit einemmale ins männliche Alter überspringen sollte. Nein, es freue sich seines ersten Frühlings, ohne den Sommer, der von selbst kommen wird, sehnlich herbey zu wünschen. Würdest du aber wünschen, ewig Kind zu bleiben, nie Mann werden zu wollen? Freue dich, mein Sohn, daß dein Daseyn ewig und dein Erdenleben begränzt ist, und lerne das Leben lieben, ohne den Tod zu fürchten.

Mit mehr Laune versprach er den Weibern und Mädchen von Bagdad, die Erfüllung ihres Herzenswunsches, jedoch unter der kleinen Bedingung, daß sie von einem Neumonde bis zum andern bey seinen Töchtern wohnen, viel Altes und Neues, Angenehmes und Unangenehmes sehen und hören — allein in der ganzen Zeit auch nicht ein Wörtchen sprechen sollten. Der Versuch wurde von einigen gemacht, aber er verunglückte. Weit entfernt, daß dieser unglückliche Versuch ihre Schwestern abgeschreckt hätte, so vermehrte sich vielmehr der

Zulauf von Tage zu Tage; denn nun kamen die Töchter von Bagdad nicht mehr um des darauf gesetzten Preises willen — behüte der Himmel! so eitel waren sie nicht; sondern blos um den alten Murrkopf zu überführen, daß ein Weib wohl einen Monat schweigen könne. Und wenns auch ein Jahr wäre, sagten ihrer viele; kamen und wurden nach zwey oder höchstens drey Tagen wieder verabschiedet. Eine einzige — es war eine 36jährige Jungfer, die, bey dem stärksten Triebe gefallen zu wollen, dennoch das Unglück hatte, überall zu mißfallen — hielt mit unsäglichem Kampfe die Probe zwey volle Wochen aus. Während der Zeit hatten die losen Töchter des Mannes auf dem Berge sich nach allen Bekanntschaften und Verhältnissen ihres Gastes aus Bagdad erkundigt, und fiengen nun an den Schönen von ihrer Bekanntschaft, welche, man weiß schon warum, von ihr gehaßt wurden, übertriebene Lobreden zu halten. Da konnte sich nun die Wahrheitsfreundin nicht enthalten, durch ein Aber ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Der Mann auf dem Berge, des allzuhäufigen Besuchs endlich müde, entschloß sich, sein Schönheitsmittel schriftlich bekannt zu machen. Er ließ viele tausend Exemplare davon abschreiben, um geringen Preis verkaufen, und das

daraus gelösete Geld zur Ausstattung einiger armen Mädchen verwenden. Zwar verwünschten alle, welche ihre Verklärung dadurch schon im Geiste gesehen hatten, den Mann mit seinem heillosen Buche: indessen hat doch, seit die Schreibekunst und Druckerey erfunden ist, noch nie ein Buch in so kurzer Zeit so viele Käufer gefunden, als das Buch des Mannes auf dem Berge. Alles was von Weib und Mädchen in Bagdad noch nicht über funfzig Jahr alt war, abonnirte auf das Wunderbuch, denn der Mann auf dem Berge war so klug gewesen, es auf Pränumeration anzukündigen, ja man sagt, daß sogar viele junge Herren — wahrscheinlich blos aus Neugierde — ihre Namen mit auf die Pränumerationsliste gesetzt hätten. Endlich erschien es. Die Bande des Buchs wurden geöfnet oder vielmehr zerrissen, und man las, oder welche Schöne nicht lesen konnte, ließ sich Folgendes daraus vorlesen.

„Ich sahe die Töchter einer meiner Freunde in ihrer Kindheit, und prophezeyhte, sie würden schöner werden, als ihre schönen Mütter. Wie erstaunte ich, als ich sie nach zwölf Jahren wiedersahe. Die eine war durch Unmäßigkeit zu einem Fleischklumpen, die andere durch Verzärtelung zum wandelnden Schatten geworden.

den. Ihr thut wohl, liebe Landsmänninnen, daß ihr, um eurer Schönheit willen, für eure Gesundheit sorgt. Zwar soll es ein Land in Norden geben, wo man Kränklichkeit für schön, oder doch für vornehm hält: wir aber wollen die Kranken bemitleiden.

„Zaide war der Stern unter ihren Gespielinnen: sie fieng aber an, sich selbst zu vernachläßigen, ward unreinlich in ihrem Hause, erschien geschmacklos gekleidet in Gesellschaften — da wurde der schöne Stern umnebelt. Wärs auch nicht wahr, daß Unreinlichkeit im Aeussern oft von einer befleckten Seele, und Geschmacklosigkeit in der Kleidung, von Mangel an Gefühl fürs Sittlichschöne zeugte, so thut ihr doch wohl, liebe Kinder, daß ihr Zaidens Fehler vermeidet, weil er euch gewiß nicht verschönern würde. Auch lobe ich euern Geschmack, daß ihr euch nicht alle nach Einer Mode kleidet, sondern immer den Anzug, den Schnitt, die Farbe wählt, welche euch wohlkleidet.

„Ich möchte nicht behaupten, daß Ungeschicklichkeit in Haltung des Körpers, Stellung und Anstand immer Plumpheit der Seele verrathe; aber das weiß ich, daß Plumpheit noch von keinem Volke zur Schönheit gerechnet wurde. Da thut ihr nun wieder wohl, daß ihr eurem Kör-

per Geschmeidigkeit, Gewandheit, freyere Haltung und ungezwungene Bewegung zu geben sucht. Ich habe aber auch Weiber gesehen, die durch gar zu vieles Künsteln zu Drathpuppen wurden, und ihr könnt leicht denken, daß sie dadurch ihre Reize nicht erhöhten. Die Kunst muß sich hinter der Natur verstecken, muß selbst zur andern schönern Natur werden, wenn sie gefallen soll. Besser ganz rohe Natur als Verkünstelung.

„Ich war noch Jüngling, als ein Weib, das ich zum erstenmale in einiger Entfernung erblickte, mich um Ruhe und Schlaf brachte. Himmelblau war ihr Auge, Rosen blühten auf ihren Wangen, seidenes Haar wallte in Locken auf den Schwanenbusen herab, und im leichten Gange schwebte sie einher, wie von sanften Westen getragen. Ich sahe sie zum zweytenmale in der Nähe, fand alle die Schönheiten wieder, fand sogar die Seide ihres Haares, die doch vorher blos Gewebe meiner Phantasie war, in der Wirklichkeit; aber aus ihrem Munde sprudelte gar häßlicher Unsinn. Da kehrte die Ruhe wieder in mein Herz zurück, und erquickender Schlaf schloß wieder mein Auge — Ein alter Weiser sprach: eine närrische Rede aus einem schönen Munde ist wie ein bleyernes Schwerd in einer elfenbeinern Scheide! und der Alte hat

Recht. Kinder, ihr könnt gar nicht glauben, wie sehr ihr eure Schönheit erhöht, wenn ihr euern Geist ausbildet und — ach könnt ich euch allen das tief und unauslöschlich ins Herz schreiben! — wenn ihr Verstand mit Tugend immer im trauten Bunde erhaltet. Der eine findet die Braune, der andre die Blonde, dieser das blaue, jener das schwarze Auge schöner. Es giebt Völker, die den Leib ihrer Töchter unnatürlich zusammenpressen, andre, die ihre Füße verkrüppeln, und noch andere, die ihre Nasen breit drücken, um wie sie wähnen, eine schönere Form zu erkünsteln; unendlich verschieden ist der Geschmack in der Kleidung: aber unter jedem Himmelsstriche, wo denkende Menschen wohnen, gelten Verstand und Tugend für wesentliche Schönheit.

„Körperliche Schönheit ohne Geist und Herz ist wie gleißende falsche Münze. Kinder werden neu sie um ihres Glanzes willen der ältern ächten Münze vorziehen, aber der Kenner verwirft sie, weil es ihr an innerm Gehalte gebricht. Ihr könnt mit blos körperlicher Schönheit Männerherzen in Flammen setzen, aber die Flammen werden wie Strohfeuer wieder erlöschen, wenn ihr sie nicht mit dem Feuerstof eures Geistes unterhalten könnt. Ein schönes,

aber Geist und Herzloses Weib ist für den Mann, was eine Puppe für das Kind ist — ein liebes Spielzeug, so lange es noch Reiz der Neuheit hat. Aber ewig neu sind die Reize des Weibes mit schönem Geiste und edlem Herzen.

„Es ist nicht möglich, mit leerem Kopfe und verwahrlosetem Herzen recht schön zu seyn. Blosse äußere Wohlgestalt ist eine wohlklingende Rede ohne Verstand, eine Blume ohne Geruch, ist ein todtes Gemählde, das von innen aus erst Leben und Seele erhalten muß. Heiterkeit — bewerbet euch ja um frohen Sinn und Heiterkeit, denn alle Liebesgötter, wie eure Dichter sagen, hassen den Trübsinn und fliehen von der gefurchten Stirne und dem Auge, welches böse Laune umwölkt — Heiterkeit kleidet jedes Angesicht: aber als bloße Würkung des Leichtsinns oder wohl gar der allgenügsamen Dummheit, ist sie doch nur wie die Sonne im Winter. Heiterkeit im geistreichen Auge entzückt wie die milde Frühlingssonne. Das holde Lächeln ist nur dann erst reizend, wenn die Ursache auch des holden Lächelns werth war.

„Fatma — fragt eure Väter oder Großväter: ob Fatme nicht die schönsten Augen unter allen Augen in Bagdad hatte — und in diesem Auge sah ich einst eine Thräne glänzen: da, ich muß euch meine Schwachheit gestehen

— ich würde ein König sich, wenn ich eins gehabt hätte, in diesem Augenblick darum gegeben haben, hätte ich diese schöne Thräne wegküssen dürfen. Doch kaum erfuhr ich: Fatme weine, weil sie sich über eine kindische Kleinigkeit geärgert hätte, da sah ich in der Thräne nichts als Augenwasser, das ich nun umsonst nicht hätte wegküssen mögen.

„Ich sahe einst mit Sadinen — ach, meine Sadine! — an einem der schönsten Sommerabende den Sonnenuntergang, und wir sprachen von dem, der die Sonne so schön untergehen ließ. Da perlte auch eine Thräne in ihrem Auge, und die Thräne gefiel mir ungleich besser, als die der Fatme, obgleich meine Sadine minder schöne Augen hatte. Bey einer andern Gelegenheit sprach ich mit Sadinen von einer armen unglücklichen Familie; da weinte sie den Leidenden eine Thräne des Mitleids. Schnell aber erheiterte sich ihr Blick, und lächelnd reichte sie mir ihren goldnen Ring, die einzige Kostbarkeit vom Putze, die sie damals besaß — denn wir waren beyde auch arm — und bat mich, ihn zur Unterstützung der Armen zu verwenden. O diese Thräne, dieses Lächeln — Kinder ich habe in meinem Leben keine schönere Thräne, kein schöneres Lächeln gesehen, Sie selbst schien mir in dem Augenblicke schön, wie

der Unsterblichen Eine; ich vergaß, daß sie die Tochter einer sterblichen Mutter sey, sank nieder auf die Knie, und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Von der Zeit an wurde sie meine Sabine, die mir mein Erdenleben funfzig Jahr hindurch verschönert hat, und nun noch meinen Abschied von der Erde versüßen wird, weil sie mir in die Wohnungen der Unsterblichen vorgegangen ist.

„Ich merke, daß ich bey der Zurückerinnerung an Sabinen, an mein geliebtes Weib, an meine treueste Freundin ernster werde, als ich werden wollte. Verzeiht mir das; ich liebe euch alle auch herzlicher, weil ihr zu dem Geschlechte meiner Sabine gehört, denn ich weiß es aus Erfahrung, wie himmlisch gut ein Weib werden kann, und daß es für den Mann unter allen Lebensgütern kein größeres, schätzbareres und heiligeres Guth giebt, als die Liebe eines Weibes, welche gut und edel ist, wie meine Sabine war!

„Laßt mich es euch wiederholen — wärs auch nur um von einer kleinen Ausschweifung, die ihr der Geschwätzigkeit des Alters leicht verzeihen werdet, wieder zurück zu kehren: es ist unmöglich, mit leerem Kopfe, geschweige denn gar mit verwahrlosetem Herzen recht schön zu seyn. Eifersucht, Neid, Spottsucht, wie sehr

verunstalten, verzerren sie das schöne weibliche Angesicht, hingegen ein sanftes, wohlwollendes Herz drückt das Gepräge seiner Göttlichkeit in unverkennbaren Zügen aus, und schmückt dadurch eine minderschöne Gesichtsbildung mit dauernden Reizen. Obgedachte Fatme hatte das Unglück durch eine bösartige Krankheit in ihrem vier und zwanzigsten Jahre alle ihre Schönheit zu verlieren. — Ach, Schönheit ist eine Blume, die ich oft schon am Morgen aufblühen und am Mittage verwelken sahe. Für Fatme war der Verlust unersetzlich. Sie schauderte vor ihrem eigenen Bilde zurück, und grämte sich zu Tode. Meine Sadine wurde in ihrem dreyßigsten Jahre durch dieselbe Krankheit ihrer glatten weißen Haut beraubt, aber ich versichere euch, sie blieb mir dennoch stets liebenswürdig.

„Darum bildet euren Geschmack aus, bereichert euren Verstand, und vor allen Dingen veredelt euer Herz; dies ist mein Hauptrecept zur Erhaltung und Erhöhung der Schönheit, das ich euch auf Treu und Glauben empfehlen kann — Es ist probat! Ich wenigstens kenne kein besseres. Ists euch nun um eure Verschönerung ein Ernst — und welche unter euch sollte wohl nicht ernstlich wünschen, schöner, reizender, liebenswürdiger zu werden? so gebraucht es fleissig; aber ihr müßt heute schon anfangen, denn

allen denen, welche es auf Morgen verschieben, sage ich zum Voraus, daß ihnen mein Mittel nichts fruchten werde. Da steckt eben der Knoten. Wohl verstanden: ich will nicht, daß ihr heute alles thun sollt — das wäre die thörichste Foderung, die ich in meinem ganzen Leben gemacht hätte, nein, sondern nur, daß ihr heute anfangen, und dann unaufhörlich fortfahren sollt, bis sich einst eure Augen zum letzten Schlafe schließen. Auch gehören freylich alle angegebenen Species zum vollständigen Recepte, und ihr dürft keine einzige davon weglassen: deshalb sollt ihr sie aber nicht alle auf einmal und in gleicher Portion nehmen, sondern immer, so wie ihr sie nach eigener Beobachtung, und nach dem Rechte eures Hausarztes — wozu ich einen Freund oder Freundin vorschlage — gerade für euch, nach euren Bedürfnissen am zweckmäßigsten findet. Merkt ihr zum Beyspiel, daß ihr eine eurer Schwestern deshalb minder wohlwollend anblickt, weil sie Vorzüge vor euch hat, oder mehr gefällt als ihr; so seyd ihr in Gefahr von einer gar häßlichen Krankheit befallen zu werden: und da müßt ihr vor allen Dingen alle eure Aufmerksamkeit darauf richten, wie ihr das Uebel in der Geburt ersticken könnt, ehe es einmal gebohren, euch schnell über den Kopf emporwachse und seiner Mutter Mörder werde. Strebt

ihr nach einer verschönernden Tugend: so müßt ihr ihr himmlisches Bild immer unverrückt im Auge haben, bis ihr sie euch ganz eigen, zur Neigung, zur Fertigkeit gemacht habt. Ueberzeugt davon, zum Beyspiel, daß Sanftmuth die Rose im Kranze weiblicher Tugend sey, fangt heute an gegen alle Menschen um und neben euch, selbst gegen die geringste unter euern Sclavinnen, ja selbst — ihr werdet lächeln, vielleicht gar lachen, aber ich meyne es im vollen Ernst — selbst gegen euren Sänger im Käfige gefällig, wohlwollend, freundlich zu seyn. Setzt diese Uebung, wozu es euch nicht an Gelegenheit fehlen wird, ununterbrochen fort, und laßt nicht ab, bis diese Rose, unverwelklich, in eurem Kranze blühe.

„Nach meiner Erfahrung gedeiht die Sanftmuth nirgends besser als neben der Bescheidenheit und Frömmigkeit. Jene, da sie bey gemäßigter Eigenliebe nicht überall anstößt, und wieder zurückgestoßen wird, kann eben deshalb nicht so leicht durch Beleidigungen anderer zum Zorne gereizt werden; da sie sich ihrer Vorzüge nicht überhebt, die Vorzüge anderer nicht übersieht, wird sie gefälliger, und sich ihrer eignen Schwachheit bewußt, erträgt sie die Fehler anderer mit mehr Nachsicht, Schonung und Duldung. Diese, die Frömmigkeit, mit der ruhigen

Uebergebung in den Willen der alles regierenden, alles versorgenden, milden Gottheit. Erkennt ihr nicht in diesem einzigen Zuge der Sanftmuth trauteste Schwester? Ueberhaupt stehen alle Tugenden in schwesterlichem Bunde. Huldigt ihr einer von ganzem Herzen, so wird nicht nur sie, sondern alle ihre Schwestern werden zugleich mit ihr euch hold seyn, werden eure Seele bilden, und euer Angesicht verschönern.

„Ich habe die Sanftmuth die Rose im Kranze weiblicher Tugenden genannt; und sie ist des Namens werth: aber welcher Maler mahlt mir nun das Bild, an dessen überirdischen Reizen ihr beym ersten Blicke das getreue Bild der Schamhaftigkeit erkennen könnt? Schön ist bey des Tages Erwachen des Himmels Erröthen in Osten aber tausen mal schöner ist die Röthe der Scham auf dem Angesicht der Unschuld! Was ist hingegen häßlicher, als ein schamloses Weib, mit buhlendem Auge? Ein großer Mahler mahlte das Laster in schamloser Stellung, mit frecher Kleidung und unkeuscher Gebehrde. Gewiß würde in seinem Bilde der Tugend der hervorstehendste Zug der Schamhaftigkeit gewesen seyn. Mit dem Verluste der Scham geht all eure Tugend und all eure Schönheit verlohren, und wehe dem Weibe, das diesen Verlust überleben kann! Kinder, bey der Ruhe und

Glückseligkeit eures Lebens beschwöre ich euch, betrübt den Schutzgeist eurer Unschuld nie! Wendet eure Augen von jedem unsittlichem Bilde, wendet euer Ohr von jeder unkeuschen Rede ab. Seyd in der verborgensten Einsamkeit schaamhaft gegen euch selbst, und weilet nie bey einem Gedanken, dessen ihr euch schämen müßtet, wenn ihr ihn der Gesellschaft mittheilen solltet.

Liebe Kinder, ich hätte euch noch ein und das andere zu sagen, aber ich habe — was ich jetzt in meinem neun und neunzigsten Jahre nicht bereue — von Jugend auf lieber nachgedacht und gehandelt, als gesprochen und geschrieben; und ihr sollt von Rechtswegen nicht viel lesen. Gehabt euch dann wohl, denkt über das wenige, was ich euch gesagt habe, nach, und befolgt es; so werdet ihr keines Schönheitswassers ferner bedürfen, als das aus der reinen Quelle!

C. Stille.

6.

Meine Philosophie.

den 2ten May 1790.

Gestern sah ich den Lenz im einsamen Walde und auf der blumigten Flur. Kahl noch drohte die majestätische Eiche ihre wilden Aeste zu den Wolken empor; aber die schlanken Buchen und Erlen waren schon mit jungen Blättern bekleidet, und das niedre Gesträuch streute Blüthenduft um sich her. Herrlich war der Boden geschmückt, mit zahllosen Arten der Gräser. Ueber sie hoben mit einfacher Pracht die Kinder der Flora ihre silbernen Häupter empor; im sumpfigten Grunde prangte das Gold der Schlüsselblume, in bescheidener Ferne am Wege winkte die sittsame Schönheit der Vergiß mein nicht, und in melodischen Wechselgesängen priesen die Bewohner der Zweige unsichtbar die Wohlthätigkeit des Frühlings, der neues Leben gewährt, und neue Empfindungen schaft.

„Ist die Erde nicht schön?“ tönte es an den Wipfeln der Bäume, von der schimmernden Wiese und aus der duftenden Ferne.

„Wohl, ist sie schön!“ begann an meiner Seite der spekulirende Phanias; aber nur dem,

dem gesundes Blut die Adern durchströmt, dessen Magen gehörig verdaut, und dessen vegetirende Kräfte durch kein nagendes Bedürfniß gehemmt werden. Nur der vermag es den Anakreonen, den Thomsonen und Geßnern nachzuempfinden, nur der ahndet mit Milton in flüchtigen Augenblicken, auf diesem Erdenrund die Spuren des verlornen Paradieses.

„Aber wenn das Spiel der thierischen Maschine in irgend einem Theile gehemmt wird die Fibern erschlaffen, und das Triebwerk der Verdauung stockt, dann schlägt die Nachtigall umsonst; umsonst ergießt die Königin des Tages ihren Farbenzauber über die blummigte Flur und über die luftigen Hügel. In scheuer Ferne erscheint ihm die Menschengesellschaft wie ein Marionettentheater, ein Tummelplatz der Thorheit, des Lasters und Elends, in hundertfachen Gestalten. Klagen tönt der murmelnde Bach, das lachende Tempe welkt zum Jammerthal hin, und nur aus dem Abgrund des bodenlosen Strudels winkt der Trost des Nichtseyns empor!

„Was sind nun selbst jene reinern Freuden der freyen Natur, jene mehr gefühlte als besungene Wonne, welche der wiederkehrende Frühling, die erwachende Schöpfung und die sinkende Sonne erzeugt? Was das höhere Entzücken, das uns über diese unaufhörlich wandelnde Ar-

mosphäre, in den Ocean der Lichtwelten bis zu ihrem Schöpfer erhebt? Nichts, als das freye, ungehinderte Spiel der Kräfte, die wir mit der Pflanze, mit dem Thier gemein haben — höchstens in andre Formen gegossen; nichts, als der harmonische Zusammenklang des innern Organenspiels mit der Welt von außen. Was sind die sanften Gefühle der Freundschaft, die innige Wonne, mit der unser Ich mit dem Ich der Geliebten zusammen schmelzt? — —

Phanias hatte noch nicht vollendet, als Daphne mit ihrer Mutter aus dem Gesträuch hervortrat. Ein kleiner Zwist hatte ihn eine Zeitlang von ihr getrennet: unterdeß hatte das Zauberphantom der Eifersucht seine Einbildungskraft mit dem Dejanirmantel umhüllt, und selbst auf das System seiner Philosophie schauernde Schatten geworfen.

Daphne's Anblick zerriß den Faden seiner düstern Betrachtung, und hemmte den Strom seiner Rede. Gern hätte das scheele Phantom in der ersten Ueberraschung seine Füße zur Flucht geflügelt. Aber die Vernunft erhob ihren goldnen Scepter, und gebot die äußern Zeichen der Achtung, die er der Tochter wie der Mutter schuldig war. Bald durchdrang Daphne's seelenvolles Auge die Wolke auf seiner Stirn; der sie umschwebende, Liebe hauchende Nimbus

verscheuchte die ihn umhüllende kalte Atmosphäre; und nachdem sie mit süßharmonischer Stimme, ihm wegen seiner Entfernung einige flotternde Entschuldigungen abgefragt hatte, bot ich meinen Arm der Mutter, und Phanias ergrif den der reizenden Tochter.

Noch genossen wir eine Zeitlang das Schauspiel der verjüngten Schöpfung, indem Phanias und Daphne mit zögernden Schritten uns folgten. Ihre Unterhaltung schien oft, gleich dem Liede der steigenden Lerche, sich in die reinern Regionen des Aethers zu verlieren: dann sank sie wieder herab auf die grünenden Saaten der ersehnten Zukunft, und weilte in frohem, beredteren Verstummen. Als wir vor Daphne's Wohnung ankamen, lud sie uns auf den folgenden Tag — er war das Fest ihrer Mutter.

Phanias begleitete mich auf mein Zimmer. Sein Gespräch war lebhafter als sonst; er drückte mich inniger an seine Brust, und das Barometer seiner Laune deutete auf den heitersten Himmel. Als wir so traulich beysammen saßen, hob ich den abgerissenen Faden seiner Betrachtung im Walde wieder auf, und redete also:

„Freund, was ist es, das von deinem Gemüth, wie von deinem leiblichen Auge, den

materialischen Nebel weggehaucht, das mechanische Spiel deiner pflanzenartigen Kräfte so lebhaftig gemacht, und den harmonischen Einklang der Aussenwelt mit deinem Mikrokosmus hergestellt hat? Reichte Daphne dir etwa, von mir ungesehen, einige Tropfen jener mirakulösen Essenz, oder der berüchtigten Luftsalzmedicin, welche die Verstopfung in den innern Theilen urplötzlich löseten? Wie, oder hätten die Mesmer, Puysegur und Genoßen, der Vernunft und allen Fakultäten zu Troz, dennoch Recht, und deine schnelle Verklärung wäre blos das Werk des magnetischen Wirbels, der Daphne umströmte? Oder hätten etwa die einzelnen Lichtstrahlen, die von ihrer Gestalt in dein Auge fielen, die einzelnen Luftbebungen, von ihren Lippen erregt, an und für sich die Kraft, deinen Denk- und Empfindungsorganen die Richtung zu geben, daß du fühltest wie Gasner und dachtest wie Panglos?"

„Nein, Phanias, alles das war es nicht. Keine physische Kraft, sondern die Vorstellung war es, die, in scheuer Entfernung, das Bild deiner Daphne mit schwarzen Schatten umhüllte, durch der Eifersucht Kälte das freye Spiel deiner Organen hemmte, und dich zum grämischen Grübler umschuf. Keine physische

Kraft

Kraft, sondern die Vorstellung war es, durch den Anblick der wirklichen Daphne aufgeregt, welche die düstern Schatten in deiner Phantasie verscheuchte, und alle deine Fibern mit neuem Leben beseelte. — So wirkt auf den abgemateten Kranken der Hofnung gebietende Ton des Arztes, so auf den Armen, der die sparsame Mahlzeit seiner hungernden Kinder mit dem lezten Groschen bezahlte, die unvermuthete Ankunft des Wechsels von dem längst vergessenen Schuldner.

„So wirkt in den aufgeklärteren Christen die der Menschen Natur angemessenste Religion. Ihm rinnt wie ein friedlicher Bach das Leben dahin; kein äußerer Sturm trübt seine innere Ruhe; nach seinem göttlichen Muster prüft er jeden Gedanken, und erstickt so jede Begierde im Werden. Keine Thräne vergießt er umsonst; die kurzen Leiden der Zeit sind in der Wagschaal' ein Sandkorn gegen die ihn erwartende Herrlichkeit. Ihm lacht der Abend des Lebens heiterer entgegen, als das frischeste Morgenlicht. — Wir haben sie gezählt die Menschenopfer und die Aegyptischen Plagen alle, durch die Vorurtheile des Christen veranlaßt. Aber wer mißt die Tugend und Stärke, die Ruhe und die höhere Wonne, welche der Chri-

stenglaube zu allen Zeitaltern in zahllose Herzen ergoß, auf dem Thron wie in der Hütte, unter dem Druck des Despoten, in der Stunde der Angst und Versuchung, auf dem Krankenlager und im grausenden Kerker? der nur mißt sie, der ins Verborgene sieht — und vielleicht sind gegen sie jene Plagen das Sandkorn nur in der Wagschaal.

„Heil euch, ihr Erleuchter der Menschheit, aus Wahrheitssinn — und aus Gewinnsucht, aus Bruderliebe — und aus Eitelkeit, daß ihr des Vorurtheils Fesseln zerbracht, um uns zu freyer'm Genuß der Lebensfreuden zu stören, — aber dreymal wehe, wenn ihr mit den Plagen, zugleich die Wohlthat des Lebens, mit der Thorheit, zugleich die Keime der Tugend ersticktet!

„Du weißt es, Freund, ich bin weder Stoiker noch Kraftmann, ich scheue von Herzen Phalaris glühenden Ochsen, und bekenne in Demuth, daß ich nicht alles vermag, was ich will. Aber so ganz irreten beide doch nicht. Selbst in den Flammen hat oft die Ueberzeugung gesiegt, gleichviel, ob auf Wahrheit oder Irrthum gegründet, und den Bittergekränkten erquickt das Bewußtseyn der Unschuld, gleich einem stärkenden Engel. So zerrüttet oft ein einziges Wort, gesprochen oder geschrieben, das

ganze Nervengewebe des Menschen. Nicht der Schall, sondern der Sinn des Worts „Feuer“ vermogte die Höllenschmerzen des Gichtbrüchigen auf der Stelle zu heilen, daß er aufstund und floh. Und was ist es mit den Affekten allen, Freude und Schrecken, Furcht und Hofnung, Zorn und Liebe, Begierde und Abscheu, Neid und Genügsamkeit, Muth und Feigheit, Schaam und Ehrgefühl — sind sie nicht alle der Vorstellung Kinder?

„Mir enträthseln sie nicht die Natur der Dinge, den sie umhüllenden Schleyer deckt uns kein Sterblicher auf. Wahr ists, der Empfindungen Farbe, der Ton der Laune, der Strom der Gedanken, sind mehr oder minder das Spiel der Luft, der Witterung und des Stands der Organen; aber eben so wahr, daß die Vorstellung auch die Maschine beherrscht, sie bald belebt bald zerrüttet. Zwar was ist die Vernunft im Rausch, in der Fieberhitze, im Traume? Aber ist sie's nicht auch, welche Städte erbaut und Staaten regiert, die Bahnen der Weltkörper mißt, und zu den entferntesten Zeitaltern redet? daß ein Blüthenstäubchen jetzt sinkt, die Mücke ihre Flügel jetzt hebt, ich meine Hand nun bewege, lag in dem Verhältniß der Dinge vor tausend Aeonen — und doch

bin ich mich meiner Freiheit bewußt, ob zehn Philosophen mit Euklidischer Schärfe das Gegentheil darthun.

„Laß durch Grübeln uns nicht des Lebens Freuden verkümmern, nicht durch Zweifel die Willenskraft schwächen. Freund! die Vorstellung *) ists, von Wahn und Irrthum gereinigt, welche die Farbe unsers Schicksals bestimmt, und uns das Gleichgewicht giebt, im Glück wie im Unglück. Nenn' es, wie dir's gefällt, Erleuchtung oder Vernunft, Weltweis-

*) Ich darf wohl nicht erst bemerken, daß der Ausdruck Vorstellung hier nicht in dem Sinne der neuern Philosophie steht, nach welchem er sogar das physische Gefühl und die äußere Wahrnehmung unter sich begreift — eine Bedeutung, die wenigstens mit dem Sprachgebrauche nicht stimmt, denn von dem Hauße, auf welches ich mein Aug gerichtet habe, von dem Schall, den ich jezt höre, von dem Schmerz den ich jezt leide, sag ich nicht, daß es blos Vorstellung sey. Dieser Ausdruck wird nur gebraucht entweder von abwesenden oder vergegenwärtigten Eindrükken der Sinne, oder von den Wirkungen der Einbildungskraft und des Verstandes. Hier versteht der Verfasser darunter das Licht und den Gesichtspunkt, in dem wir unsere ganze Wesenheit und unsern Zusammendrang mit andern Dingen denken und empfinden.

heit oder Religion. Sie ist nicht in der Ferne zu suchen, sie ist in uns selbst.

In uns ist der lohnende und strafende Richter, den kein Verbrecher zu tödten, kein Hipplas wegzuvernünfteln, dem kein Thor zu entfliehen vermag. — Es hebt von selbst unsern Busen des Dankes verädelnd Gefühl, und das entzükkende Staunen bey jedem Lebensgenuß, bey jedem Anblick des unermeßlichen Weltalls. Laß es uns nicht ersticken, der Vernunft zur Schande und dem Wohlseynstriebe zum Hohn! der nie verstummende Zeuge der ewigen Güte und Liebe, die Hofnung schwebt noch auf dem lezten Hauche des Lebens, und schimmert dem ächzenden Wanderer aus dem Dunkel des Grabes mit hellerem Glanze entgegen. Jedes zu Brüdern gesprochene Trostwort, jedes gehobene Leiden, jede gegebene Freude ist Labsal, ist höhere Wonne für dich! — Diese Vorstellungen in uns und Andern durch festere Ueberzeugung zu stärken, ist des Weisen Beruf, ist Menschenpflicht; sie durch Zweifel in uns und Andern verkümmern und schwächen, ist der strafbarste Selbstmord, ist Verbrechen gegen die Menschheit!

Noch hat kein Wachender sie verkannt, die alles umfassende Weisheit und Ordnung in dem

uns offenen Weltall. Troz des unaufhörlichen Flußes und Wechsels der Dinge, troz des rastlosen Kampfes ungleichartiger Kräfte, ist noch jezt der Grashalm, der Flügel der Mücke, der Bau des Auges, wie er war vor Jahrtausenden. — Und wie könnte dies seyn, wenn die Bewegung des Lichtstrahls nicht berechnet war, wie die Bahn des Saturnus, der geheimste Gedanke des Menschen, wie die Gewalt der verwüstenden Fluth?

Laß uns nicht wähnen, daß der Mensch nur denkt, er nur nach Zwecken zu wirken vermag, oder daß sein Gesichtskreiß das ganze Wesen der Dinge umfaßt. Wie? oder schuf er sich selbst, und gab er sich selbst die Kraft zu denken und handeln?

Stärker wirkt die Stimme des innern Richters, wenn sie Gesetz des Ewigen ist. Höher ist des Wohlthuns süßer Beruf, wenn wir als Diener Gottes uns ehren, seinen Willen zu forschen, sein Gebot zu vollstrecken. Zwar vermag kein Wunsch, kein Gebet an sich den Lauf der Dinge zu ändern; aber kennst du des Ewigen Plan, oder weißt du dein Schicksal in der nächsten Minute? Auch des Weisesten Loos ist oft mit Dornen umflochten; doch weich Geschick wäre zu hart, wenn es die ewige Güte

beschied, die auch durch Ungewitter und Stürme Leben und Fruchtbarkeit schaft, und nach dem Todesschlummer des Winters der erstorbenen Schöpfung Auferstehung gebietet.

In des Sterblichen Aug fiel nur ein Stral vom Wesen der Dinge, hatte genug, um unsere Bestimmung zu schauen; aber blendend für den, der mehr zu schauen begehrte.

— — L.

7.

Ueber den frühen Tod des weil. Consistorialraths Koppe, und über eine dadurch veranlaßte Frage.

Vom Herrn Hofprediger Röhrs in London.

Die Nachricht von dem Tode des mit Recht so geliebten Koppe, hat mich über alle Beschreibung niedergeschlagen. Da lagen sie auf einmal in meiner Einbildungskraft darnieder, alle die schönen reizenden Plane, die ich durch seine Würksamkeit, in meinem mir auch in der Abwesenheit immer so theuren Vaterlande, bald ausgeführt zu sehen hofte! Da lag sie zu Boden die süße Hofnung, bey meiner Wiederkehr nach vieljähriger Trennung, einst mit seinem liebevollen Händedruck, und Seegen wünschend dem Auge empfangen zu werden, und unter seiner Führung sie zu sehen, sie zu bewundern, und Gott dafür im Stillen zu danken, die grosen wohlthätigen Veränderungen, die mit schöpferischer Hand er in wenigen Jahren bey ei-

nem der wohlthätigsten Institute vorgenommen hatte, das mein Vaterland aufzuweisen hat, und bey dem einst auch ich in meiner Lage nüzlich zu seyn suchte. Hatte dieses eine Zeitlang mein stilles Nachdenken beschäftiget, dann traten sie vor mir auf, die lezten verflossenen dreizehen Jahre, in denen ich bald in näherer, bald in entfernterer Verbindung mit ihm stand. Hier erinnerte ich mich, wie ich es anfangs nicht wagen mogte, unter den vielen Lehrern der Religion und Weisheit, die mir Göttingen anbot, mir auch ihn zu meinem Führer zu wählen, weil, noch ehe ich die Universität besuchte, man ihn mir als den gefährlichen Mann geschildert hatte, der meinen Glauben an die Aussprüche wahrer Religion durch Scheingründe wegzaubern würde: erinnerte mich, wie denn doch einst auf Zureden eines redlichen Freundes, der, wenn in der großen Schöpfung Gottes ihnen einerley Regionen angewiesen seyn sollten, sich jetzt vielleicht mit ihm über Gottes hier verborgen gebliebene Eigenschaften unterhält, mit Furcht und Zittern es wagte, einmal, jedoch mit der Versicherung, daß es nur einmal geschehen sollte, seinen Unterricht zu hören, und nun in dieser einen seligen Stunde so vom warmen Gefühl für Religion und Tugend durchdrun-

gen ward, daß alle meine Furcht vor dem Manne, der mir mein Herz entrissen hatte, dahin war, und ich von Stund an der Zuhörer aller seiner Vorlesungen ward; wie ich zwar bald erschrak, wie er auch mich überzeugte, daß nicht alles, was ich bisher auf Treu und Glauben nachgebetet hatte, und was ich, ungeachtet es oft Nebendinge betraf, zum Wesen der Religion zu rechnen gelernet hatte, würklich Christenthums Wahrheit sey: und wie mein an helles Licht nicht gewöhnter Verstand bald mit bangen Zweifeln kämpfte; aber wie sie dann, so bald ich sie ihm entdeckte, und er meine Hand in der seinigen, liebreich mich belehrte, als leichte Nebel verschwanden, und heitere ruhige Augenblicke zurückließen: und mit welcher Sorgfalt er jede meiner Arbeiten beurtheilte, und verbesserte, nie durch bittern Tadel mich muthlos machte, sondern mit Lob, den meine unvollkommene Versuche so wenig verdienten, wo er nur irgend konnte, mir Muth einzuflößen suchte, der meinen ersten Versuchen im Predigen stets mein Zuhörer war, und mit der ihm so eignen Liebe und Güte mich beurtheilte. Hatte nun so mein Nachdenken über seinen Tod eine Zeitlang diese Wendung genommen, dann ward ich unwillig auf mich selbst, beim Tode eines so sehr

geschätzten, so sehr beweinten Mannes, so lange bey mir selbst verweilen zu können. Auf einmal standen sie dann vor mir, die ehemals so glücklichen Seinigen. Meere und Berge konnten sie mir nicht verbergen, die ungezählten Thränen, die ich sah, und die meinigen mischten sich unter sie. Gott bleibe ihr Schutz und Vater, war denn mein Gebet, sein Wandel ihr Muster, sein Stück ihr Ziel.

Als aber der erste heftige Schmerz nachgelassen hatte, erwachte die Neubegierde in mir, und wünschte zu wissen, was für mannigfaltige Eindrücke die Nachricht von seinem Tode wohl auf diejenigen gemacht haben möchte, die ihn kannten, und worin die Folgen deßelben wahrscheinlich wohl bestehen würden. Sollte auch er, dachte ich, wie das gewöhnlich der Fall großer und vorzüglich guter Menschen ist, Mißgünstige und Neider gehabt haben, die, so lange er lebte, sein Beifall so allgemein, sein Einfluß so groß, sein Gewicht so schwer, und seine Rechtschaffenheit und ungeheuchelte Frömmigkeit so anerkannt war, höchstens nur aus ihren Winkeln bald hörbar es sich merken ließen, daß sie wohl etwas zu tadeln hätten, nun aber dreister hervortreten werden, um den Ruhm zu schmälern, den er durch Verdienste sich erworben, und als ein bleibendes Denkmal in die

Herzen vieler Rechtschaffenen eingegraben hatte? Und wie wohl ward mir, daß in meinen Gedanken doch auf keinen von denen, die ich kannte, ein so schwerer Verdacht fallen konnte. Aber fragte ich mich nun ängstlich, wie viel Gutes hat er nicht in den wenigen Jahren seiner Würksamkeit gestiftet, wie viel Gutes aber angefangen, was bey weitem nicht vollendet ist? Wird dieses nun nicht unvollendet liegen bleiben? wird das neu gewonnene Land nicht von der zurückkehrenden Winterfluth wieder verschlungen werden, da der Mann fehlt, der es umdämmen wollte? Doch auch hier beruhigte mich die süsse Hofnung, die mir immer einleuchtender ward: das werde nicht geschehen. War es dir und war es Andern, die du kennst, denn möglich gewesen, fragte ich mich, ihn lange zu kennen, ohne ihn innig zu schätzen und zu lieben? Schätzten und liebten ihn also diejenigen nicht, die bey seinen Unternehmungen ihn unterstützten, so wie er sie bey den ihrigen? Hatten sie nicht alle, als vertraute Freunde, einen grossen und wohlthätigen Zweck vor Augen, zu dem jeder würkte? Ehrten sie nicht seine Kenntnisse, sein für alles Gute so warmes Herz, seinen so hellen Blick, seinen rastlosen thätigen Geist, seine hinreißende Beredsamkeit, seinen bey allen Schwierigkeiten und gegen alle Hin-

dernisse so ausdaurenden Muth; so wie er alles das viele Gute schätzte und liebte, das er bey ihnen antraf, und ohne dessen Bemerkung er nicht mit der Freudigkeit und mit dem Eifer würde haben würken können? Freudig erinnerte ich mich hier eines glücklichen Nachmittags, an dem ich ihn, wenige Tage vor meiner Abreise von Hannover, begleitete, einen durch Kenntnisse und wahre ungeheuchelte Frömmigkeit ehrwürdigen Weisen, in einem benachbarten Dorfe zu besuchen *), der jezt das, wornach er forschte, in hellerem Lichte siehet; wie er da mir, vielleicht durch den Gedanken an meine bevorstehende weite und wahrscheinlich lange Trennung vertrauter gemacht, mit Freudigkeit und herzlichem Danke gegen Gott es rühmte, mit welcher Freundschaft und Liebe, die er in dem Maaße nie erwartet hätte, er von denen aufgenommen wäre, die mit ihm zu einem Zwecke arbeiteten, wie viel Gutes er in ihnen bemerke, und mit welcher Zuversicht er daher hoffe, mit ihnen vereint, viel Gutes würken zu können. Nein, nein, dachte ich nun, sein Andenken ist gewiß seinen Freunden zu heilig, und an dem Guten, was er würkte, nahmen sie selbst zu viel Theil, als daß das, was un-

*) Es war der jezt verstorbene Pastor Hoppenstedt zu Seelze.

vollendet blieb, so bleiben, und nun nach seinem Tode sein Geist nicht noch durch diejenigen würken sollte, die, da sie gleich Anfangs ihn zu schätzen wußten, nun durch längeren vertrautern Umgang ihn gewiß noch mehr schätzen gelernt haben.

So sehr mich nun zwar diese Betrachtungen einigermaßen bey den bangen Besorgnissen beruhigten, die der Gedanke an die Zukunft, mir, dem in der Trennung mein Vaterland nur desto lieber geworden ist, verursacht hatte; so blieb doch eine andere allgemeinere Frage mir länger schwer auf dem Herzen liegen, eine Frage, die bey diesem merkwürdigen Todesfalle wahrscheinlich mehreren aufgefallen ist, und vielleicht manchen noch beunruhiget. Erst jetzt ist es mir gelungen, sie einigermaßen befriedigend für mich selbst beantworten zu können. Glücklich würde ich mich daher schätzen, wenn es mir gelingen sollte, durch die Bekanntmachung meiner Gedanken darüber, meine Freunde in meinem Vaterlande, wozu ich aber jetzt auch alle diejenigen rechne, die über den frühen Tod unsers gemeinschaftlichen Lehrers und Freundes gleichen Schmerz mit mir empfinden, zu beruhigen, oder doch wenigstens zu veranlassen, zu meinen Gedanken sich noch neue Beruhigungsgründe hinzu zu denken.

Wenn Gottes Vorsehung in der That auf das Wohl der Menschen gerichtet ist, wie doch Vernunft und Religion laut mir zurufen: wenn daher nichts geschehen kann, was denen, die es betrift, würklich schädlich ist, und alles, was geschieht, zum wahren Wohl nicht nur der Einzelnen, die unmittelbar daran Theil nehmen, sondern auch der Welt überhaupt gereichen muß; wie läßt sich denn bey dieser Behauptung die Erfahrung rechtfertigen, daß außerordentliche, im Guten so würksame Menschen, durch den Tod oft so früh der Welt entrissen werden, wenn entweder die Welt von ihren Kenntnissen, Kräften und Thätigkeiten, gerade anfängt, wohlthätige Würkungen zu hoffen, oder wenn das, was diese so schätzbaren Menschen bereits in wenigen Jahren Gutes würkten, eine große Ausbeute für die Zukunft erwarten läßt, und sie sich nun gerade in einem solchen glücklichen Würkungskreise befinden, der deutlich durch die Vorsehung für sie ausgefunden zu seyn scheint, und wobey man nun der Erfüllung dieser Hofnung so nahe zu seyn glaubt?

Ich kann es nicht leugnen, daß diese Frage mich mehrere Tage hindurch fast immer beschäftigte, und ich bin überzeugt, daß, da sie so nahe liegt, sie vielen meiner Leser eingefallen seyn muß. Daß zwar bey dem, was Gottes

Vorsehung thut, uns vieles verborgen sey, und bey dem unendlichen Abstande zwischen Gottes Weisheit und Menschen Einsicht nothwendig verborgen seyn müsse, fiel mir zwar gleich ein, aber das beruhigte mich nicht. Ist es doch so ein schweres Ding zu glauben, ehe wenigstens die Vernunft zum Sehen gekommen ist! und sollte es strafbar seyn können, über Dinge, die des Menschen Ruhe so nahe betreffen, sich durch den Gedanken, daß so vieles dunkel sey, nicht früher einschläfern lassen zu wollen, als bis man wenigstens alles versuchte, sich Licht zu verschaffen? — So dachte ich, und forschte.

Gleich anfangs fiel mir nun zwar auch die Frage auf: ist denn diese Erfahrung, gegen die du Beruhigung suchst, auch im allgemeinen so wahr, als deine Theilnahme an der Todesnachricht, die diese Frage veranlaßte, dich glauben machte? Leben denn unter deinen Zeitgenossen in jedem Stande nicht noch manche, die jezt als Greise die ausserordentliche Würksamkeit im Guten noch fortsetzen, durch die sie schon in den jüngern männlichen Jahren sich ausgezeichnet hatten? Hat die Geschichte denn nicht eine Menge außerordentlich guter Menschen aufzuweisen, die zum Theil ihren eignen Ruhm überlebten, und die Schüler ihrer Schüler als hofnungsvolle

volle, oder wohl gar große Männer neben sich sahen? Und ist denn bey weniger merkwürdigen Menschen es nicht eben so sehr der Fall, daß viele früh sterben, da andere ein späteres Ziel erreichen? Die Wahrheit aller dieser Bemerkungen mußte ich freilich zugestehen, aber sie hoben meine Zweifel nicht, sondern machten nur, daß ich meine Frage nun weniger allgemein faßte, als ich zuerst willens war. Ja, es traten andere Vorstellungen hinzu, die das Gewicht jener Bemerkungen verminderten. Freilich, dachte ich, ist es wahr, viele große im Guten würksame Menschen sind alt geworden, und werden es auch noch, aber viele von ihnen fingen auch spät erst an, große Männer zu werden, und lebten als solche also eigentlich doch nur eine kurze Zeit, wie viele aber erreichen das Alter, das sie nach Beschaffenheit ihres Körperbaues erreichen könnten, und das man ihnen wünscht? Thun sie aber das nicht, dann sterben sie ja immer noch zu früh. Rechne ich nun aber gegen diese, von denen ich einmal zugeben will, daß sie alt geworden sind, die große Zahl derer ab, die in weit jüngern Jahren sterben; nehme ich hierzu die Menge derer, die, ehe sie Gelegenheit hatten, ihre Brauchbarkeit der Welt zu zeigen, oder die wohl gar, wie die

Blüte erst anfing Frucht zu setzen, schon von einem rauhen Winde weggenommen wurden; ja, könnte ich bestimmen, wie viele von denen, die als Kinder, oder ehe sie noch Kinder waren, sterben, und große herrliche Anlagen zeigten oder ahnden ließen, im Guten würksame Menschen geworden wären, hätte der Tod sie verschonet; ach, wie so klein wird dann dagegen die Zahl der wenigen übrigen, die in der That ein hohes Alter erreichten! Der frühe Tod dieser für die Welt so brauchbaren Menschen wird aber noch um desto bedauernswürdiger, wenn man bedenkt, daß der Tod bey weitem nicht der einzige Feind ist, der außerordentlich gute Menschen der menschlichen Gesellschaft entzieht. Wie viele große herrliche Köpfe, die bey einer andern Erziehung, in einer andern Lage, und bey andern Mustern, Wohlthäter ganzer Länder hätten werden können, wurden durch einzelne Fehltritte, Verwahrlosung, Verführung, ungünstige Schicksale, Taugenichtse und Verheerer menschlicher Glückseligkeit? Wie viele, die bey einer andern Ausbildung äußerst wohlthätige Menschen hätten werden können, gehen jetzt unbemerkt hinter dem Pfluge, und ihre guten Anlagen reichen kaum zu, sie zu Wohlthätern der Ihrigen zu machen. Wie viele andere, die glücklich genug waren,

eine bessere Erziehung zu bekommen, die Kräfte, Kenntnisse und Thätigkeit dadurch erhielten, zum Guten würksam zu werden, hatten keine Gelegenheit, Aufmerksamkeit zu erregen, oder wurden wegen Mangel an Familienverbindungen zurückgesetzt, und wie viele tausende, die außerordentlich brauchbare Menschen geworden wären, wenn man sie nur hätte brauchen wollen, sind nun an Geschäfte gebunden, die auch der Mann mit weit geringern Fähigkeiten und Kräften, eben so gut, wenn nicht vielleicht noch besser, verwaltet haben würde, und ihr wahrer Werth wird nur von wenigen erkannt, die aber zu schwach sind, sie erheben zu können. Wenn denn nun bey diesen Hindernissen, die es machen, daß so selten ein Mensch gerade in die Lage kömmt, die ihm am mehrsten angemessen ist, und bey denen so viele tausend Menschen für die menschliche Gesellschaft beynahe ganz verlohren gehen, es nun einmal einzelnen guten Köpfen, voll Kräfte, Eifer und Thätigkeit, durch eine Zusammenkettung von tausend kleinen Umständen, von denen doch auch nicht einer fehlen durfte, endlich gelingt, in solche Verbindungen zu kommen, in welchen sie außerordentlich viel Gutes würken können; sollte man denn nun nicht erwarten, daß Gottes gütige

Vorsehung, bey jenem für das Wohl der Welt schon so beträchtlichen Verlust, nun diese wenigen auf einen zuträglichen Boden hingestellten guten Pflanzen, mit desto größerer Sorgfalt pflegen, und sie desto länger erhalten werde? Und doch ist dieses der Fall so sehr oft nicht. Immerhin mag auch das wahr seyn, daß bey den übrigen weniger merkwürdigen Menschen, ein beynahe gleiches Verhältniß in Ansehung ihres früheren oder späteren Todes statt findet, denn ein ganz gleiches Verhältniß kann nicht statt finden, da vorzüglich gute und würksame Menschen so oft älter geworden wären, wären sie weniger würksam gewesen; was geht mich das jezt an, ob jene ersteren mehr oder weniger alt werden, da nicht ihr Tod, sondern der frühe Tod derer, die das Gegentheil von ihnen sind, jezt mein Nachdenken beschäftiget. Ich muß suchen, der Sache auf eine andere Art näher zu kommen.

So weit meine Erfahrungen gehen, und so weit ich aus den Erfahrungen Anderer lernen konnte, sehe ich, daß alles, was geschieht, Folge unveränderlicher Naturgesetze sey. Denn die wenigen außerordentlichen Begebenheiten, in denen man, eben wegen ihrer Außerordentlichkeit, Abweichungen von diesen Naturgesetzen vermuthete, waren entweder nur scheinbare Ab-

weichungen, oder eben wegen ihres längst erreichten außerordentlichen Zweckes, gehören sie nicht hieher, und lassen wenigstens die Wahrheit unbezweifelt, daß jezt keine Abweichungen von diesen Naturgesetzen zu erwarten sind. Und warum nicht? Weil das Wesen, das ewige Weisheit und Liebe in sich vereiniget, diese Gesetze entwarf, und sie also gleichsam nichts anders sind, als Ausflüsse dieser ewigen Weisheit und Liebe. Daß nun aber diese ewige Weisheit alle die einzelnen Folgen zum voraus gesehen habe, die diese Naturgesetze nach sich ziehen würden, leidet keinen Zweifel, da ohne diese Voraussicht sie nicht weise genug hätte seyn können, sie zu entwerfen. Wenn nun aber, ungeachtet viele dieser Folgen von der Art sind, daß sie uns beim ersten Anblick, nach dem Wohl der Welt nicht berechnet zu seyn scheinen, dennoch diese Weisheit keine andern Gesetze der Natur machen wollte, als die sie machte, so müßte dieses entweder Eigensinn seyn, der sich nicht gedenken läßt, oder auch diese einzelnen Folgen, so sehr wir auch das Gegentheil glaubten, sind wohlthätig. Bey alle dem also, was geschieht, und was wir mit dem Wohl der Welt uns nicht gleich in Vereinigung denken können, müssen wir nur uns lebhaft zu überzeugen suchen, daß auch dieses nach jenen un-

wandelbaren Gesetzen der Natur geschehen sey, und je leichter wir das können, um desto leichter muß uns auch unsere Beruhigung werden.

Daß nun aber das Folge der einmaligen Einrichtung der Natur der Dinge sey, daß ausserordentliche im Guten würksame Menschen oft so früh sterben, davon können wir uns leicht überzeugen. Natürlich ist doch das wohl, daß außerordentliche Geschicklichkeiten, Kenntnisse und Gaben, daß ganz vorzügliche Kräfte, und die Fertigkeit, sie zu gebrauchen, die Folge ausserordentlichen Fleißes, ausserordentlicher Anstrengung, Geschäftigkeit und Thätigkeit sey. Daß aber dieses eben so nachtheilig auf den Körper würke, als die Würkungen davon auf den Geist wohlthätig sind, leidet keinen Zweifel. Je mehr nun aber der Mensch anfängt, die Vervollkommung zu bemerken, die ihm sein Fleiß verschafte, je mehr er nun erst gewahr ward, wie viel ihm noch fehle, je öfterer er von einer Beschäftigung weg und zu der andern gerufen ward, je mehr er bey jeder neue Vorkenntnisse und neue Uebung bedarf, je mehr seine Geschicklichkeit und Brauchbarkeit nun die Aufmerksamkeit der Welt und ihren Beyfall erregt, je mehr er Nutzen von seinen Arbeiten siehet, je mehr Felder er nun erblicket, die noch bearbeitet werden können, und je mehr warme Lie-

be gegen Menschen, und Wunsch, sie zu beglücken, nun in ihm entsteht; um desto mehr verdoppelt sich sein Fleiß, um desto ununterbrochener strengt er seine Kräfte an, und aus Mangel an Zeit, und aus stetem Drange, Gutes zu thun, fügt er an, die Sorge für seinen Körper zu sehr als Nebensache zu betrachten, muthet ihm mehr Arbeit zu, als er unternehmen kann, und entzieht ihm immer mehr von der Ruhe und Pflege, die er bedarf: wird daher vor der Zeit innerlich alt, und ist nun tausenfachen Krankheiten und Schwachheiten ausgesetzt, von denen leicht eine tödtlich werden kann, wenn nicht sein Körper ausserordentlich stark, oder er, welches leider dann selten der Fall ist, Herr genug über sich bleibt, sich in seiner Thätigkeit zu mäßigen. Diesen Gefahren entgehen ausserordentliche im Guten so würksame Menschen um desto seltener, da sie selten von der Natur einen vorzüglich festen Körper erhielten, und erhalten konnten. Der Knabe vom festen und dauerhaften Körperbau fühlte sich gewöhnlich auch, wenn die äußere Lage nicht ein Anderes würkt, mehr zu körperlichen Beschäftigungen und Spielen aufgelegt, als zu solchen, die mehr der Seele Nahrung geben. Der Kränkliche, der Schwache, oder der, der sogar gebrechlich ist, fühlt sich von manchen Knabenspielen aus-

geschlossen, und von manchen andern blos körperlichen Uebungen selbst zurückgehalten. Der nie ruhende Trieb zur Thätigkeit, leitet ihn daher mehr wie Andere, zu solchen Beschäftigungen hin, die mehr Anstrengung des Geistes als des Leibes erfordern: und der gekränkte Ehrgeiz, der bey körperlichen Spielen und Knabenübungen sich immer von Anderen in Geschicklichkeit und Fertigkeit übertroffen fühlt, wählt sich eine andere und edlere Laufbahn. Daß dieses freilich nicht stets der Fall sey, versteht sich von selbst. Ja, schwere anhaltende schmerzliche Krankheiten, können der Ausbildung der Seele sogar nachtheilig werden. Im Ganzen wird man aber doch jene Bemerkung bestätiget finden. Hierzu kömmt nun noch dieses: je schwächer der Körperbau ist, um desto reizbarer sind gewöhnlich alle Organe, um desto tiefer macht alles Eindrücke, um desto lebhafter wird daher die Einbildungs- und folglich auch die Erfindungskraft, um desto leichter nimmt auch das Herz an allem Theil, und dieses alles treibt in der Folge zu desto größerer Würksamkeit an.

Ist es daher natürlich, daß solche Menschen, von denen ich rede, sogar oft um aller dieser Ursachen willen, einen sehr schwachen Körper haben, ist es denn nicht eben so natür-

lich, daß so viele von ihnen kein spätes Lebensziel erreichen können?

Gesetzt aber, der Körper ist von Natur nicht so schwach, hat auch durch anhaltende Arbeit nicht so viel gelitten, als man hätte glauben sollen; so fängt doch der ausserordentliche vor andern Menschen hervorstechende Mann kaum an, durch sein Gutes würken Aufmerksamkeit zu erregen, und seine Gesundheit wird nun gar zu oft anderen Gefahren ausgesetzt. Mit jeder neuen Anstrengung seiner Kräfte, fühlt er neue Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich seinen wohlthätigen Absichten und Arbeiten entgegen stellen. Vorurtheile, die durch das Alter ehrwürdig geworden sind, stemmen sich ihm entgegen, die er eben so wenig umzustürzen, als sich um sie weg zu drängen weiß. Die Menschen, auf die er würken will, sind entweder zu unachtsam, oder zu mißtrauisch, oder zu wenig des Guten empfänglich, welches er gerne würken wollte. Eine Menge menschlicher Einrichtungen und Gewohnheiten, viel Zeitfressender Schlendrian, und unnützes Ceremoniel, und eine Menge Arbeiten, durch die er entweder suchen muß, sich und den Seinigen Brod zu verschaffen, oder die nun einmal zu seinem Beruf gezählet werden, und zu denen er weder Lust hat, noch Nutzen dadurch zu stiften weiß, beem-

gen ihm seine Zeit so sehr, und die Bemerkung aller dieser Schwierigkeiten, und die Gewahrnehmung, wie er so viel weniger Gutes stiften konnte, als er wollte, schmerzt, zerstört seine Heiterkeit, und eben daher seine Gesundheit. Blicken aber nun noch wohl gar, wie das so oft der Fall ist, Menschen, die seinen Ruhm, sein Amt, seine Würksamkeit beneiden, ihn mit scheelsehenden Augen an: suchen sie wohl gar seinen Ruhm zu verkleinern, seine guten Absichten zu hindern, oder verdächtig zu machen, seine unschuldigsten Reden und Handlungen zu verdrehen, kurz, wo sie nur können, ihren Neid ihm empfinden zu lassen; wie sehr muß dann nicht dieses bey ihm, der alles so tief empfindet, seiner Gesundheit und seinem Leben nachtheilig werden? Gesetzt aber, auch hiergegen ist sein Körper stark genug, ach, so giebt es außerdem zuweilen auch noch langsam tödende Giftpülverchen, und Dolche, denen auch der stärkste Körper unterliegen muß, und die so manchen grossen Mann der Erde schon zu früh entrissen haben.

Sind nun aber große Männer so vielen Gefahren ausgesetzt, denen andere entgehen, dann ist es auch den Gesetzen der Natur gemäß, daß im allgemeinen sie früher sterben, und sind diese Gesetze der Natur Ausflüsse ewiger Weis-

heit und Güte, so müssen auch solche Folgen mit der Weisheit und Güte in Uebereinstimmung stehen. Wie aber diese Uebereinstimmung beschaffen sey, und warum Gottes Vorsehung solche Gesetze der Natur, die so nachtheilige Folgen haben, nicht änderte, das war es eigentlich, was bey der Frage, die ich aufgeworfen habe, das Dunkelste zu seyn scheint, und worüber man nun auch gewiß meine Gedanken erwartet.

Daß die Beantwortung auch dieser Frage vor dem Richterstuhl menschlicher Vernunft gehöre, daran zweifle ich keinen Augenblick. Denn worauf zielt sie anders ab, als zu versuchen, die Weisheit, die ich freilich auch anbeten und verehren müßte, wenn ich sie auch nur im Dunkeln ahnden könnte, um desto freudiger anzubeten und zu verehren, nachdem ich ihre Spuren deutlich sah? Doch versteht es sich, daß die Vernunft diese Untersuchung mit Bescheidenheit und Mißtrauen in ihr Urtheil anstellen muß. Fehlen würde sie daher, wenn sie glauben wollte, daß, weil sie sich die Sache gerade so erklärte, sie nun auch gewiß so sey. Gewonnen aber hat sie bey dieser Untersuchung, wenn sie am Ende derselben so schließt: Kann ich, der ich so wenig vom Ganzen übersehe, mir schon mehrere Gründe denken, nach welchen dieses mit der

ewigen Weisheit übereinstimmet, wie viel mehrere bessere und stärkere Gründe werde ich dann nicht erkennen, wenn ich nun mehr vom Ganzen werde übersehen können.

Vor mehrern Jahren würden vielleicht Manche den verwickelten Knoten durch einen Hieb aufgelöset haben. Daß so manche außerordentlich gute Menschen der Welt entrissen werden, ist Strafe, würden sie vielleicht gesagt haben, gerechte Strafe für die Welt, die solcher Mitbürger nicht werth war, sich nicht gegen sie betrug, wie sie sollte, und ihren Besitz nicht so benuzte, wie sie konnte. Dieses Urtheil so ganz zu verwerfen, wage ich indessen nicht, ehe ich nicht weiß was man dabey unter Strafen verstehet. Sollen Strafen Uebel seyn, die Menschen treffen, weil sie fehlten, bey denen nur blos die Absicht zum Grunde liegt, denen zu schaden, die fehlten, damit sie das Unrecht doch nicht so ganz umsonst gethan haben, dann, glaube ich, giebt es überhaupt keine göttliche Strafen, und noch weniger läßt es sich gedenken, daß der frühe Tod solcher außerordentlich guter Menschen, Strafe für die Welt seyn sollte. Denn zugegeben, daß die Menschen, die mit ihnen in Verbindung standen, sich dieses Glückes nicht würdig machten, und sich nicht betrugen, wie sie sollten; bedurften diese blinden

auf ihr eigenes Glück so wenig aufmerksamen Menschen, nun nicht gerade um deswillen mehr solcher guter Menschen? war es nicht nöthig, ihnen ihren Besitz länger zu lassen, damit sie künftig einen bessern Gebrauch davon machen, und sich dankbarer betragen mögten? und sollte es sich gedenken lassen, daß die ewige Liebe, die alle empfindende Wesen zu vervollkommnen und zu beglücken sucht, wenn die Mittel, durch die sie dieses zu bewürken suchte, noch nicht den erwünschten Zweck erreichten, sie nun, ohne sie durch würksamere zu ersetzen, hinwegnehmen sollte, bloß, damit diese Menschen zur Strafe nun nicht vervollkommnet und beglücket würden? Sollen aber Strafen unangenehme Folgen menschlicher Vergehungen und Fehler seyn, die die ewige Weisheit an diese Vergehungen und Fehler knüpfte, damit dadurch die Menschen klüger, aufmerksamer, vollkommener und folglich glücklicher würden, die aber, ehe dieser wohlthätige Zweck erreicht ist, unangenehm und schmerzhaft sind, dann habe ich nichts dagegen, den frühen Tod solcher Menschen auch Strafe für die Welt zu nennen. Denn ist der frühe Tod solcher Menschen, wie ich gezeigt habe, natürliche Folge der Einrichtung der Dinge, sind die vielen Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen solche gute Menschen zu kämpfen haben,

sind die übertriebenen Forderungen, die man an ihnen macht, sind die überhäuften Geschäfte und Lasten, mit denen man sie belegt, und die mancherley Kränkungen, die man ihnen verursacht, vorzüglich mitwürkende Ursachen ihres oft so frühen Todes, so ist dieser ihr früher Tod mit eine Folge menschlicher Fehler und Vergehungen, und da der frühe Verlust solcher Menschen unangenehm und schmerzhaft ist; so ist er allerdings Strafe für diese Vergehungen und Fehler, aber Strafe zu wohlthätigen Zwecken. Durch den öfteren früheren Tod solcher vorzüglich brauchbarer Menschen wird der im mindesten zur Aufmerksamkeit geneigte, nun vorsichtiger, lernt den Besitz guter brauchbarer Menschen, die er noch hat, mehr schätzen, je ungewisser die Dauer dieses Besitzes ist, wird billiger in Forderungen, nachsichtsvoller gegen ihre Schwachheiten, sucht ihnen mehr Aufmunterung zu geben, mehr Achtung zu beweisen, ihnen das Gute, was sie würken wollen, leichter und angenehmer zu machen, unnöthige Lasten von ihnen zu nehmen, sie gegen Verläumder und Neider zu schützen, sie von drückenden Sorgen der Nahrung zu befreyen, und ihre wohlthätigen Bemühungen sorgfältiger zu benutzen. Je ungewisser durch den oft so frühen Tod

außerordentlich brauchbarer Menschen der Besitz derselben wird, um desto aufmerksamer werden nun diejenigen, denen die Sorge für das Wohl ganzer Staaten anvertrauet ist, auf die Fähigkeiten und Anlagen derer, die einmal vorzüglich brauchbare Menschen werden, und diesen Verlust ersetzen können, die aber Unterstützung und Aufmunterung bedürfen, und ohne diese das nicht werden würden, was mit der Zeit aus ihnen zu machen steht, und hat auch die Bemerkung, daß vorzüglich brauchbare Menschen oft so frühe sterben, bey weitem noch nicht ganz diese wohlthätigen Folgen alle gehabt, ist also, wenn wir ihren Tod Strafe nennen wollen, die wohlthätige Absicht dieser Strafe noch immer nicht ganz erreicht; so macht gerade die Vernachläßigung einer weisen Benutzung solcher Erfahrungen die Wiederholung dieser Strafen um desto nothwendiger.

Daß aber die Bemerkung dieser Erfahrung diese wohlthätigen Folgen gar nicht gehabt habe, wer könnte das wohl behaupten? Gesezt, es wäre Folge der Einrichtung der Natur, daß vorzüglich brauchbare Menschen, durch uns unbekannte Mittel, immer, (denn zuweilen geschieht gewiß auch dieses) vor den tausendfachen Gefahren bewahret blieben, die schon, ehe sie Greise werden, ihrem Leben drohen; würde

denn so mancher fähige Jüngling in den Jahren seiner Vorbereitung, die Unterstützung finden, für seinen noch unvollkommenen Fleiß durch Belohnungen die Aufmunterung erhalten, kurz, würde man sich die Mühe geben, und die Kosten darauf verwenden, ihn zu einem vorzüglich brauchbaren Mann zu bilden, wenn bey der Sicherheit, die brauchbaren Männer, die man hat, noch lange zu behalten, man seiner noch in vielen Jahren nicht bedarf, ja nicht einmal im Stande seyn würde, ihm einen Würkungskreis anzuweisen, der seinen Kräften angemessen wäre, und in dem er sich noch mehr würde ausbilden können? Die Frage also würde seyn, daß man die brauchbaren Männer, die man einmal hat, zwar lange behalten, aber in einem Jahrhunderte dagegen desto weniger haben würde, und daß nun in der Folge nicht der Mann in seinen besten Kräften, sondern der Greis, der schon mit Recht nach Ruhe zu verlangen anfängt, den Verlust des brauchbaren Mannes, wenn endlich das Alter ihn der Welt entzöge, ersetzen müßte. Man nenne also immerhin den frühen Tod solcher ausserordentlicher guter Menschen, Strafe für die Welt, aber man denke sich nur unter Strafen das, was Strafen eigentlich sind, und man hat eben dadurch

durch bewiesen, daß dieser frühe Tod eine wohlthätige Strafe sey, und die ewige Weisheit ihre weisen Gründe hatte, diese Strafen zuzulassen.

Doch man ist nicht gewohnt genug, wenn man das Wort Strafe ausspricht, sich ihre wohlthätigen Zwecke immer hinzu zu denken. Ich verlasse daher diese Vorstellungsart, um nicht mißverstanden zu werden. Vielleicht gelingt es mir, meine Leser auf eine leichtere und faßlichere Art noch mehr zu überzeugen, daß weise Ursachen zum Grunde liegen, warum gute vorzüglich brauchbare Menschen oft so früh sterben.

Wäre diese Erde der Mittelpunkt, oder der letzte Zweck der Schöpfung; wären ausserordentlich brauchbare Menschen also nur bestimmt, theils hier Gutes zu würken, theils für das Gute, was sie würkten, die angenehmen Folgen nur hier einzuerndten, dann würde die Beantwortung der Frage, warum sterben sie oft so früh, mehreren Schwierigkeiten unterworfen seyn. Da aber Gottes Vorsehung, selbst mit den gröbsten körperlichen Theilen des Menschen, nach seinem Tode, so schonend verfährt, sie nicht umkommen läßt, sondern sie zu andern Zwecken zu benutzen weiß, wie thörigt würde

es denn nicht seyn, zu glauben, daß sie auf das, was in diesem Körper das Edelste war, was in ihm dachte, und durch ihn so vieles würkte, nun als unbrauchbar vernachläßigen, und nicht ferner zum Denken und Würken anwenden sollte? Doch dieses bedarf keines Beweises, denn, daß die Bestimmung des Menschen nicht bloß auf diese Erde, sondern dahin gehe, sich und andere hier zu vervollkommnen, und sich und sie für ein anderes Leben vorzubereiten, das ist eine Wahrheit, die ich bey meinen Lesern als erwiesen zum voraus setzen kann. Zu dieser Wahrheit muß ich indessen, ehe ich sie anwende, noch einige Bemerkungen hinzufügen:

1) Die Erfahrung lehrt unleugbar, daß der Mensch hier auf Erden nicht bestimmt sey, die Vervollkommnung hier ganz zu erhalten, die seine Anlagen verstatten, und wozu die Beschaffenheit dieser Erde, die Einrichtung in ihr, und seine Lage ihm Hofnung geben. Denn, diesen Zweck zu erreichen, stirbt ja der Mensch zu früh. Daß dieses zwar zum Theil Schuld des Menschen sey, gebe ich zu. Gesetzt aber, es ließe sich gedenken, daß ein Mensch keine Gelegenheit unbenutzt ließe, sich zu vervollkommen, und jede so sorgfältig gebrauchte, wie er nur könnte; so würde ein solcher (wenn dieses möglich wäre) es, wenn er lange lebte, freilich viel

weiter bringen, als er ohne diese Sorgfalt thut, aber doch würde sich bey seinem Tode nicht behaupten lassen, daß er gestorben sey, weil er hier nicht mehr vervollkommet werden konnte. Daß also der Mensch nicht so lange auf Erden bleiben soll, sondern seine Bestimmung nur dahin gehe, einen gewissen bestimmten Grad der Vervollkommung sich zu erwerben, ist unleugbar. Auch ist dieses eine eben so weisliche Anordnung, als, um aus dem gemeinen Leben ein faßliches Beyspiel zu wählen, es weise gehandelt ist, einen dem Studiren gewidmeten Jüngling, in einer untern Klasse einer Schule, nicht gerade so lange zu lassen, als er in ihr noch etwas lernen kann, denn sonst müßte er vielleicht noch als Greis darin bleiben, sondern ihn in eine höhere zu setzen, wenn er die nöthigen Vorkenntnisse dazu erlangt, und nun fähig ist, in ihr schnellere Fortschritte zu machen.

2) Wenn gleich auch das Bestimmung des Menschen ist, Andere zu vervollkommen und zu beglücken; so ist doch zunächst jeder Mensch um seiner selbst willen da, und es würde eben so hart seyn, ihn, wenn er nun der Vervollkommung in einer andern mehr dazu eingerichteten Welt fähig ist, in der Welt, in der er für seine eigene Vervollkommung lang genug war,

bloß um deswillen noch zu lassen, weil er Andere noch darin vervollkommen konnte, als es hart seyn würde, den für eine höhere Klasse längst fähigen Jüngling, zum Besten seiner Mitschüler in einer unteren zu lassen, in der er selbst weit weniger als in der höheren lernen wird.

3) Die Frage, ist das, daß vorzüglich brauchbare Menschen oft so früh sterben, eine wohlthätige und weise Einrichtung, zerfällt in zwey andere Fragen, nemlich: ist dieses wohlthätig für die Menschen, die so früh sterben? und ist es wohlthätig für die, die zu ihrem Glück ihren Besitz noch länger gewünscht hätten? Beyde Fragen aber sind nach jenen beiden ersteren Grundsätzen zu beantworten.

Was nun die erste dieser beiden Fragen betrift, so glaube ich, wird das nicht gar schwer seyn, zu beweisen, daß der frühe Tod ausserordentlicher und im Guten vorzüglich würksamer Menschen Wohlthat für diese Menschen selbst sey. Eben das, daß sie schon in den früheren Jahren des Lebens, sich so viele Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Kräfte zu verschaffen, und sowohl hierdurch, als durch ihre vorzügliche Wirksamkeit, die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen zu erregen wußten, ist ein Beweis, daß sie sich schneller vervollkommneten als Andere. Sie können also den Grad der Vervollkommung, zu

dessen Erreichung sie in diese Welt gesetzt waren, viel früher erlanget haben als andere, und sind daher auch früher fähig, einen höheren Unterricht zu erhalten, und mehr vervollkommende Uebungen zu übernehmen. Haben sie aber den Grad von Vervollkommnung erlangt, den sie hier erlangen sollten, dann ist es Güte des Urhebers ihres Daseyns gegen sie, um mit ihnen von hier weg und nach andern Regionen seiner unermeßlichen Schöpfung hinzueilen. Freilich hätten sie auch noch hier sich vervollkommen können, aber gewiß nicht so schnell, gewiß nicht in dem Grade, in welchem sie dann es werden thun können, wenn ihr gütiger Vater sie in Umstände und Lagen versetzt haben wird, die dazu weit günstiger sind. Ihr nach immer mehrern Kenntnissen dürstender Geist, und ihre zum Guteswürken so rege Thätigkeit, waren ja hier stets zu sehr unter stetem Druck, Einschränkungen und Hindernissen, die, um diese Thätigkeit und diesen Fleiß erst zu erregen, nothwendig waren, die aber nun, da diese schon erregte Thätigkeit ihrer nicht mehr bedarf, anfangen, sehr beschwerliche Fesseln zu werden. Man bedenke nur, wie viel Zeit dem, dem es um mehrere Ausbildung seiner Kräfte zu thun ist, andere Dinge hier wegnehmen, die zur Ausbildung dieser Kräfte so wenig beytragen. Neh-

men doch selbst dem mit der Zeit sehr sparsam umgehenden Manne, die zur Erhaltung des Leibes nöthigen Stunden des Schlafes, der Erholung und der Leibespflege, die Pflichten gegen die Seinigen, die kleineren unbedeutenden Geschäfte des Lebens und des Berufs, die mannigfaltigen Verbindungen mit andern, die Aufmerksamkeit und Höflichkeit, die man ihnen schuldig ist, einen so großen Theil von jedem Tage hinweg. In den übrigen Stunden aber, die nun eigentlich auf die Vervollkommung seiner selbst verwandt werden sollten, wie oft macht da eine schmerzhafte Empfindung oder Kränklichkeit des Körpers, Nachrichten, an denen die Freundschaft Antheil nimmt, und tausend unvorhergesehene häusliche Ereignisse und Störungen, den Geist unaufgelegt zu diesem Geschäft. Je vollkommner nun aber der Mann ist, von dem die Rede ist, je thätiger im Gutes würken er sich bewies, um desto mehr nehmen alle diese Störungen und Hindernisse zu, und um desto mehr wird ihm die Zeit beengt, die er so gerne ganz zu seiner eigenen Vervollkommung anwenden wollte. Nun sind derer so viel, die sich ihm zu nähern suchen, und aus Hochachtung oder Neubegierde, aus Ehrgeiz oder Eigennutz, aus Wißbegierde oder Tadelsucht ihm seine köstlichsten Stunden rauben. Man weis, daß er in

diesem oder jenem Fache so vorzügliche Kenntnisse besizt, und jeder nach eben diesen Kenntnissen Dürstende sucht seine Belehrung. Man weis, daß er so gerne Gutes würkt, und jeder, der sich in einer Lage befindet, in der er glaubt, von ihm geholfen werden zu können, es mag dieser Glaube wahr oder falsch seyn, macht Ansprüche auf seine Würksamkeit. Ja, wird ihm sogar, wie das so oft der Fall ist, ein angesehenes Amt oder ein angesehener Beruf zu Theil, ach denn sind gewöhnlich auch so viele unbedeutende Beschäftigungen, die auch der Mann mit geringeren Talenten übernehmen könnte, die aber ihm nun einmal anvertrauet sind, damit verbunden, daß er oft zu ihrer gewissenhaften Verwaltung kaum die nöthige Zeit finden kann. Zwar ist es wahr, bey allen solchen unbedeutenden Beschäftigungen wird immer seine Thätigkeit geübt, und seine in Anstrengung erhaltene Kräfte vervollkommen sich in etwas, ja je mehr er Geist besizt, um desto mehr wird er auch die unbedeutendste dieser Handlungen so zu verrichten wissen, daß sie ihm wenigstens einige Nahrung verschaft, und keine seiner Thätigkeiten für Andere ist eigentlich so beschaffen, daß sie für seine Vervollkommung ganz verloren gehen sollte. Aber gewiß kann er sich bey allen diesen Fesseln bey weitem so nicht vervollkommen, als

er einst befreyet von ihnen zu thun im Stande seyn wird. Ihn also länger gegen die Einrichtung der Natur hier zurück halten wollen, das würde heißen, seiner Veredlung und Vervollkommung den grausamsten Zeitverlust verursachen, und ihm den höheren Lohn vorzuenthalten, zu dem er sich schon jetzt Hofnung machen darf. Wenn daher sein gütiger Schöpfer nun mit ihm in eine andere von den unzählbaren Wohnungen seines unermeßlichen Hauses hineilt, in der er dieser Hindernisse weniger, der Gelegenheiten und Anweisung zur Vervollkommung, so wie der Kräfte und Veranlassungen zum Guteswürken aber mehrere finden wird, dann ist es Güte gegen ihn, die er nun dankbar verehren wird, und die auch wir, so sehr auch sein Verlust uns schmerzt, wenn unsere Liege gegen ihn anders nicht zu eigennützig war, anbeten müssen.

Betrachten wir dieses alles genau, so scheinet nun fast die Beantwortung der Frage mehr Schwierigkeiten unterworfen zu seyn: wie läßt Gottes Vorsehung es zu, daß manche große im Guten würksame Menschen, die den Grad der Vervollkommung zu dessen Erreichung sie in diese Welt gesetzt waren, längst erreicht zu haben scheinen, ja deren Kräfte wohl schon gar anfangen, wieder abzunehmen, noch so lange auf Er-

den verweilen müssen? Indeß ist dieses eine Frage, die andere beantworten mögen, mich würde dieses zu weit von meinem Gegenstande abführen.

Wenn es sich nun aber freilich nicht leugnen läßt, daß der frühe Tod solcher ausserordentlicher Menschen, Wohlthat für sie selbst sey; so mögte man denken, ist er doch Härte gegen die Menschen, die in näherer oder fernerer Verbindung mit ihnen standen, und sich in ihrem Würkungskreise befanden. Sie also, die an ihnen Vater oder Gatten, Freund, Lehrer, Begleiter oder Wohlthäter fanden, sind daher am meisten zu bedauern, daß ihr gemeinschaftliches Glück, und ihre so zusammengeknüpfte Hofnungen dem Glücke eines Einzigen aufgeopfert werde. Zum Theil zwar habe ich dieses schon beantwortet, wie ich untersuchte, ob ein solcher früher Tod als Strafe für die Welt anzusehen sey. Doch muß ich noch etwas hinzufügen. Gesetzt also, man müßte dieses so grade zu ohne alle Einschränkungen zugestehen; so würde freilich das Glück und die Hofnungen vieler dem Glücke eines einzigen jedoch nicht aufgeopfert, sondern nur nachgestellet, allein dem Glück des Einzigen, der an diesem seinem eigenen Glücke mehr Anspruch hatte, als die übrigen alle zusammengenommen an der Verzöge-

rung desselben und an seinem längeren Besitz. Denn zwar hatte er nach der Weisheit dessen, der jeden Zweck auch zum Mittel zu machen weis, so lange die Absicht seines Daseyns auf Erden es verstattete, auch Mittel zur Beglückung Anderer werden, hauptsächlich aber war er doch um selbst glücklich zu werden da. Wohl ihnen also, diesen seinen Freunden, die jetzt seinen Tod beklagen, daß, so lange sein eigenes Wohl es verstattete, daß er der Erde geliehen werden konnte, sie die Glücklichen waren, die seinen Umgang, seine Belehrungen, seine Fürsorge, seine Thätigkeit, seine Freundschaft genoßen, und benutzen konnten, ja für den Rest ihrer Tage sich noch manchen Segen dadurch verschaffen können. Wollten sie sich unglücklich nennen, weil sie dieses Glück nicht länger genossen, wie sollten wir denn diejenigen nennen, die ihn gar nicht einmal kannten, und also nichts von diesem Glücke besassen; oder wollten sie sich unglücklich nennen, weil ihnen ein Glück wieder genommen ward, das sie kennen gelernt hatten, das ihnen aber doch ja nur als ein immer verlierbares Glück nur geliehen war; so würde folgen, daß, da alle Güter der Erde vergänglich sind, derjenige, der keines derselben kennt, und keines je

besessen habe, der Glücklichste sey. Wer aber wollte dieses wohl behaupten?

Sollte es sich aber sogar beweisen lassen, daß diejenigen, die an dem Besitz solcher vorzüglicher Menschen einen besondern Antheil nahmen, jetzt, da sie ihnen durch einen so frühen Tod entrissen sind, nicht nur eigentlich kein Recht haben, sich zu beschweren, (ich rede vom strengen Recht zu klagen und zu weinen, und das Recht Trost und Mitleid zu suchen, welcher fühlende Mensch könnte ihnen dieses verweigern!) denn dieses folgt aus dem vorhergehenden, sondern daß dieser frühe Tod sogar Glück für die Welt sey, das heißt zu ihrer Vervollkommnung und überhaupt dazu beytrage, daß Andere den Zweck ihrer Bestimmung desto besser erreichen; dann würde jeder Zweifel wegfallen, den die Bemerkung des frühen Todes dieser vorzüglich guten Menschen, erregen konnte. Doch ungemein schwer ist es, dieses, was ich hier nur unternehmen kann, im Allgemeinen zu beweisen, so zu beweisen, daß man den Beweis auf jeden einzelnen Fall ganz anwenden könne, ohne daß Ausnahmen oder Zusätze nöthig wären. Ja, bey dem bündigsten Beweise würde doch, wenn man ihn auf neuere Todesfälle der Art anwenden wollte, dieses desto mehr Schwürigkeiten haben, da die Folgen desselben für die

Welt nur noch vermuthet werden können, die würklichen Folgen von den vermutheten aber oft ganz verschieden sind. Bey den Grabern der Enkel wird man daher erst oft gewahr, was für wohlthätige Folgen der frühe Tod ihrer Väter und Vorväter gehabt habe, und nach Jahrhunderten fängt man oft erst an, freudige Dankgebete für das zu erheben, worüber Jahrhunderte vorher Menschen Thränen vergossen haben. Ich muß daher bitten, die nachfolgenden Bemerkungen mehr nach längst verflossenen als nach neuern Begebenheiten zu prüfen, und wenn man sie denn gegründet findet, zu schliessen, daß sie auch in der Zukunft gegründet seyn werden.

So weit die Geschichte reicht, sagt sie uns, daß große merkwürdige ausserordentlich gute Menschen oft sehr früh gestorben sind. Dennoch aber lehrt eben diese Geschichte, daß sich die Welt immer mehr ausgebildet und vervollkommet habe. Ja bey manchem Todesfalle der Art zeigt sie uns sogar deutlich, daß dieser frühe Tod, so sehr man ihn beklagte, Wohlthat für die Welt geworden sey. Besonders sind es folgende Bemerkungen, zu denen sie veranlaßt. Mancher große Mann, eingedenk der herrlichen Regel ich muß würken, da es noch Tag ist, würkte zu schnell, was er in zehn Jah-

ren hätte würken sollen, wollte er in einem thun, in welchem noch nicht alles vorbereitet war, und Menschen für seine Würkungen noch nicht empfänglich waren. Er erregte daher sich und seinen Unternehmungen zu viele Feinde, deren Haß, wäre er länger gereizt, für das Gute, das er würkte, die schädlichsten Folgen gehabt haben würde. Zum Glück für die Welt starb er früh. Sein früher Tod besänftigte viele, die schon gegen ihn aufstehen wollten, oder aufgestanden waren, und man begnügt sich nun, einen Theil dessen, was er würkte, zu zernichten, da, hätte er länger gelebt, man nach seinem Tode alles zernichtet haben würde. Ein anderer, vielleicht war das der Fall bey dem großen Luther, war zu feurig, und es war ein Glück für die Welt, wenn, da er sein Tagewerk früh vollendet hatte, andere in den Stand gesezt wurden, mit kälterm Blute und größerer Nachgiebigkeit das Gebäude zu vollenden, zu dem er einen so schönen Grund gelegt hatte. Mancher große Mann starb in der Blüte seiner Jahre, grade wie man ihn am meisten schätzte und liebte, und dies hatte die wohlthätigen Folgen, daß man um desto mehr sein Andenken segnete, sich desto liebreicher gegen die Seinigen betrug, auf seine Wünsche und die Erhaltung seiner Ehre desto aufmerksamer war, da, hätte

er das Alter eines Leibnitz erreicht, man ihm erst, nachdem sein Körper längst zur Asche geworden wäre, Denkmähler errichtet haben würde. Mancher ausserordentlich gute Mann hinderte viele andere gute thätige Menschen am Würken, die Ehre, die er allein einerndtete, ließ ihrem Triebe nach Ehre nichts hoffen, und die Welt, die alle ihre Dankbarkeit dem Einem gewidmet hatte, hielt sich dafür berechtigt, desto mehr Undankbarkeit gegen die Verdienste anderer zu beweisen. Er starb, und nun wagen es auch jene Vernachläßigten, der Welt zu zeigen, daß auch sie Kraft und Trieb zum Guteswirken besitzen, bestreben sich der Welt, die aufmerksamer auf sie wird, ihren Verluß zu ersetzen, und ihre vereinten Kräfte wirken jetzt mehr, als der Einzige bey aller seiner Kraft ausrichten konnte, weil grade je mehr er bewundert ward, er um desto mehr nur ein Einziger war. Oder auch Hofnungsvolle Söhne, die bey dem längeren Leben des Vaters, sich bey seinem Ruhm und bey seiner allgemeinen Liebe, vielleicht sicher gehalten hätten, ihr zeitliches Glück zu machen, fühlten nun, da er ihnen früh entrissen, mehr zu eigener Thätigkeit ermuntert, fühlen, je heiliger ihnen nun der Name des Vaters wird, um desto mehr die Pflicht in sich, einst der Welt zu zeigen, von wem sie abstammen, und beei-

fern sich nun, den ruhmvollen Namen, den sie erbten, ruhmvoll zu erhalten, und ersetzen so einst der Welt den Verlust gedoppelt, dessen Größe sie so lebhaft empfanden.

Doch, wie gesagt, dies sind nur einzelne Bemerkungen, die nicht auf jeden Fall anzuwenden sind. So viel folgt indessen aus ihnen, daß der frühe Tod ausserordentlich guter Menschen oft wohlthätige Folgen für die Welt gehabt habe, und daß also, so oft man aufs neue den frühen Verlust eines solchen Mannes beklagt, man nicht behaupten könne, daß Gott ungütig dabey gegen Menschen handelte, sondern diese Erfahrungen vermuthen lassen, daß, je mehr man nur erst von den Folgen dieses Todes übersehen kann, man Gottes Weisheit und Güte auch um desto mehr wird gerechtfertiget sehen. Ihm also, der schon so oft sich gerechtfertiget hat, wenn wir bey unsern voreiligen Klagen seine Rechtfertigung immer hätten abwarten wollen, können und müssen wir daher diese Rechtfertigung auch auf die Zukunft überlassen. Doch muß ich noch eins hinzufügen.

Wollen wir, so weit wir können, es genau berechnen, ob ein solcher früher Tod wohlthätig für andere sey, dann müssen wir unter diesen Andern nicht bloß die Menschen auf Erden verstehen, mit denen dieser ausserordentliche Mann

in Verbindung stand, sondern auch die denkenden und empfindenden Wesen, mit denen er durch den Tod erst in nähere Verbindung tritt, und die eben so sehr Ansprüche auf ihn haben können. Wir müssen ihn also nicht blos als Bürger der Erde, sondern als Bürger der Welt uns denken. Die ewige, weise und gütige Vorsehung hat ja nicht blos für die Menschen auf dieser Erde, sondern auch für alle denkende und empfindende Wesen zu sorgen, sie mögen sich befinden in welchem Theile ihrer unermeßlichen Schöpfung es auch sey. Würde es nicht thörigt seyn, einen großen mächtigen König, der mehrere Provinzen seines Staats zu beherrschen hat, der Härte gegen seine Unterthanen zu beschuldigen, wenn er einen vorzüglichen Mitbürger der einen Provinz, aus dieser, mitten in seiner Thätigkeit wegnimmt, weil er Fähigkeiten und Kräfte an ihm entdeckte, durch die er in einer andern Provinz wohlthätiger für sich und wohlthätiger für andere würken könnte, und er ihn nun so in den Stand sezte, in kürzerer Zeit tausend zu beglücken, als er vorher in längerer hundert beglücken konnte? Ja, wird man ihn nicht um desto gütiger nennen müssen, wenn er dabey entschlossen ist, auch die übrigen Mitbürger jener Provinz, der er ihren

Mit-

Mitbürger entzog, nicht zu versäumen, sondern täglich die Bürger, die er ihnen entzog, durch andere, vielleicht aus andern Provinzen zu ersetzen, und auch die noch Zurückgebliebenen, nach und nach weiter zu führen, wenn er sie in bessere Provinzen zu gebrauchen weis.

Diese bisher angestellten Betrachtungen haben mich völlig über die Frage beruhiget: Warum läßt Gottes Vorsehung es zu, daß außerordentliche im Guten vorzüglich würksame Menschen oft so frühe sterben? Ungemein angenehm würde es mir seyn, wenn ich hoffen dürfte, durch die Bekanntmachung derselben, auch meine Leser beruhiget zu haben. Wenigstens ist dieses die Ursache ihrer Bekanntmachung. Zugleich habe ich hierdurch meinen geliebten Landsleuten, in deren Klagen ich bey der weiten Entfernung nicht zugleich einstimmen konnte, einen Beweis meiner Hochachtung geben, und mich bemühen wollen mich gemeinschaftlich mit ihnen über den Verlust unsers unvergeßlichen Freundes und Lehrers zu beruhigen.

8.

Der Werth des Andenkens großer Männer.

Wenn das lebende Vorbild großer und edler Eigenschaften mehr würkt, als Lehre und Gebot, so ist es eine der edelsten öffentlichen Anstalten, wodurch das Andenken großer Männer im Volke erhalten wird. Zwar werden immer nur wenige zur Nacheiferung gereizt werden können. Das Vorbild zu erreichen, ja ihm nur nachzustreben, dazu bedarf es nicht blos der ungewöhnlichen natürlichen Anlage des Geistes, welche den großen Mann innerlich bildet: noch ein weit seltnerer Zusammenfluß äusserer Umstände wird erfordert, große Würkungen seiner großen Eigenschaften hervorzubringen, und dadurch die Aufmerksamkeit des menschlichen Geschlechts, oder auch nur seines Volks, der Nachwelt, oder nur seiner Zeitgenossen auf ihn zu heften. Viele tausend brave Männer müssen unberühmt fallen, damit ein großer Name des Anführers auf die Nachwelt komme. Unter jenen Tausenden waren viele, an Muth, Standhaftigkeit, Liebe zu dem gemeinen Wesen, dem

sie sich aufopferten, vielleicht selbst an den eigenthümlichen Vorzügen des Geistes, die den Feldherrn ausmachen, ihm gleich. Unzählliche Athenienser sahen täglich in dem Gemählde von der Schlacht bey Marathon, das in einem bedeckten Gange öffentlich aufgestellt war, den Miltiades, dessen Bild allein kenntlich gemacht, und mit Namen bezeichnet war. Wenigen unter ihnen durfte es einfallen, als Heerführer sich verewigen zu wollen. Und selbst unter den Athenienssischen Heerführern so vieler Jahrhunderte, wie oft durfte es einer hoffen, so bezeichnet, auf die Nachwelt zu kommen! Denn nicht täglich war das Vaterland von den Persern zu befreyen. Mancher redliche, einsichtsvolle, große Staatsmann verlebt ein mühvolles Leben zum Besten seines Landes und die Nachwelt, die nur große Catastrophen bewundert, erfährt nicht, was für Kräfte und Tugenden er aufwandte, nur damit keine Catastrophe seine Zeiten befleckte. In den Wissenschaften arbeiteten unzählige große Köpfe, unter denen wenige einen ewigen Ruhm erwerben. Denn auch in den Wissenschaften sind nicht täglich große Reformen und Revolutionen möglich.

Wie oft war das Bild des Alexanders zu Cadix angestaunt worden, ehe Cäsar die ehrgei-

zigen Thränen vergoß! Nur in ihm allein konnte der Gedanke entstehen, der Nachwelt einen Namen hinterlassen zu wollen, daß sein Bild neben jenes gestellt würde. Aber deswegen sahen doch nicht jene alle, deren Existenz nicht bis auf uns überliefert werden konnte, des großen Alexanders Bild vergebens. Indem sie dieses Antlitz anschaueten, in dessen edlen Zügen der volleste Ausdruck der bewunderungswürdigen Anlagen sprach, die in ihm nur durch das seelenverderbende Vorrecht unumschränkter Gewalt zerstört werden konnten; indem sie dieses Antlitz sahen, das unüberwindlichen Muth, Aufopferung seiner selbst, Liebe und Güte sprach, so wie Alexander aus den Händen der Natur gekommen war, so wurden sie von dem unbeschreiblichen Reize alles Großen, Edlen, Schönen, aller Tugenden des Geistes und des Herzens ergriffen, und in ihnen, die den Keim des Gleichen in sich fühlten, diese Empfindungen erregt, erwärmt, belebt. Dies ist es, wodurch das Beispiel großer Männer wohlthätig für die Welt, für die Menschheit würkt. Der Ehrgeiz, ihnen gleich werden zu wollen, ist eine sehr unreine Quelle des Guten, und ist auch gewöhnlich mehr mit einzelnen ausserordentlichen Talenten verbunden, als mit der Stimmung der Seele, die den wirklich großen Mann aus-

macht. Ruhmsucht erzeugt mehr glänzende Thaten, als große Gesinnungen. Der Ehrgeiz bildet einen Herostratus und Catilina so gut als einen Timoleon: einen Mirabeau, leichter als einen Washington. Aber der lebende Ausdruck großer Eigenschaften reißt durch Bewunderung und Liebe, durch belebtes Gefühl der Vollkommenheit, durch erhöhete Achtung gegen die menschliche Natur, und Achtung seiner selbst, mit unwiderstehlicher Kraft zu ähnlicher Tugend fort. So erhebt ein großer Mann seine Mitbürger, und oft durch sie ein ganzes Geschlecht. Er würkt noch lange nach dem Ende seines Lebens, durch seine Gesinnungen, seine Thaten, seine Lehren, die durch Geschichte, Ueberlieferung, Schriften, auf die Nachwelt kommen. An dieser fortdaurenden Einwürkung hat auch die bildende Kunst keinen geringen Antheil, wenn sie große Männer in ihrem vergänglichsten Theile verewigt. Die äußere Gestalt ausserordentlicher Menschen, ist nicht immer durch den Reiz sinnlicher Schönheit anziehend, und wenn ihr auch dieser zukömmt, so hat sie ihn doch mit vielen gemein; aber der eigenthümliche Ausdruck des edlen Geistes, der sie beseelte, und der oft so ausgezeichnet und so einzig ist, als dieser selbst, ertheilt ihr einen weit höhern Werth. Schon der Gedanke an einen großen Mann er-

hebt die Seele, und unterdrückt sinnliche, eigennützige, eitle Leidenschaften. Wenn er aber selbst vor uns stehet! Seine Züge, seine Mine und Gebehrden deutlicher und eindringender, als Worte vermögen jenes alles mißbilligen, und lehren, wie ein Mann empfinden soll! Wer darf in Gegenwart eines großen und edlen Mannes, etwas Niedriges nur denken! Der Schlechte scheuet seinen Blick, der Schwache unterdrückt wenigstens vor ihm die Empfindungen, die seiner nicht würdig sind und selbst des Bessern Seele, wird durch seine Gegenwart gereinigt.

Wenn dereinst ein Pigal oder Hewetson*) das Ebenbild des Fayette in dem Augenblicke darstellt, da der Enthusiasmus der Bürgertugend seiner Rede Kraft gab, die Wuth des rasenden Pöbels zu besänftigen, und ihn zum Schutzgotte seiner Nation machte: wenn ihm, dem Erretter von den Gräueln des Bürgerkrieges dieses Denkmal öffentlich errichtet wird, so werden nicht die Gelegenheiten zu gleichen Thaten, sich dem darbieten, dessen Ehrgeiz gleichen

*) Christoph Hewetson, ein Irländer von Geburt, seit vielen Jahren in Rom niedergelassen: von dessen Meisterhand die über alle Erwartung vortrefliche Büste Leibnizens verfertigt ist, welche in dem jetzt erbaueten Denkmale wird aufgerichtet werden.

Ruhm und Monumente für sich selbst, wünscht. Diese Leidenschaften werden sehr ungleiche Thaten erzeugen. Aber das Wohlwollen, die Liebe zum gemeinen Besten, die Geringschätzung seiner eigenen Person, der edle Muth, wodurch jener erhabene Charakter ausgezeichnet wird: diese theilen sich mit. Sie werden in jedem belebt werden, der das Bild dieser Tugenden in den Zügen seines großen Mitbürgers erblickt.

Diese treffliche Würkung, den Geist über das Gemeine und Niedrige zu erheben, wird durch das Gefühl für jede Art vortrefflicher und großer Eigenschaften hervorgebracht. Der Erhabenheit des Herzens und der Empfindung, ist zwar die Größe des Verstandes und der Tiefsinn, der Wissenschaften ergründet und schaft, nicht gleich zu schätzen. Aber auch dieser Größe des Verstandes, wenn sie bis zu einer gewissen Höhe steigt, ist es eigen, den Geist über das Kleinliche, Niedrige und Schlechte jeder Art zu erheben. Der große Denker ist unmöglich ganz ohne eine gewisse Größe der Gesinnungen, ohne einige Größe des Charakters: und je entfernter die Wissenschaften von der Anwendung im täglichen Leben sind, je mehr sie Abgezogenheit des Geistes und ruhige Betrachtung erfordern, desto mehr erheben sie den, der sich mit ihnen beschäftigt, über das kleine Interesse des täglichen

Spiels menschlicher Leidenschaften. Der natürliche Charakter des großen Denkers ist daher, Ruhe des Geistes, Gleichgültigkeit gegen Befriedigung kleiner Wünsche, Gleichgültigkeit gegen das ängstliche Trachten der enzelnen Menschen nach nichtswürdigem Beruf: Achtung gegen die menschliche Natur Wohlwollen gegen das ganze Geschlecht, enthusiastische Liebe zu dem, wodurch es seiner Vollkommenheit sich nähert, zu dem wahren Wohl der Menschheit. Sie sind nicht alle so, die tiefsinnigen Denker. Nicht immer haben die Wissenschaften, mit denen sie sich beschäftigen, den wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft, welcher der Untersuchung der höchsten Wahrheiten, der lezten Gründe der Erkenntniß, im Ganzen mit Recht zugeschrieben wird; und oft ist der Charakter derer, die sich damit beschäftigen, unendlich unter dem, wie er in seiner eigenthümlichen Vollkommenheit erscheint.

Solchen, die der Welt dargestellt haben, was die höchste Bildung des menschlichen Geistes von dieser Seite vermag: auch solchen ist die öffentliche Ehrerbietung aller derer gewidmet, die Gefühl für Größe und Erhabenheit haben. Jede Achtung für Verdienste, für ausserordentliche Vollkommenheiten, ist selbst etwas Edles und Vortreffliches. Schon dieses, nicht, gleich dem

Haufen niedriger Menschen, Neid oder Mißgunst gegen das, was ausgezeichneten Ruhm und Ehre erlangt hat, zu empfinden, sondern Achtung und Freude darüber, daß etwas so Großes und Vollkommenes existire, schon dieses ist ein edler Zug im Menschen. Theilnehmung an dem Ruhme, an der Ehre solcher Verdienste, die wir selbst nicht einmal zu beurtheilen vermögen, ja, die wir nicht verstehen, und wovon wir nur überhaupt wissen, daß es etwas in seiner Art Vorzügliches sey, ist etwas Schönes und Vortreffliches, und sehr verschieden von dem verächtlichen Anstaunen dessen, was der große Haufe verehrt. Menschen von der edleren Art, verachten alles Schlechte und Mittelmäßige, von welcher Gattung es auch sey: sie fühlen sich wohl, wenn sie etwas in seiner Art Vorzügliches kennen lernen: wenn sie auch nur erfahren, daß in einer ihnen fremden Gattung etwas vorzüglich und groß sey.

Diese Achtung gegen das wahrhaft Große und Edle in jeder Gattung ist es daher, welche die Despoten, denen daran gelegen ist, die Menschen zu unterdrücken, allenthalben auszurotten suchen. Zwar belohnen sie alles, was ihnen nützlich ist. Sie bezahlen auch große Männer: Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte. Sie ehren sie sogar. Aber die Achtung des

Volks wollen sie von dem, was ehrwürdig ist, und vorzüglich von großen Menschen ab, und auf das hinleiten, was nur glänzend ist; auf Rang, Titel, Ehrenzeichen, welches alles sie selbst verleihen, wie sie wollen: oder allenfals auf Reichthum, welcher oft freye Gesinnungen nicht erzeugt, sondern tödtet: und vermittelst einer durch mannichfaltigen Genuß gereizten Begierde nach mehrerem, die festesten Bande der Knechtschaft auflegt. Unter den spätern römischen Kaisern durfte der verdienstvolle Feldherr nicht mehr nach väterlicher Weise triumphirend in Rom einziehen. Die Bilder des Brutus und Cassius durften unter einem Tiberius bey öffentlichem Schautragen unter den übrigen nicht mehr gesehen werden. Aber wehe denen Zeiten, wo die großen Männer der Vorzeit nicht mehr in dem Munde der Nachkommen leben dürfen. Diese Eifersucht, die in uneingeschränkten Monarchien gegen öffentliche Ehrenbezeugungen herrscht, welche Privatmännern wiederfahren, trift zwar vorzüglich nur politisch große Männer: Feldherren, Staatsmänner. Aber wenn Despoten, welche uneingeschränkt herrschen wollen, dem Volke noch erlauben, andere als politische Verdienste zu ehren; wenn sie es zugeben, daß gros-

sen Denkern, nicht von ihnen, sondern vom Volke die Ehre der öffentlichen Achtung zuerkannt werde: so geschieht es, weil sie oft übersehen, was nicht unmittelbar ihre Maaßregeln hemmt. Wollen sie nicht über Bürger, sondern über Sklaven herrschen, so müssen sie den Geist ihrer Unterthanen von allen Seiten an Fesseln legen. Nur einem frey denkenden Volke kommt es zu, Verdienst, welcher Art es auch sey, zu ehren. Das Denkmal, welches hier Leibnitzen errichtet wird, ist ein Denkmal der edlen Gesinnungen des Publikums, das es errichtet; und der Regierung, unter der man es wagen durfte, es anzugeben.

R —

9.

Die schädlichen Folgen der Rockenphilosophie.

Eine wahre Geschichte.

Charlotte von *** hatte ihren Vater als Kind verloren, und lebte auf einem Landgute, dessen Besitzerin ihre Mutter war. Schön und mit allen Anlagen des Geistes und des Herzens versehen, mangelte ihr nichts, als eine bessere Erziehung, welche man sehr bey ihr vernachläßiget hatte. — Man muß deswegen nicht glauben, daß Charlotte den Bauermädchen ihres Dorfes glich. Ihre Mutter war reich, sah gern Fremde, und es fehlte daher nicht an Gästen, welche aus der benachbarten Stadt kamen, um auf dem Schlosse der Frau von *** die Annehmlichkeiten des Landlebens zu schmecken; waren diese Gesellschaften auch größtentheils mager, so fanden sich doch bisweilen Personen mit ein, die dem Fräulein zum Muster dienen konnten, und die sie, bey den Vortheilen, welche die Natur ihr verwilliget hatte, auch nicht ganz unbenuzt ließ; wodurch

sie, ungeachtet ihrer so verwahrloßten Erziehung, doch so viel lernte, als dazu gehört, um in einer Gesellschaft eine anständige Nebenrolle zu spielen: erinnert man sich dabey, daß Charlotte schön war, und daß Mutterwitz und Munterkeit ihr nicht mangelten, so wird es keinem meiner Leser befremden, wenn ich hinzusetze, daß sie sogar in diesen gesellschaftlichen Kreisen zum Theil Gegenstand der Bewunderung, zum Theil Gegenstand des Neides war, und im Ganzen keineswegs mißfiel. Allein, diese Aussenseite war auch nichts, als Aussenseite, nichts als Flitterstaat, den sie, so bald sie sich von der Gesellschaft entfernte, ablegte; sie war eine dünne Oberfläche, unter welcher ein unkultivirter Verstand und ein Herz lag, dessen natürliche Güte durch einen ungeheuern Grad von Eitelkeit und von Eigensinn unwirksam wurde. — Diese beyden, den Frauenzimmern ohne Erziehung, so gewöhnlichen Fehler, wuchsen bey der thörigten Liebe und Nachsicht ihrer Mutter, welche sie zur unumschränkten Gebieterin im Hause und über sich selbst gemacht hatte, mit jedem Tage. Die Dienstboten betrachteten sie als einen kleinen Wüthrich; und von allen Hausgenossen durfte bey keiner Gelegenheit Jemand es wagen, ihren Ungerechtigkeiten, und ihren äusserst närrischen Einfällen, ein Wort

entgegen zu setzen, ausser, eine alte Haushälterin, welche ihre Amme gewesen war. Das Mittel, wodurch dieses alte Geschöpf sich eine Art von Herrschaft über ihr Fräulein versicherte, war die so genannte Rockenphilosophie, dieser festeste Platz des Aberglaubens. Diese alte Haushälterin, die wir Catharine nennen wollen, war für Charlotten eine wahre Pythia. Sie that nichts, bevor sie nicht das Orakel der Kaffeetasse durch den Mund Catharinens um Rath gefragt hatte; die geringste, die gewöhnlichste Sache, hatte ihre Bedeutung: putzte sich z. B die Katze, so hieß es sogleich es werden Gäste kommen! juckte dem Fräulein oder der alten Prieſterin die Nase, so war ihnen nichts gewisser, als eine Neuigkeit; betraf das Jucken die Hand, so gab es, wenn es die linke war, Geld einzunehmen, und war es die rechte, so erfolgten Ausgaben; juckten den beyden Damen die Augen, so hatte wieder jedes seine besondere Bedeutung: war es das linke, so freuete man sich im voraus, daß man etwas gern sehen würde, und so umgekehrt. — Hatte das Licht einen Räuber, so kam ein Brief; rollte sich aber ein abgesonderter Faden des Dochts, so war dies ein trauriges Anzeichen eines Todesfalles; und diese Bedeutung hatte auch das Nagen eines Holzwurmes. — — Die Träume waren ein

neuer Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit des Fräuleins und der ehrwürdigen Catharine; und diese zeigte bey Deutung derselben ihr Talent, die Zukunft zu enthüllen, in einer nicht mindern Vollkommenheit, als beim Auslegen des Kaffeesatzes — Ich könnte hier noch vieles von den geheimnißvollen Ceremonien, welche am Osterabend, am Weihnachtsabend, in der Johannisnacht, und bey andern Veranlassungen Statt fanden, anführen: allein, ich will den mir vorgezeichneten Raum lieber für die Hauptsache aufsparen. —

Durch das Zuthun der guten Frau Catharine, war in dem Herzen des Fräuleins schon seit einigen Jahren (man muß wissen, daß sie deren siebzehn hinter sich hatte,) der Wunsch entstanden, sich vermählt zu sehen: wie es denn nicht anders kommen konnte, da Catharine ihr täglich von schönen Kavalieren vorschwatzte; in jeder Karte, in jeder Tasse schöne Kavaliere sahe, und durch ihre wahrsagerische Beredsamkeit Charlotten den Kopf schwindlich machte. Indeß hatte sich bis jezt noch keine Mannsperson gefunden, welche diesen Wunsch hätte in Erfüllung bringen können; denn unter allen den adelichen Besuchen, welche von Zeit zu Zeit sich bey ihrer Mutter distrahirten, war nicht ein einziger unverheyratheter Mann: und ihre Ab-

sichten auf einen von bürgerlichem Stande zu richten, dies erlaubte ihr das ihr sehr theure Bewußtseyn ihrer fünf und zwanzig Ahnen nicht. —

An einem unglücklichen Nachmittag, als das Fräulein Charlotte eben mit ihrer Frau Mama am Kaffeetisch saß, kam Catharine ins Zimmer gestürzt, und benachrichtigte ihre Herrschaft ganz athemlos, daß sie von weitem einen wunderschönen Cavalier zu Pferde mit einem Bedienten hinter sich aus ihrem Fenster gesehen habe, welcher seinen Weg nach dem Schlosse zu nehmen schiene: ach, setzte sie hinzu, geben sie doch geschwind die Kaffeetasse; wollen sehen, ob der schöne Cavalier nicht zu uns kommt. — Das Fräulein warf bald den Kaffeetisch übern Haufen, um ihr nur aufs eiligste zu willfahren. — Kaum hatte Catharine einen forschenden Blick in die mystische Tasse geworfen, als sie mit der Miene einer wahren Priesterin des delphischen Orakels schrie: ja! er kommt! freuen sie sich, er kommt! sporenstreichs kommt er hergeritten — er hat eine Heyrath im Sinne — die Heyrath gilt ihnen, gnädiges Fräulein Lottchen — — o! was er reich ist! — wie das Gold um ihn her liegt — — Noch strömten diese Wunderworte von Catharinens geläufiger

Zunge,

Zunge, als man einige Pferde in den Hof hinein galloppiren hörte. — Schnell war sie die Tasse aus der Hand, flog aus dem Zimmer, und das Fräulein ihr nach: gern wäre vielleicht auch die Mutter gefolgt, wenn eine Unpäßlichkeit sie nicht zurück ehalten hätte.

An der Treppe kam Charlotten schon der Bediente entgegen, welcher seinen Herrn, den Baron von W. . . anmeldete. — Man vermuthet wohl schon, daß der Fremde keine abschlägige Antwort erhielt; und es dauerte keine Minute, so hatte sie das Vergnügen sich von dem Herrn Baron die Hand küssen zu lassen. Prophezeihung hatte auf das Fräulein so sehr gewirkt, und sie war von deren Unfehlbarkeit so fest überzeugt, daß sie die Höflichkeiten ihres Gastes auf eine so zuvorkommend liebreiche Art erwiederte, die diesen ganz entzückte, und zur Abänderung seines Plans bewegte.

Die Mutter zeigte sich nicht weniger gütig gegen den Baron; und man brachte den übrigen Theil des Tages sehr vergnügt zu. — Des andern Morgens ward der Fremde eingeladen, das Frühstück mit den Damen vom Hauße einzunehmen, und er ließ nicht lange auf sich warten. Man überschüttete sich von neuem mit artigen Dingen, und ehe es Mittag ward, hatte

der Baron schon dem Fräulein mit tausend Eidschwüren betheurt, daß blos der Ruf von den Reizen ihrer Person und ihres Verstandes ihn zu ihr geführt habe; daß er sie mehr als sein Leben liebte, und daß er ewig unglücklich seyn würde, wenn sie nicht darein willigte, die Seinige zu werden. — Dieser Erklärung hatte er eine weitläuftige Beschreibung seiner Güter und seines übrigen Reichthums vorausgeschickt; den Damen etwas von seiner Familie und von seinen fast unzählbaren Ahnen zu sagen, überhoben sie ihn, weil sie ihn gleich anfänglich versicherten, daß sie das Geschlecht der Freyherrn von W. . . als eines der ältesten im Lande kennten. — Nie war eine Liebeserklärung wohl mit größerm Vergnügen aufgenommen, und günstiger auf den ersten Augenblick beantwortet worden. — Ohne erst die Meinung ihrer Mutter zu erwarten, versprach das Fräulein dem Baron ihre Hand in recht zärtlichen Ausdrücken; und Frau von *** gewohnt, den Willen ihres lieben Töchterchens als ein Gesetz anzusehen, stand nicht einen Augenblick an, ihre Einwilligung und ihren Segen hinzu zu fügen. — Nun war unmittelbar die Rede von der Hochzeit. Der Baron beschwor seine Geliebte, sein Glück nicht lange zu verschieben,

und erhielt einen kürzern Termin, als er zu hoffen gewagt hatte. — Zwey Tage nachher war Sonntag: die beyden Verlobten wurden ins Gebet eingeschlossen; und ehe die drauf folgende Woche noch zu Ende ging, war Charlotte schon die Gemahlin des vorgeblichen Barons von W. . . —

Des vorgeblichen Barons von W. . ., sage ich: dies fordert eine Erläuterung. — Er war in der That nichts weniger, als das, wofür er sich ausgab. Ein ehrlicher Perückenmacher hatte ihm das Daseyn gegeben, und ihn von Jugend auf zu seiner Profeßion angehalten. Zu sehr Taugenichts, um dieselbe recht zu erlernen, und zu faul, um das Wenige, was er begriffen hatte, zu seinem Unterhalte zu betreiben, verließ er im achtzehnten Jahre heimlich das väterliche Haus, nachdem er seine Aeltern vorher bestolen hatte. Von dieser Zeit an machte er den Avantürier. So lange das geraubte Geld dauerte, führte er die liederlichste, sorgloseste Lebensart; als dieses beynah durchgebracht war, gerieth er mit Gaunern in Bekanntschaft, mit welchen er gemeinschaftliche Sache machte. Eine Zeitlang ging es gut, und er gewann eine beträchtliche Summe zusammen. Wie aber lasterhafte Verbindungen selten von langer Dau-

er sind, so ging es auch hier; die saubre Gesellschaft ward uneinig, und trennte sich. —

Hinlänglich mit Gelde versehen, begab sich nun dieser Elende ins S. . ., baronisirte sich, und nahm in D. . . seinen Aufenthalt, um daselbst sein Gewerbe, das Spiel zu treiben. Eine Weile glückte es ihm auch hier; als er sich aber eines Abends mit einem andern Spieler einließ, der noch mehr von jenen saubern Künsten, als der vorgebliche Baron, wußte, verlor er alles, was er durch niederträchtige Mittel erworben hatte. — Der Entschluß, den er nach dieser Widerwärtigkeit zur Herstellung seines Glücks faßte, war seiner würdig. — Er gesellte sich zu einem andern Bösewicht, und kam mit diesem überein, eine Räuberbande zu werden. Sie verließen in dieser Absicht D. . . Nach einigen Tagereisen erfuhren sie in einem Wirthshauße etwas von der Frau von ***, von der Lage ihres Schlosses, und ihrer nur wenig zahlreichen männlichen Dienerschaft; wodurch sie bewogen wurden, einen Anschlag zu ihrer Bereicherung auf Kosten dieser Dame zu schmieden. Ihre Absicht ging dahin, sich unter dem einmal angenommenen Namen eines Barons von W. . . und seines Bedienten, bey der gastfreyen Besitzerin des Schlosses ein Nacht-

quartier auszubitten, und sie bey dieser Gelegenheit zu berauben. Ihre Ankunft auf dem Schlosse, und ihre Aufnahme daselbst ist schon bekannt. — Die zuvorkommende Art, womit der vermeinte Baron von Mutter und Tochter behandelt ward, flößte ihm die Hofnung ein, daß er hier wohl sein Glück auf immer machen könnte; und dieselbe ward, wie wir gesehen haben, auch völlig erfüllt.

Ein halbes Jahr lang lebten die neuen Eheleute in der größten Einigkeit. Der Baron, (so wollen wir ihn indeß nennen), der Baron, sage ich, wußte sich so zu verstellen, wußte sich so gut zu betragen, daß er sich Jedermanns Achtung erwarb. Nach Abfluß des halben Jahres starb die Mutter der jungen Frau, und nun sahe ihr Mann sich im unbeschränkten Besitz von allem, weil Charlottens Liebe ihm nie einen Widerspruch entgegen setzte. Diese Liebe, und die blinde Nachsicht der Mutter gegen ihre Tochter hatte ihn bisher in den Stand gesezt, seine Rolle als Freyherr und Besitzer einträglicher Güter so gut zu spielen, daß niemand Argwohn schöpfte. Sein treuer Gefährte, der immer noch den Bedienten machte, mußte von Zeit zu Zeit an andern Oertern Briefe mit beträchtlichen Summen auf die Post besorgen, und diese kamen denn an, und wurden

für die Einkünfte von des Barons Gütern, die am Rhein liegen sollten, ausgegeben.

Anfänglich hatten Charlottens Reize ihren unwürdigen Gatten wirklich gefesselt: allein, nur zu bald ward er ihrer überdrüßig; und nicht lange darauf haßte er sie gar. Er ging mit seinem Getreuen zu Rathe, und man wird wohl schon erwarten, daß kein anderer, als der allerabscheulichste Anschlag das Resultat einer Berathschlagung war, bey welcher Bosheit und Niederträchtigkeit den Vorsitz hatten.

Bald nachher bemerkte Charlotte eine Niedergeschlagenheit an ihrem geliebten Gatten, die nichts zu verscheuchen vermögte. Sie drang aufs zärtlichste in ihn, und endlich, nachdem er sich lange genug hatte bitten lassen, gestand er ihr, daß seine Schwermuth eine Folge nach seinem Vaterland wäre. — Nun, wir wollen hinreisen, war sogleich Charlottens Antwort. — Ach! ein bloßer Besuch, erwiederte er, kann mich nicht zufrieden stellen: wenn ich meine vorige Munterkeit völlig wieder erhalten soll, so müssen wir gänzlich auf meine Güter ziehen. — Kaum hatte Charlotte vernommen, von welcher Bedingung das Glück ihres lieben Barons abhinge, als sie ihm auch gleich den Vorschlag that, hier alles zu Gelde zu machen, und in sein Vaterland, am Rhein zu ziehen. Der

Baron, der in diesem Vorschlage die Erfüllung aller seiner Wünsche sahe, schloß seine Frau entzückt in seine Arme, und schon des andern Tages ward das Gut zum Verkauf angeschlagen, und die ausstehenden Capitale wurden aufgekündigt. — In Zeit von einem halben Jahr war alles berichtigt; der Baron verließ nebst seiner Frau und einer mit 60000 Thalern gefüllten Chatoulle Charlottens Vaterland, und die Reise ging gerade nach dem Rheine zu. —

Schon befanden sie sich, nach des Barons Vorgeben, nur noch zehn Meilen vom Ziele ihrer Reise, als eines Morgens, da man in einem kleinen Städtchen übernachtet hatte, Charlotte ihren Mann beim Erwachen vermißte. Sie rufte ihr Kammermädchen, sie rufte den Bedienten, (ich meyne den Gefährten ihres Mannes;) aber es erschien Niemand. Endlich ging sie hinunter zum Wirth: welches war aber ihr Entsetzen, als dieser sich wunderte, sie noch bey sich zu sehen, und ihr sagte, daß der Herr nebst dem Bedienten und dem Kammermädchen, diesen Morgen schon sehr früh aufgepackt hätten, und davon gefahren wären, und daß er nicht anders gemeint, als daß sie mit abgereiset wäre. —

Schrecklich schallte die Nachricht Charlotten ins Ohr: doch blieb ihr noch ein kleiner

Zweifel über den ganzen Umfang ihres Unglücks übrig, und dieser lieh ihr Kräfte, die Treppe hinauf und in ihr Zimmer zu laufen. Sie warf ihre Augen auf den Ort, wo die Charoulle gestanden, und ach! sie war weg, so wie noch ein Koffer, welcher mit Silberzeug und andern Kostbarkeiten angefüllt gewesen. Nun konnte die Unglückliche dem Schlage, der sie ins Elend stürzte, nicht länger widerstehen: sie sank sinnlos zu Boden. Man brachte sie zwar wieder zu sich, allein es erfolgte bald eine neue Ohnmacht; dieser wieder eine andere; und ehe noch der Abend einbrach, lebte sie nicht mehr.

10.

Ueber

Patriotismus

in einem monarchischen Staat.

Nicht allein für ein Vaterland
Wo das Gesetz, und Hunderte herrschen
Auch für ein Vaterland,
Wo das Gesetz, und Einer herrscht,
Ersteigt, wenn diesen Tod sein großes Herz verdient,
Ein hohes Thermopylä,
Oder einen andern Altar des Ruhms,
Und lockt sein Haar, und stirbt!

Klopstock.

Ist Patriotismus Etwas? oder ist er ein Fantom? Und, wenn er auch in Freystaaten vielleicht Etwas ist, ist er nicht wenigstens in Monarchien ein Hirngespinst?

Man hat diese und ähnliche Fragen öfters aufgeworfen, würdige Leser; und, wie natürlich ist, ein jeder sie nach seinen Einsichten oder Vorurtheilen beantwortet.

Patriotismus ist überhaupt ein Vorurtheil, eine Thorheit, ein Nichts, sagt der Eine. Wir haben diese ganze Idee von Völkern geerbt, deren Begriffe von Menschheit und Erde, deren

geographische, historische, religiöse Kenntnisse noch viel zu schwach und eingeschränkt waren, als daß sie sich zu dem Gedanken von Menschenliebe, allgemeiner allesumfassender Menschenliebe, hätten emporschwingen können! Ihr Patriotismus war daher nichts anders, als Nationalstolz und Nationalhaß; Verachtung aller andern, und Erhebung ihrer selbst auf Kosten der ganzen übrigen Welt, eine Leidenschaft, engherzig und eigennützig, wie alle Leidenschaften, kleinlich so gut als Standes- und Familienstolz, verderblich für den Geist und Herz, und jedes wahre Gefühl der Menschheit unterdrückend.

Gerade das Gegentheil! ruft ein Andrer. Jene deine allgemeine Menschenliebe ist ein Traum; ein Wort ohne lebendigen Begrif; eine Fantasie, die sich an nichts hält; zu weit für Kopf und Herz eines Sterblichen; eine Tugend, die noch Niemand ausgeübt hat, und Niemand ausüben kann. Gerade dieser von dir verachtete Patriotismus ist Tugend, wahre thätige Tugend. Jene wird von denen am meisten im Munde geführt, die gern mit schönen Worten prahlen, und ihre Liebe zu Ost- und Westindien, zu Lappländern und Feuerländern, vielleicht auch, so Gott will, zu dem berühmten Mann droben im Monde zum Vorwand brauchen, um sich auf gute Art von den

beschwerlichen Pflichten, die ihnen die Liebe zu ihrem Vaterland, zu ihrer Stadt, zu ihrer Familie auferlegen würde, loszumachen: dieser hält sich an die wirkliche Welt, in der er lebt, an das Land und Volk, dem er zugehört, an seine Mitbürger, die er um und neben sich hat, denkt und handelt für sie, so wie sie für ihn; dieser nur ist und erzeugt wahre Liebe; dieser nur begeistert zu jenen Thaten, die Welt und Nachwelt bewundern; dieser nur allein ist wirkliche menschliche Tugend.

Aber doch wohl nur Tugend für jene glücklichen Länder, setzt ein Dritter hinzu, wo es erlaubt ist, seine Mitbürger zu lieben, wo man die Freyheit hat, für sie zu denken und thätig zu seyn? Bey Völkern, wo die Sklavenkette klirrt, wo der Despotismus täglich weiter um sich greift, was würde da Patriotismus helfen, oder vielmehr, wie ist er nur möglich? Der weise, der beredte Mann soll da Patriot seyn? Er, der nicht an den öffentlichen Geschäften Theil bekommen kann, als wenn er sich gefallen läßt, in den Fesseln eines angewiesenen Amts zu seufzen? Und dann ist ihm sein kleiner Wirkungskreis mit allen Förmlichkeiten so genau vorgezeichnet, daß ihm seine besten Einsichten nichts nützen; und niemand weis es ihm Dank, wenn er über sei-

nen Auftrag hinausgehen oder etwas besser machen will, als es seine hohe Obrigkeit begreift. Unser Krieger soll Patriot seyn? Er, der gezwungen oder erkauft, kärglich bezahlt, mit Härte abgerichtet, und endlich nach Regeln der Kunst gegen Feinde geführt wird, die ihn nie beleidigten, und die er blos vertilgen muß, weil es andere so haben wollen. Was soll er, in einer solchen Lage mit Ehre, mit Patriotismus machen? Er wird ohne sie so weit kommen, als mit ihnen; vielleicht weiter, denn er wird eine desto bessere Maschine seyn! Wie viel anders war es in Sparta und Rom; wo jeder Bürger sich als Mitglied des Staats fühlte, Jeder am gemeinen Wesen, das diesen Namen verdiente, Theil nahm, eines Jeden Stimme für das Beste seines Vaterlandes galt. Bey uns, wer ist, wer kann Patriot seyn? Höchstens nur der Monarch, oder allenfalls die Nächsten um ihn; aber alles kommt offenbar nur auf ihren guten Willen an; und von wie wandelbaren Gründen hängt der Wille der Menschen, hängt vor allen der Wille der Mächtigen ab!

Ich glaube nicht, daß ich die Gründe, womit man entweder den Patriotismus überhaupt herabwürdigt, oder seine Unmöglichkeit in monarchischen Staaten beweisen will, zu schwach vorgetragen habe. Aber ich glaube

auch, man mag sie so stark vortragen, als man will, so kann man nicht verhindern, daß das Schwache, Halbwahre, Schiefe und Einseitige, das wirklich darin liegt, nicht überall durchscheinen sollte. —

Der Wege, wie man diese Gründe, widerlegen kann, sind zwey; entweder daß man jeden einzelnen durchgeht, und das Falsche, Einseitige und Uebertriebene, was er enthält, gehörig entwickelt, oder daß man die entgegengesetzte Wahrheit zusammenfaßt, und in ihr gehöriges Licht stellt, wodurch denn die Irthümer und Vorurtheile des Gegentheils von selbst hinwegfallen. Der letzte Weg scheint mir, so wie in allen Fällen, so auch hier, der bessere zu seyn, und ich werde ihn daher bey dem, was ich nach meiner Ueberzeugung für die Sache sagen kann, auch gegenwärtig befolgen.

Patriotismus ist nichts anders, als die Neigung, das beste der bürgerlichen Gesellschaft, welcher man zugehört, so viel in unsern Kräften steht, zu befördern.

Diese Neigung ist so natürlich und nothwendig, daß man erst verdorben werden muß, um sie nicht zu haben. Der Mensch ist ein geselliges Wesen; er bedarf, er liebt, er sucht Gesellschaft, und wenn er darin ist, kann er nicht anders, als an dem, was darin vorgeht,

oder was sie betrift, Antheil nehmen. Die nächste Gesellschaft sind ihm sein Haus, seine Mitbürger. Hier ist die Quelle aller seiner Begriffe und Empfindungen, und was er auch in der Folge aus größerer Entfernung her davon erhält, bezieht er darauf, und es wird damit verflochten, es verähnlicht sich in seiner Seele mit den Umständen, unter welchen er es zuerst oder oft dachte und empfand.

Diese Neigung aber, so sehr sie auch in ihrem ersten Ursprung beschränkt zu seyn scheint, braucht dennoch nichts weniger, als engherzig und ausschließend zu seyn. Es ist nicht menschliche Natur, sondern Abweichung von derselben oder Mangel ihrer vollen Ausbildung, wenn sie es ist. Das homo sum, humani nihil a me alienum puto, „Ich bin Mensch; alles was menschlich ist, geht auch mich an," spricht jedem menschlichen Herzen an. Es widerspricht der allgemeinen Menschenliebe so wenig, daß sie vielmehr mit jener Neigung zusammenschmilzt, und das Herz für sie erweitert und bildet. Zur Tugend gelangen wir sowohl als zur Erkenntniß stufenweise; denn im Grunde sind beyde Eins. So keimt aus dem Anlächeln der Mutter Familienliebe hervor, und diese bildet uns zu Gesellschaftsliebe, zu Patriotismus, zu Menschenfreundschaft. So wer-

nig wir unsere Familie zu hassen brauchen, um unser Vaterland zu lieben, so wenig brauchen wir gegen unser Vaterland gleichgültig zu werden, um allgemeiner Menschenliebe empfänglich zu seyn. Oder ist es eine widersprechende Idee, den Feind, mit dem man Krieg führt, gerecht und großmüthig, oder mit einem Wort menschlich zu behandeln? Das glaubten doch selbst die Römer nicht, so sichtbar ihr Patriotismus in Nationalstolz und Geringschätzung andrer Völker überging.

Aber auch dieß braucht der Patriotismus nicht zu thun. Man kann die herzlichste theilnehmendste Freude haben über das Gute, das man in seinem Vaterland findet, man kann den eifrigsten Trieb haben, dasselbe mit allen Kräften zu befördern: aber man darf nur offene Augen haben, und sehn, was uns und unserm Vaterland noch fehlt, sehn, welche Vollkommenheiten anderwärts vorhanden sind, um zu verhindern, daß man weder sein noch fremdes Vaterland weder geringschätzt, noch überschätzt. Wo bleibt alsdann ungerechter Nationalstolz oder thörichter Nationalhaß und Nationalverachtung, die vom Patriotismus erzeugt werden sollen?

Aber wird durch diese allgemeine Neigung für Menschen und menschliche Vollkommenheit

der Patriotismus nicht eben so wohl geschwächt werden können, wie er durch Eigennutz und Familiensucht geschwächt werden kann? Daß er es kann, ist kein Zweifel; es wimmelt von Beispielen der lezten Art, und von der ersten sind ebenfalls genug vorhanden, um uns zu überzeugen, wenn wir's läugnen wollten. Das läugn' ich nur, daß es in der Natur der Menschenliebe, des Patriotismus, der Familienliebe liegt; der Grund liegt im Mißverstand, der diese Begriffe verwirrt, und sich in Kollisionsfällen desto weniger zu helfen weis, je weniger er oft selbst seine gewöhnliche Lage und alltäglichen Pflichten kennt. Die Ueberzeugung, daß wir für die Gesellschaft am thätigsten seyn müssen, zu der wir gehören; ohne deswegen einem Menschen unsere Dienste zu entziehen, der nicht dazu gehört, wenn wir gerade in der Lage sind, daß wir, und vielleicht wir allein, ihm diesen Dienst erweisen können; diese Ueberzeugung ist allzuleicht, als daß sie Jemand unbegreiflich finden könnte. Und auf sie gründet sich die Verbindung der Menschen- und Vaterlandsliebe.

Aber wie werd' ich endlich etwas sagen können, das der Sprache der Krafemänner, die von nichts als Despoten und Sklaven sprechen,

und

und Patriotismus im Sklavenland für ein Hirngespinst erklären, nur einigermaßen das Gleichgewicht hält? Ich empfinde mein glückliches Schicksal, daß ich mit besagten Kraftmännern nur in Abwesenheit zu kämpfen habe; aber ich will doch anführen, was ich Ihnen, so lang es nur bey Worten bliebe, sagen würde.

Ich würde sie erstlich bitten, die wirklichen Länderverfassungen kennen, und Despotismus und Monarchie wo möglich, unterscheiden zu lernen. Wir haben keine Despoten und keinen Despotismus, würd' ich ihnen sagen; wir haben Obrigkeiten und Gesetze. Unsere erste Obrigkeit ist der König; und die Gesetze, die er mit den Weisesten seines Volkes macht, sind so gut für ihn, als für uns. Ein König hat so gut seine eigene Einsicht, als Sie, meine Herren; es kann seyn, daß er einmal so gut, als Sie — von Allen, — von einem Gesetz abweicht. Es kann seyn, daß er in der Wahl derer, die er für die Weisesten hält, irret; so gut als Sie in der Stimme die Sie sich selbst zur Weltregierung gaben. Denn, überlegen Sie selbst, ob wir nach der kräftigen Sprache, die Sie führen, hoffen dürften, unter ihrem Scepter glücklich zu leben!

Ich würde ihnen ferner sagen: Sie müssen begreifen, meine Herren, daß nicht alle alles thun können; und daß, wenn alle alles thun, und alle regieren wollen, es geht wie neulich in Holland, und jezt in Frankreich. Sie müssen begreifen, daß wenn Herr von Salis einem Kaiser oder König versichert, daß er besser als alle seine Minister ist und alle ausstechen will, die Präsumtion sehr natürlich ist, daß Herr von Salis eine Kur aus Anticyra nöthig habe. Es ist also begreiflich, daß der Weise suchen muß, in seiner Lage nützlich zu seyn; und daß er, bey dieser Ueberzeugung, allezeit nützlich seyn wird, weil sich keine menschliche Lage denken läßt, in der er nicht nützlich seyn könnte. Die Klagen, die Sie führen, würd' ich fortfahren, rühren daher, lieben Freunde, daß Sie wahrscheinlich weder ihre Lage, noch die Vortheile, die sich daraus ziehen laßen, kennen; daß Sie sich nicht in Umstände schicken lernten; daß Sie vielleicht wissen, was Sie sagen wollen, aber nicht, wie Sie es sagen müssen; daß Sie zu wenig politische Kenntnisse und praktische Philosophie, und vielleicht etwas zu viel Einbildung von ihrer eigenen Weisheit besitzen. — —

Ich hätte ohne Zweifel dieß alles nicht sagen dürfen, wenn diese Herren selbst gegen-

wärtig gewesen wären; und meine Leser glauben vielleicht mit mir, daß die Grundsätze, die ich ihnen — abwesend — vorgehalten habe, zu einfach und zu einleuchtend sind, als daß sie sie begreifen würden. — In der That ist es so einleuchtend, als möglich, daß um des allgemeinen Besten willen, das eben dadurch am sichersten befördert wird, seine angewiesene Pflicht eifrig zu erfüllen, eben so sehr und bey den mannichfaltigen Aufopferungen, die es erfordern kann, zuweilen höherer Patriotismus ist, als das laute Lärmen von Freyheit und Vaterlandsliebe, das von jeher in Republiken getobt hat, und jedem bey der Ausführung seiner Einfälle und Durchsetzung seiner Absichten, zum Schild und Vorwand dienen mußte.

Nehmen wir sogleich einen Staat, wie den unsrigen, zum Beyspiel. Sind wir nicht eben dadurch frey und sicher, wenn jeder vom König bis zum Diener der Gerichte herab in seiner Sphäre wirksam ist, und den Gesetzen folgt? Nehmen wir dazu die Sorgfalt, mit der unsere Gesetze entworfen, geprüft, geordnet, erklärt, bestimmt, und vor Mißbrauch und Mißdeutung gesichert werden; eine wie öffentliche und gemeine Sache unsere Gesetze sind: wie können

wir über den Zwang der Gesetze klagen? ausser in so fern jedes Gesetz, jede Regel, jede Bestimmung, aber sehr fälschlich, Zwang heißen kann. Wir haben Rechte und Pflichten; das ist, andre müssen sich um unsert willen, aber auch eben sowohl wir müssen uns um anderer willen, Einschränkungen gefallen lassen. Wer das erste will, muß auch das andere wollen. Nehmen wir dazu, welche Gelegenheit der Weg einer freyen Publicität jedem, der etwas bessers zu wissen glaubt, eröfnet, sein Scherflein oder seine Tonne Goldes zum gemeinen Besten beyzutragen; wie jeder, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die dazu gehörigen Menschen kennen zu lernen, und die erforderlichen Umstände abzuwarten oder zu veranstalten, zur Ausführung guter und edler Absichten gewiß Gelegenheit findet: und dann wollen wir sagen, ob es ein Fantom ist, oder ob wir wirklich Patriotismus, wirklich Neigung haben können und dürfen, zur Beförderung des allgemeinen Besten auch das Unsrige beyzutragen? Setzen wir zu diesem allen die Erfahrung hinzu, (aber ohne sie zu haben, kann man sie freylich nicht hinzusetzen,) und vergleichen, wie unendlich viel schwerer es dem wird, der in sogenannten Freystaaten sich mit guten Absichten durch das Gewirr und Gedränge und Reiben der Kräfte hin-

durch arbeiten will, als dem, der in einem Staat, wie der Unsrige, alles zur öffentlichen aber ruhigen Prüfung bringen, und, wenn er nicht selbst dazu berufen wird, durch andere seine Vorschläge ausgeführt sehen kann; und nach diesem allen sage, wer urtheilen kann: ob wir bey unserm Patriotismus nicht zugleich viel sicherer und glücklicher sind, als jene, die uns, den Unterthanen einer Monarchie, den Begrif von Freyheit, den Begrif, wo nicht von Vaterlandsliebe, doch gewiß von Patriotismus absprechen wollen.

Wo nicht von Vaterlandsliebe, doch von Patriotismus, sage ich. — Denn Herr von Archenholz, (Britt. Annal. B. II. S. 250. f.) lehrt uns zwischen beyden einen nicht unbeträchtlichen Unterschied bemerken. „Man vermischt fast immer, sagt er, den Patriotismus mit der Vaterlandsliebe, die beyde, obgleich nahe verwandt, dennoch von einander unterschieden sind. Die letzte ist die natürliche Neigung, die dem Menschen den Erdraum werth macht, wo er geboren ist. Sie gründet sich auf die Liebe zu unserm beträchtlichen oder unbeträchtlichen Eigenthum, und zu unserer wahren oder eingebildeten Glückseligkeit; ferner, zu dem Ort, wo unsere Väter und Freunde gelebt, und wo wir unsere jugendlichen Freuden genossen haben,

deren Erinnerung uns immer so angenehm ist; zu unsern noch lebenden Verwandten und deren Achtung, zu den liebgewonnenen Sitten, Gebräuchen, Gesetzen und Eigenheiten des mütterlichen Landes; kurz auf die Liebe zu allem, was unser Wesen ausmacht. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Vaterlandsliebe eine allen Menschen gemeinsame Empfindung ist, sie mögen zu den cultivirtesten Völkern, oder zu den wildesten Horden gehören. — Der Patriotismus aber ist weit seltner, da er uneigennützig ist. Er äußert sich durch den thätigen Diensteifer für unsere Mitbürger und durch die Bemühungen, zu ihrer Wohlfarth, Ruhe und Glück nach Möglichkeit beyzutragen. Nur Edeldenkende können so uneigennützig fühlen; denn während daß selbst der verächtlichste Mensch sein Vaterland nach dem Verhältniß liebt, als es mit seiner persönlichen Wohlfarth mehr oder weniger verbunden ist, so zeigt sich der wahre Patriot, ohne Rücksicht auf eigne Vortheile, immer bereit, alles was ihm theuer auf der Welt ist, selbst sein Leben, fürs Vaterland aufzuopfern."

Und für diesen Patriotismus sollten Bürger einer weisen und menschenfreundlichen Monarchie kein Gefühl, dazu sollten sie keine Gelegenheit haben?

Unsere Staats- und Geschäftsmänner nicht? Welche glänzende Reihe von Männern könnten wir aufstellen, die, treu dem König, treu dem Vaterland, treu dem Gesetz alle ihre Kräfte aufboten, und Gesundheit und Freuden aufopferten, um für das allgemeine Beste wirksam und thätig zu seyn? Der Gedanke: die große schöne Ordnung, die in einem wohleingerichteten Staat, wie der unsrige, alle Theile des Ganzen verbindet, und alle gegenseitig unterstützt, mit zu erhalten; dieser Gedanke sollte nicht im Stande seyn, die Seele des denkenden und rechtschaffenen Mannes zu Aufopferungen, zu Gemeingeist, zu Patriotismus zu erheben?

Unsere Weisen, unsere Lehrer der Wahrheit? — Die glückliche Freyheit, die ihnen unter dem Schutz weiser Gesetze und menschenfreundlicher Regenten zu Theil wird, sollte sie nicht für ihr Land, ihr Jahrhundert, ihre Nation begeistern?

Und die braven Männer, die unser Vaterland beschützen? Die Geschichte entscheide, ob mehr Patriotismus in Römischen oder in Preußischen Heeren war! Die Geschichte des siebenjährigen Krieges entscheide! wo alles

zwar auch für Friedrich, — denn welcher König hat jemals seine Helden mehr für sich begeistert? — aber warlich eben so sehr „für Ruhm und Vaterland" Tod und Gefahren entgegen ging! Und wenn jetzt neue Gefahren unsere Helden zu neuen Lorbeern rufen: warlich so wird die Geschichte des Jahrs 1791 — unter Friedrich Willhelm — neue Gründe der Entscheidung zu den alten hinzusetzen!

Fischer.

II.

Jahre sind Stufen zur Ewigkeit.

Abermals, mein Bester, sind wir bald am Schluß einer beträchtlichen Periode des Lebens, abermals da, wo jeder Vernünftige und Nachdenkende gleichsam stille steht, und noch einmal die durchlebten Tage eines ganzen Jahres in stiller Einsamkeit mit überlegendem Geiste übersieht. Nur der Leichtsinnige, Gedankenlose und Unempfindliche, geht aus einem Jahre in das andere über, ohne dem Zuwachs seiner Kenntnisse, seiner tugendhaften Gesinnungen und Fertigkeiten, der Ablegung seiner Fehler und Irrthümer, der Uebung in guten Thaten, und überhaupt seiner sinnlichen Besserung, nachzuforschen, ohne sich des Guten, was ihm in den durchlebten Tagen zu Theil wurde, mit Dank gegen die gütige Vorsehung zu erinnern, und sich mit einem Herzen, das vernünftige und edle Entschliessungen faßt, ihrer fernern Leitung und Schutze zu übergeben. Hingegen der Weise und Gute betrachtet ein verflossenes Jahr

als einen wichtigen Theil seines gegenwärtigen Lebens, und überdenkt, ob er die Absichten desselben erfüllt, an Veredlung des Herzens und Lebens, an wahrer Vollkommenheit zugenommen, ob er gemeinnützig und zur Ehre seines Schöpfers gelebt habe. Nicht ohne inniges Gefühl der Dankbarkeit, vergegenwärtigt er sich noch einmal die genossenen Freuden und schauet auf die glücklich überstandenen Widerwärtigkeiten und besiegten Beschwerden in Ausführung seines Berufs und seiner guten Absichten zurück. Entschlossen, der Tugend treu zu bleiben, und voll Vertrauen auf eine allweise Vorsehung, geht er der Zukunft entgegen.

Der Wechsel des Jahres ist eine zu fühlbare und wichtige Veränderung, als daß nicht dann mancherley Gedanken und Empfindungen in den Seelen der Menschen entstehen, und mit einander abwechseln sollten. Der Jüngling freuet sich, daß er näher dem männlichen Alter kommt, in welchem er sich mehrere Freyheiten und Annehmlichkeiten, als in dem gegenwärtigen verspricht, und träumt von grossem Glück und goldenen Bergen. Der Mann denkt ernsthafter, fängt schon an, die Flüchtigkeit der Tage und die Vergänglichkeit

der Erdenfreuden zu fühlen, sieht manche seiner Entwürfe vereitelt, manche mit einem glücklichen Erfolge gekrönt, und macht neue auf die Zukunft. Im Gefühl einer starken Natur und munterer Kräfte, denkt er sich sein Lebensziel noch weit entfernt, und groß die Zahl seiner frohen Tage. Der Greis, der dem Grabe sich nähert oder wohl schon am Rande desselben dahinwankt, freuet sich vielleicht, daß seine Laufbahn bald vollendet ist, und sein zweytes Leben anheben soll; oder er betrübt sich, daß er wieder eine Stuffe erstiegen, und er nun bald abtreten muß vom Schauplatze der Welt. Der Gatte ist voll von Wünschen und Sorgen für seine Familie. Der Leidende hofft mit dem Schlusse des Jahres das Ende seiner Leiden zu sehen, blickt noch einmal auf die Trauerstunden zurück, die ihn niederbeugten, freuet sich, daß er sie überwunden und erheitert sich durch die Hoffnung einer fröhlichern Zukunft. Der Glückliche lobt die Tage der Vergangenheit, ist heiter, und hofft, daß die Zukunft ihn immer anlächeln werde. Doch, wie kann ich Dir alle die verschiedenen Empfindungen der Menschen am Ende eines Jahres aufzählen, die so verschieden sind, als die Menschen selbst nach ihren Temperamenten, Vorstellungen, Fähigkeiten,

Lagen und Schicksalen, nach ihrer ganzen Natur, verschieden sind.

Freudenvoll und schön war für viele das Jahr, traurig und minder angenehm für andere, so wie überhaupt das Menschenleben, der Aufenthalt in dieser Unterwelt, mit mannigfaltigen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten durchwebt ist, mit Freuden und Leiden abwechselt. Für unsere Sinne sind so verschiedene und reiche Quellen des Vergnügens geöfnet, die auch dem Aermsten entgegenströmen, und um so mehr uns erquicken, je unverdorbener und unzerstümmelter unsere Sinne sind. Jede Jahreszeit bietet abwechselnde Gegenstände zum Genusse dar. Bald weilt unser Auge auf einer schönen blumenreichen Flur, sieht Berge an Berge sich ketten, Hügel und Thäler und Ebenen mit einander abwechseln. Entzückend ist für uns der Anblick lachender fruchtreicher Gefilde, das stille Dahinwandeln munterer Heerden, die frohe Geschäftigkeit der Menschen im Felde, auf Wiesen und in Gärten, und die allgemeine Stille im Winter, wo alles mit glänzendem Schnee bedeckt ist. Im Frühling und Sommer horcht unser Ohr auf den ermunternden Gesang der Vögel, Wohlgerüche von Blu-

men und Pflanzen, steigen zu uns auf, und unser Geschmack ergötzt sich an den unendlich mannigfaltigen Früchten, die die Erde von selbst und durch uns bearbeitet, mittheilt. Wie viele tausend angenehme Empfindungen erquicken und stärken unsern Körper! Wie viele Freuden und Bequemlichkeiten gewähren uns die mancherley Verbindungen, in denen wir leben; wie viele Früchte der menschlichen Thätigkeit werden uns dadurch zu Theil; wie sehr werden dadurch unsere Kenntnisse und Geschicklichkeiten bereichert! Wie sanft ist das Band, das die Liebe zwischen Gatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Bekannten und Freunden knüpfet! Welch ein Quell der Freude der Umgang mit unsern Mitgeschöpfen, die glückliche Vollendung unserer Arbeiten, das Nachdenken und die Anstrengung unsers Geistes, die Erweiterung unserer Einsichten, die Erfindung nützlicher Wahrheiten, die Erhebung der Seele zum Schöpfer, und die Ausübung menschlicher Handlungen! O herrliche Freuden, deren unsere Natur fähig ist!

Aber, bey dem allen — leugnen können wir es nicht, unsere Erfahrung und unser Gefühl sprechen laut dafür — umgeben den Men-

schen auch von allen Seiten Mühseeligkeiten, Beschwerden und Leiden. Der eine kämpfte mit Armuth und Sorgen für den Unterhalt seiner selbst, und einer zahlreichen Familie, indeß ein anderer unter dem drückenden Joche eines Tyrannen seufzt, der ihm unerträgliche Lasten aufbürdet. Dieser wird in seinen gerechten Erwartungen betrogen, jener muß vielen Hindernissen und niederschlagenden Schwierigkeiten entgegen arbeiten, wird verkannt, verfolgt, verachtet, unterdrückt. Dieser jammert über den Verlust der Freunde seines Herzens, jener über die Kränkungen, die ihm von andern widerfahren. Hier wüthen Krankheiten, die des Menschen Gesundheit stöhren, und sein Herz zum Missmuth herabstimmen; dort Elemente, die seine Güter verzehren. Wie viel sind nicht der traurigen Ereignisse in der Natur, der betrübenden Schicksale für Menschen! Ich mag diese Aufzählung der Leiden nicht fortsetzen, die nur jetzt unsern Frohsinn trüben würde. Genug, daß es wahr ist, daß Unvollkommenheiten und widrige Vorfälle in grosser Anzahl unser Leben mehr oder weniger verbittern, daß beständige Freude dieseits des Grabes nicht das Loos der Sterblichen ist.

So angenehm nun auch unser Leben, oder mit so mannigfaltigen Bekümmernissen und Lasten es verbunden seyn mag, so eilt es doch bald dahin. Ach, Freund, ist es nicht so, je älter wir werden, je schneller dünkt uns der Zeiten Lauf, und die Tage der Vergangenheit sind wie ein Augenblick, wie ein Schatten, unserm zurückschauenden Geiste. Kaum fingen wir ein Jahr an, siehe, so ist es vollendet, und wir sind am Ende desselben. Es hat sich angereiht, ohne daß wir es merken, an die große Kette der Jahre, die schon verflossen sind. Bald werden wir auch völlig erreicht haben die Zahl unserer Tage. Früher, als wir es denken, kommt der Abend unsers Lebens, die Sonne geht unter, und wir entschlummern. Sollte uns der pfeilschnelle Lauf unserer Zeit nicht aufmerksam machen, uns nicht zum ernsten stillen Nachdenken über uns selbst und unsere Bestimmung erwecken, unsere Gedanken auf die Zukunft lenken, so, daß wir uns Fragen: was wird endlich nach Ablauf deiner Jahre dein Loos seyn? Denn dies gegenwärtige Leben kann unser Daseyn nicht begränzen, nicht die eigentliche und alleinige Absicht desselben seyn. Gewiß, nur Anfang des Menschen, in welchem er sich zu einem schönern und vollkommnern Leben entwik-

keit, so wie der Schmetterling in seinem Raupenstande, aus dem er sich zu einem freiern und herrlichern Genuß der Erdenfrüchte entfaltet.

Erlaube mir, daß ich Dich hier mit einigen Gründen der Vernunft unterhalte, durch welche sie uns zur frohen seligen Hofnung der Unsterblichkeit erhebt. Schon die Vorstellung davon und der Wunsch nach derselben, der in allen Menschen so laut sich regt, und mit keiner Gewalt unterdrückt werden kann, spricht für unsere Fortdauer jenseits des Grabes. Daher kam es, daß die Völker der alten Welt an die Unsterblichkeit glaubten, und daß man noch jetzt unter allen Nationen wenigstens einige Begriffe davon und Glauben an dieselbe antrift. Nur sind ihre Vorstellungen von der Beschaffenheit des künftigen Lebens sehr verschieden, doch aber ihren Begriffen von Glückseligkeit völlig angemessen. Daher kam es, daß die Philosophen der Griechen und Römer sich so gern mit diesem Gedanken unterhielten, zwar sich nicht bis zur völligen Beruhigung von der Gewißheit eines künftigen Zustandes überzeugen konnten, aber die Hoffnung desselben doch sehr wahrschein-

lich

lich und wünschenswürdig fanden. Wie angenehm ist uns allen diese Hofnung, dies Hinblikken in die friedlichen Gegenden jenseits des Grabes, wo wir Freude und Zufriedenheit in grösserer Maaße und Vollkommenheit erwarten! Wie tief liegt dies Sehnen nach einem dauerhaftern Leben in unserer Natur! Wie viel Beruhigung gewährt es dem Leidenden in den Stunden des Traurens, des Schmerzes und der Schwäche, wo sein Geist niedergedrückt wird, und in Gefahr ist, der Macht des Kummers und des Mismuths unterzuliegen! Wie viel Aufheiterung giebt die Hoffnung einer bessern Welt dem Tugendhaften zum ausdauernden Kampfe im Guten! Wie viel Licht und Kraft dem Sterbenden in der feierlichen Stunde des Todes, wo der Trieb zum Leben sich so mächtig regt, und der gewaltsamen Trennung des Leibes und der Seele entgegen arbeitet! Wie sehr scheuen wir alle den Untergang, das Aufhören unsers Daseyns, unsere Zernichtung!

Sollte nun dieser Trieb zur Unsterblichkeit, der unserer Natur so ganz eigen ist, blos ein süsser Traum, ein Spiel der Einbildungskraft seyn, und so umsonst in uns liegen; sollte der

Schöpfer den Geschöpfen Wünsche nach etwas, das uns denkenden Wesen so werth und wichtig ist, eingepflanzt haben, und ihre Befriedigung nicht wollen? Das läßt sich von seiner Weisheit und Güte nicht glauben. Wo Anlagen, Triebe sind, da müssen auch Entzwecke seyn, auf welche jene hinzielen, und da muß auch Gewißheit der Erreichung dieser Zwecke sich finden. Ist's glaublich, daß die Lebendigen eine Begierde nach Speise haben würden, und daß doch keine Speise da wäre, mit der diese Begierde gesättigt, und so das Leben erhalten werden könnte? Da sich für unsere übrigen Triebe Befriedigung findet, so läßt die Aehnlichkeit der Dinge vermuthen, daß die Anrichtuug dieses Strebens nach ewiger Dauer nicht zwecklos sey, und daß der Mensch derselben einst theilhaftig werden werde. Die Stimme der Natur trügt nicht. Sie ist Wink des Schöpfers zu des Menschen Erwartungen, Ausdruck der göttlichen Absichten. Seine Weisheit ist uns Bürge, daß dieser Trieb nicht vergeblich in uns wohne, daß wir vielmehr zu einem höhern Daseyn beschieden sind.

Die Ueberzeugung von des Schöpfers Güte, erhebt diese Hofnung zu grösserer Stärke

und Sicherheit. Er, der Allgütige, der an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe, und besonders seiner denkenden Wesen, so viele Freude findet, der uns schon hier so mancherley Arten von Vergnügen bereitete, und in den Genuß des Lebens so viel Annehmlichkeit legte, er sollte uns dieser Freude berauben, sollte uns nur für dies spannenlange Leben erschaffen haben? Sollte der Schauplatz seiner Güte nur auf diese Erdentage eingeschränkt seyn; oder ist es nicht wahrscheinlicher, seiner Erhabenheit angemessener, zu glauben, daß er fortfahren werde, uns an seinen Wohlthaten, zu deren Genuß wir hier empfänglich wurden, Theil nehmen zu lassen? Wohlthun ist des Schöpfers Lust. So wird sich also der Mensch nicht vergebens mit der Hofnung schmeicheln, daß die Gottheit seine Wünsche befriedigen, und ihn nicht in das Nichts zurücksinken lassen werde, aus dem sie ihn hervorgerufen. Mit Zuversicht kann er hoffen, daß, wenn seine Tage hier vollendet sind, er in eine andere Gegend des großen Reiches Gottes werde versetzt werden, wo noch reichere Ströme der Freude und Zufriedenheit fliessen.

Unmöglich kann der Allgütige sich unserm Verstande zu erkennen gegeben, und unserm Her-

zen nahe gebracht haben, wenn nicht diese Einsicht und Empfindung erhöhet werden sollte; unmöglich würde er in dem Menschen ein Verlangen nach einer nähern Verbindung mit ihm, nach einem dauerhaftern Leben erregen, wenn er ihm die Erfüllung desselben versagen wollte. Denn sonst hätte er in uns nur Quellen des Kummers, der Marter und der Verzweiflung, die das gegenwärtige Leben verbittern würden, gelegt. Wer kann das mit seiner Güte reimen?

Vielleicht denkst du hier an die Thiere, die sich auch ihres Daseyns freuen, den Tod fürchten, und das Leben lieben. Sollte die Gottheit nicht auch sie erhalten? Hierauf kann ich nichts als ein Vielleicht antworten. Wer weiß, was sie für Absichten mit ihnen hat. Es kann seyn, daß sie einst fortleben, sich zu etwas Edlerem entwickeln, und noch an den Wohlthaten ihres Schöpfers Theil nehmen. Geschiehet es nicht, so wird die Güte der Gottheit doch leicht gerechtfertigt. Denn die Thiere wissen nichts von Unsterblichkeit, haben keine Kenntniß ihres Urhebers, keine Empfindung von seiner Güte, keine Begriffe vom Tode, und fühlen auch kein Verlangen in sich, mit dem Schöpfer in nähere Verbindung zu treten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0394
DFG

Ein vorzügliches Gewicht und Stärke scheint mir die hier angefangene Entwickelung der Kräfte des Menschen der Hoffnung, einst zu einem höhern Leben zu gelangen, mitzutheilen. Viele Kinder sterben zwar, noch ehe sie sich auszubilden anfangen konnten. Sie kommen nicht einmal zum rechten Genuß des Erdenlebens. Aber schon diese Ereigniß läßt auf was Künftiges schliessen. Sollte ihr Entstehen zwecklos seyn? Sie haben doch Anlagen. Sollten sie nur diese Welt betreten, um sogleich wieder in das Nichts zurück zu fallen? Sollte nicht vielmehr ihre Entwickelung einem künftigen vollkommneren Aufenthalte überlassen seyn? Denken wir uns aber die, die zum Gebrauch ihrer Vernunft und Kräfte gelangen, die reich an nützlichen Kenntnissen und edlen Fertigkeiten, und dadurch nun erst recht fähig werden, die Glückseligkeit eines Geistes zu geniessen; so können wir nicht glauben, daß sie im Tode so ganz aller Thätigkeit und Empfindung, alles Lebens beraubt werden, und also das angefangene Werk seine Vollendung nicht erreichen sollte. „Man stelle sich vor," sagt Reimarus, „daß ein großer Herr Knaben von besonderer Fähigkeit aussuchte, und erziehen liesse. Sie fingen nach seiner Vorschrift an, Sprachen und Geschichte alter

und neuer Zeiten zu lernen, die Gründe der Mathematik, Weltweisheit und Naturlehre zu treiben, die Rechte, die Staatskunst, die Finanzen zu begreifen. Kaum hätten sie einen Geschmack an allem bekommen, so würde der eine dem Schuster, der andere dem Schneiderhandwerke gewidmet, der dritte würde zu einem Schäfer gethan, und der vierte müßte ein Matrose werden. Was würde man von solcher Verordnung und von der Güte und Weisheit des Herrn denken? Würde man nicht sagen, wenn die Kinder zu nichts anders bestimmt wären, so hätten schlechtre Köpfe dazu genommen werden mögen? Was hilft diesen ihre Fähigkeit und ihre Wissenschaft zu so niedriger Lebensart? Vielmehr sind diese weiter sehende Schuster, Schneider, Schäfer und Matrosen nur durch solche Anweisung bey ihrem Stande, unzufrieden und unglücklich gemacht. Dies wäre aber gerade der Fall mit uns Menschen, wenn wir mit unsrer besondern Fähigkeit, mit dem Vorschmack an höhern Dingen zu nichts, als einem thierischen Leben bestimmt wären." Solche Einrichtung läßt sich von dem weisen Urheber unsrer Natur nicht erwarten. Er legte so viele Anlagen, Triebe, Fähigkeiten und Kräfte in uns, die wir bearbeiten, ausbilden und anwen-

den sollen. Er machte uns einer steigenden ins Unendliche fortgehenden Vollkommenheit fähig. Er wird uns also nicht in dem Augenblick, da wir uns zu derselben und zu einer immer bessern Anwendung unsrer Kräfte emporschwingen, wieder zernichten, und sein Werk zerstören.

Zwar nehmen unsre Kräfte im Alter ab. Der Geist wird stumpf, minder aufgelegt zum Nachdenken, ermattet bald in der Anstrengung. Die Thätigkeit und Lebhaftigkeit desselben erschlafft, das Gedächtniß nimmt nicht mehr so leicht die Schätze der Wahrheit und Weisheit auf, die Gedanken entwickeln sich nur langsam, und es scheint sich alles dem Untergange zu nähern. Aber hier bemerke ich, daß diese Erscheinungen nicht allgemein sind. Es giebt Leute, und hat dergleichen gegeben, die die völlige Kraft ihres Geistes bis ins Grab behielten, die noch hell und rein zu denken, Begriffe zu sammeln und zu bearbeiten, fähig gewesen sind. Sollten sie also beym Tode des Leibes ihre Würksamkeit auf einmal gänzlich verlieren? Freylich finden sich zwar mehr Beyspiele von der Entkräftung der Seele im Alter; aber wahrscheinlich hängt diese von der Schwäche des Körpers ab, mit dem solche Menschen verbunden

sind. Diese drückt den Geist nieder, hindert ihn in seiner Thätigkeit, verdunkelt seine Vorstellungen, und stumpft ihn ab. Wenn er aber, von der Materie entlastet, freier und ungestöhrter denken und wirken kann, alsdenn bekommt er neues Leben, neue Kraft zur Entwicklung, Anstrengung und Vervollkommnung. Die Alten verglichen daher den Leib mit einem Kerker, in der die Seele gefangen ist. So wie nun der Gefangene nach seiner Entlassung freyer, thätiger und des Genusses fähiger zu werden pflegt, so wird auch des Menschen Geist nach seiner Trennung vom Leibe mit neuem Muth, Leben und Munterkeit begabt, und höherer Vollkommenheiten und seliger Gefühle theilhaftig werden. Sollte ihn also der Schöpfer mitten in der angefangenen größern Veredlung zernichten? —

Noch mehr. Wie viele Menschen mit grossen Geistesanlagen, mit schönen und edlen Gesinnungen und Neigungen leben in einem so eingeschränkten Wirkungskreise, in so beengten Lagen und Verhältnissen, daß sie davon nur einen sehr geringen Gebrauch machen können; die in vortheilhaftern Verbindungen Zufriedenheit und Glück über viele tausend ihrer Brüder

würden verbreitet, und sich durch gemeinnützige Kenntnisse und Erfindungen, durch Klugheit und Thätigkeit über andre erhoben haben? Wozu diese Anlagen, diese Kräfte, wenn sie mit dem Tode untergehen? Warum gab der Schöpfer diesen Menschen eine vorzügliche Brauchbarkeit, solche moralische Stimmung der Seele, wenn sie nie zur Vollendung kommen sollte? Ohne weise Absichten hat er gewiß solche Zurüstungen nicht gemacht. Vielmehr dürfen und müssen wir hoffen, daß dies Leben nur der Anfang unsers Daseyns, nur unser Kinderzustand seyn sollte, auf welchen das männliche Alter folgen wird. Hier soll Anfang, Vorbereitung, dort Fortsetzung, Ausbildung und völliger Genuß seyn. Selbst unsre Wünsche nach reinerer Glückseligkeit, unser Durst nach Wahrheit, die hier nicht ganz befriedigt wird, unser Verlangen nach Befreyung von Irrthum und Fehrtritten, versprechen uns den ewigen Fortgang zu höherer Vollkommenheit jenseits des Grabes.

In dieser Hofnung befestigen uns auch die Gründe, die von der Einfachheit der Seele und von der Gerechtigkeit der Gottheit hergenommen sind. Dieser letztre Grund enthält vorzüglich viele Beruhigung für die Guten, die

des Lebens Mühe und Beschwerden in hohem Grade und langer Dauer empfinden müssen. Unmöglich kann es der Gottheit gleichgültig seyn, ob die Gehorsamen ein angenehmes Leben geniessen, oder ob sie im Elend ihre Tage zubringen. Unmöglich kann es ihre Absicht seyn, daß die Ungehorsamen beständig glückliche Tage zählen, und mit Freuden mancher Art belohnt werden sollten. Das wäre nicht Aufmunterung zur Tugend, sondern Aufforderung zum Laster. Es muß eine Zeit kommen, wo diese anscheinende Unordnung aufgehoben, das Laster bestraft, die Tugend belohnt, die Gerechtigkeit und Regierung der Gottheit gerechtfertigt und in ihrer Weisheit dargestellt wird. Ein Tag der Vergeltung, der Entschädigung muß kommen für die Guten. Ein Land ihnen bevorstehen, in welchem der Saame ihrer guten Gesinnungen und Thaten zur herrlichen Ernte emporgewachsen ist, in welchem sie ausruhen von den Lasten und Sorgen dieses Lebens, und zu den Freuden der Ewigkeit und des vollen Genusses ihrer Früchte erhoben werden. Doch diese Betrachtung will ich nicht weiter fortsetzen. Die Hofnung eines bessern Zustandes haben wir, und das Christenthum erhebt sie zur höchsten Gewißheit. Denn sein Stifter hat sie verkündet,

und durch seinen Tod und Auferstehung bestätigt. Sie ist genau in seine Religion verwebt. Nun ist sie nicht mehr bloßer Wunsch des Sterblichen, nicht mehr schwache Vermuthung des Weisen, sondern feste göttlich bestätigte Wahrheit. Groß ist also des Menschen Bestimmung! Sein Daseyn hat kein Ende. Er soll von einer Stuffe der Vollkommenheit zur andern, vom Glück der Zeit zum Glück der Ewigkeit hinansteigen, und reiner und inniger soll der Genuß desselben seyn, Ewigkeit ist sein Ziel! Erhabener, großer, froher Gedanke, von der Gottheit in unsre Seele gelegt, wie erhebt er des Menschen Geist, welche Würde giebt er seiner Natur, wie erhöht er den Werth seiner irrdischen Laufbahn! Wichtig ist nun jeder Augenblick der Zeit, jeder Tag, jedes Jahr, im genauesten Zusammenhange mit den Tagen der Zukunft. Jahre sind Stuffen, auf welchen wir zur Ewigkeit hinansteigen. Schnell eilen sie dahin, unaufhaltbar gleich einem Strom, der sich vom Felsen stürzt, wo ein Tropfen den andern, eine Welle die andre fortwälzt und drängt, und sich dem Gesichte entzieht, mehr oder minder wohlthätig für unsre Bestimmung, je nachdem wir viel oder wenig derselben, wohl oder übel, durchlebten. Das Kind, das nur

wenige Jahre hienieden genießt, vollendet schnell diese Stuffen, aber ohne vielen Saamen für den großen Erntetag ausgestreuet zu haben. Mit unausgebildeten, mit noch schlummernden Kräften geht es in die Ewigkeit über, kann also auch dort so viel Gutes nicht gleich geniessen. Der Greis hingegen, der viele Jahre zählte, der in denselben seine Fähigkeiten und Kräfte entwickelte, veredelte und vervollkommte, der vielen und edeln Saamen säete, den ein groß Gefolge von Thaten der Liebe und Gerechtigkeit begleitet, weilt länger auf den Stuffen zur Ewigkeit, tritt aber auch vor, bereiteter, fähiger ihrer Freuden in ihr Gefilde ein. Reicher ist seine Ernte. Fern sey es, hier die Vorsehung anzuklagen, daß sie ungerecht und partheyisch sey, und dem einen mehr zuwende, als dem andern. Das können endliche Wesen nicht beurtheilen. Die Bestimmung mehrerer oder wenigerer Jahre auf Erden mehrt oder mindert nicht die Glückseligkeit andrer Menschen. Uns kommt es nur zu, die Jahre, die uns die Vorsehung zumißt, als wichtige Jahre, als Vorbereitung für die Ewigkeit, anzusehen, sie so zu gebrauchen, daß ihr Andenken uns nie schrecklich seyn, und daß sie Grundlage eines endlosen Glücks für uns werden mögen.

Mit jedem Jahre nähern wir uns der Ewigkeit um ein Grosses, kommen dem endlichen Ziele unsers Erdenlebens näher. Mit jedem Jahre muß der Mensch daher auch weiser und besser zu werden sich bestreben, seine Kenntnisse von dem, was gut und edel und schön und vollkommen ist, von Gott, der Tugend, von seinen Hofnungen, von seiner Gemeinnützigkeit für die Welt vermehren und berichtigen; Irrthümer, Vorurtheile, Aberglauben und Fehler immer mehr ablegen. Mit jedem Jahre der Sinnlichkeit und den Leidenschaften mehr gebieten lernen, sie der Leitung einer reinen und aufgeklärtern Vernunft unterwerfen, immer weniger abhängig werden von Menschen, von Ehre und Reichthum, und den vergänglichen Gütern der Erde, die Begierden und Hofnungen nicht auf Augenblicke einschränken, da er einer Ewigkeit entgegen sieht, die Freiheit des Geistes und Herzens und seine wahre Menschenwürde immer mehr behaupten, und nach festen Grundsätzen denken und handeln lernen. Mit jedem Jahre muß er mehr Geschmack an Ordnung, an Wahrheit und Tugend gewinnen, die Schönheit und das Vergnügen derselben immer lebhafter, inniger und dauernder empfinden, und alle seine Neigungen auf die edelsten, würdig-

sten und gemeinnützigsten Dinge richten. Mit jedem Jahre mehr im Recht und Wohlthun sich üben, reicher werden an Edelthaten, seine Fähigkeiten und Kräfte mehr entwickeln und anwenden, nur das wählen und thun, was ihn ewig nie gereuen, was ihn ewig freuen wird, und zu den Geschäften und Vergnügungen des höhern Lebens sich vorbereiten. Kurz, mit jedem Jahre muß der Mensch, seines großen Berufs stets eingedenk, dahin streben, daß er verständiger und tugendhafter, der Gottheit, dem Muster der Vollkommenheit, ähnlicher werde, seine Amts- und Berufspflichten besser üben lerne. So erfüllt er die Absicht seines gegenwärtigen Daseyns, so verherrlicht er den Urheber seiner Natur, so ist er würdig der Zahl der denkenden Geschöpfe beygezählt zu werden; so genießt er schon hier die Glückseligkeit, welche Vollkommenheit und Tugend ihren Verehrern gewähren, die Zufriedenheit mit sich selbst, den Beyfall der Gottheit, die Beruhigung eines guten Gewissens, das frohe Andenken an die Tage der Vergangenheit, und die freudige Aussicht in die Tage der Zukunft. So wird jedes Jahr ein Saame für den Menschen, der dem Gefilde der Ewigkeit aufblüht, und ihm die herrlichste Ernte geben wird. Je treuer, je

unverdrossener, je uneigennütziger Menschen in dieser Provinz des großen Reiches der Gottheit nach ihrer Absicht arbeiten, je besser sie die ihnen aufgetragenen Geschäfte ausrichten, je mehr sie ihre Geistesvorzüge erhöhen, und an Herzensgüte zunehmen; um desto brauchbarer und empfänglicher werden sie für die künftige Welt, desto mehrere und wichtigere Geschäfte, deren Ausrichtung große Seligkeit seyn wird, wird ihnen einst die Gottheit auszuführen anvertrauen. So wie sich der Wirkungskreis des Jünglings, der in die männlichen Jahre wohl vorbereitet tritt, erweitert; um so mehr wird sich auch der Wirkungskreis des Menschen, der die erste Stuffe seines Lebens nach der Absicht der Gottheit durchlebte, einst erweitern, desto mehr wird er in der Ewigkeit erhoben, desto besser als Werkzeug zur Ausführung der Plane des Schöpfers, und zur Verbreitung der Freude gebraucht werden können, desto geschwinder zu höhern Vollkommenheiten und zum Genuß namenloser Seligkeiten emporsteigen.

Du wünschest es gewiß mit mir, Bester, daß dieser Gedanke: Jahre führen uns näher der großen Ewigkeit, von Menschen recht oft und ernsthaft bedacht werden, und seinen wohlthätigen Einfluß in die Denk- und Handlungs-

art derselben so recht allgemein und wirksam zeigen möge. So würden sie jedes Jahr, so würden sie die so schnell vorübereilende, die nie zurückkehrende, die an Folgen so fruchtbare Zeit, recht hoch schätzen, eifriger werden in der Vollendung ihres Tagewerks, sorgfältiger in der Veredlung ihres Sinnes und Wandels, und so vorbereiteter, würdiger die letzte Stuffe ersteigen, die sie in die Ewigkeit einführt.

Mit diesem Wunsche, verbunden mit dem Vorsatze, unsrer grossen Bestimmung für die Ewigkeit nie zu vergessen, wollen denn wir, o Freund, diesen neuen Abschnitt unsers Lebens anfangen, uns des Guten in demselben freuen, und mit dankbar frohem Herzen gegen den Urheber unsrer Freuden es geniessen, an unsrer gegenseitigen Vervollkommnung arbeiten, und so Hand in Hand unserm endlichen Ziele entgegen gehen, das die Ewigkeit enthüllen wird.

12.

Das Testament eines alten Junggesellen,

in einem Briefe an seinen Vetter.

Endlich, Vetter, ist das Ziel meiner Wünsche erreicht. Sparen, fleißig seyn, erben, und mancher ehrlicher Zug aus der Lotterie haben mich zu dem Manne gemacht, der ich jetzt bin. 100,000 Rthlr. sind voll. Nun denke ich an nichts mehr, als ein Testament, das Gott und der Welt gefallen soll. Ich habe mir zu dem Ende bereits verschiedene testamentarische Formeln aus Archiven und Gerichtsstuben herbeyholen lassen, um danach meine Maaßregeln zu nehmen; ich habe aber keins gefunden, das mir gefällt. Bald hatte ein reicher Mann, der letzte seines Namens, einen ganz wildfremden zu seinen einzigen Erben eingesetzt, doch mit dem Bedinge, daß er seinen Namen führen sollte. Cleant, ein großer Capitalist, vergaß in seinem Testamente seine zwo würdigen Baasen, und vermachte alles seinem Vetter, dem ersten Liebhaber und Verschwender. Eudoxia, die einzige reiche Tante einer blutarmen Familie, verschönerte durch ihr Vermächtniß den Glanz einer reichen Kirche. Polycarpus stiftete auf einen gewissen Tag im Jahre ein Ge-

läut mit allen Glocken des Dorfs zur Danksagung für sein im 70ten Jahre wieder erhaltenes Gehör. Aurelius, weil er 50. Jahre in einer Lehrschaft Buchhalter gewesen, vermachte vor jedem Kampe einen rothen Schlagbaum, woran sein Name und Wappen stehen sollten; er hatte aber den alten ehrlichen Kuhhirten vergessen, der ihm doch während seines ganzen Hirtenamts von keiner einzigen Kuh das Spielgeld untergeschlagen. Menantius, der sich Hoffnung gemacht, daß bald durch die ganze Stadt ums 10. Haus eine Leuchte kommen würde, damit er des Abends sein Handleuchtgen entbehren könnte, fundirte vor einem gewissen abgelegenen Armenhause eine Leuchte ohne Thran. Mechtildis, eine alte Witwe, stolz auf Erscheinungen und Offenbarungen, verbesserte dem Registrator der Witwencasse sein Gehalt, und hatte nicht vorgesehen, daß sie springen würde. Simplicius, ein frommer Mann, aus dem vorigen Jahrhunderte, schrieb eigenhändig sein Testament, vergaß aber aus Einfalt seinen Namen, und so wurde das Testament für null und nichtig erklärt; verschiedene Erben traten auf, und procesßten, und die Gelder liegen bis auf die heutige Stunde in deposito. Aloysia, die Nichte eines reichen Onkels, erbte nichts als 10. Rthlr. Leibrente, die sie jährlich vom Pater Rector holen mußte. Clemens August Viktor Maria, der Stiefsohn eines Edelmanns, bewies

sonnenklar, daß seinem Stiefvater schon beyde Augen wären gebrochen gewesen, wie man Notarien und Zeugen hätte rufen lassen, und daß das letzte Kopfnicken nicht auf die Frage des Notarius, ob nicht nemlich Herrmann von Guastallo sein Erbe seyn sollte? gepasset hätte, sondern daß er damit dem fragenden Geistlichen: ob ihm seine Sünden leid wären? habe antworten wollen. Don Pedro kaufte seinem Körper für 100. Rthlr. eine Ruhestätte in der Kirche, weil er weder auf der Augustburg, wo es ihm zu naß, noch auf dem Sonnenbrinke, wo es ihm zu trocken war, liegen wollte. Die zween Oerter hatte er in einer Vorgeschichte als Kirchhöfe gesehen. Dergleichen Thorheiten. Vetter, traf ich viele, und keinen einzigen patriotischen Zug. Alle diese Formeln trugen das Gepräge des Aberglaubens, der Selbstliebe und der Eitelkeit. Ich habe sie wieder zusammengepackt, und ad locum unde geschickt. Sie haben mich weiter nichts gelehret, als daß ich gegen alles Kopfnicken in meinem Letzten hiemit feyerlich protestire, und daß ich sogleich, zwar in meinem 74sten Jahre, doch mit vollem Verstande anfange mein Testament zu machen; damit ich keinem Gelegenheit gebe, meiner zwoten Kindheit zu mißbrauchen. Ich sehe noch ohne Brille, ich gehe ohne Stecken; lauter Beweise meiner keuschen Jugend, und mäßigen Lebensart, welche nachzu-

ahmen ich ihnen bestens empfehle, und hiemit zu meinem Executor ernenne.

Die Beerdigung meines Körpers überlasse ich gänzlich ihrem Gutdünken: weil ich weiß, daß sie Tand und unnütze Pracht verabscheuen. Nach meinem Tode aber machen sie der Welt bekannt, daß sie sich in Ansehung meiner Denkungsart sehr geirret habe. 1754. kam ich in hiesige Stadt, und machte mit zween Junggesellen, die ebenfalls, wie ich, einen großen Hang zur Sparsamkeit hatten, einige Bekanntschaft. Wir vermieden alle lärmende Spiele und Gesellschaften, und stifteten unter uns eine unzertrennliche Brüderschaft.

Das Glück schien uns allenthalben aufzusuchen. Es wurde endlich bekannt, daß wir Vermögen hatten, und die Polizey bedauerte laut, daß wir uns nicht zum Heyrathen entschliessen wollten. Unsere Feinde sagten, es geschähe aus Mangel an Gefühl; unsere Freunde aber behaupteten, es wäre verdienstvolle Enthaltsamkeit. Beyden sagen sie doch, daß sie sich sehr geirret, und daß blosser Geitz und Liebe zur Gemächlichkeit den ehelosen Stand uns liebenswürdig gemacht hätten. Ich hätte freylich schon damals ein armes Mädgen glücklich machen können; aber sie wissen es nicht, Vetter, wie sehr der Geitz alle fromme Absichten vereiteln kann. Ich habe aber jetzt die Bande dieses Tyrannen zerrissen, und wünsche nichts mehr, als viele Mädgen glücklich zu machen.

Mein alter enthusiastischer Geist schwärmt an den äußersten Gränzen des Patriotismus, und hat die Besserung der ganzen Menschheit zum Zwecke; weil aber die Mädgen am meisten durch meinen Geitz vervortheilet sind — denn nach dem Rechte der Natur hatten viele auf mein Geld und mein Herz Anspruch — so sollen sie nun auch die ersten und einzigen Erben meines ganzen Vermögens seyn: nur müssen sie den Berg des Ehrgeitzes erklettern, auf welchem ich ihnen mein Vermögen nach Verdienst und Würde als Prämien ausgesteckt habe.

Ehrgeitz ist die einzige Triebfeder, wodurch alles in Activität gesetzt wird, und wo dieses Mittel fruchtlos ist, da ist Hopfen und Malz verlohren. Der Soldat wagt alles um Officier zu werden. Der Held stirbt für einen Lorbeer. Der Jüngling studiret, um am Ende des Jahrs ein goldnes Buch zu erlangen. Ehre und Belohnung wirkt mehr auf edle Gemüther, als Strafe und Drohungen. Das weinende Kind schweigt für einen Apfel und alles in der Welt will bestochen oder belohnt seyn, um fromm zu werden. Warum sollte man denn mit irrenden Mädgen grausamer verfahren? Warum sollte man ihnen alle Lectüre verbieten? Nein, Lüders Gartenbuch ist die erste Prämie, die ich ihnen ausstecke. Diejenige, die am Ende des Jahrs eine Prüfung darüber aushält, und darin am besten besteht, soll eben dieses Buch

in rothen Corduan gebunden, fein und dick vergoldet, unter Pauken- und Trompetenschall aus der Hand eines wackern Jünglings, auf öffentlichem Theater empfangen, nebst 100. Ducaten. Ehrgeizige Mütter, welche gerne sehen, daß ihre Söhne am Ende des Jahrs ein goldnes Buch davon tragen, werden denn doch auch wohl ihre Töchter im Gartenbau und in der Saamenkenntniß, so viel sie selbst davon wissen, unterrichten. Damit aber diejenigen die sich auch geplagt haben, nicht ganz unbelohnt davon gehen, so sollen neben der Præmifera noch 4. Certatrices öffentlich abgelesen werden, und diese sollen einen Strauß von Rosmarin, Balsam Tausendgüldenkraut, und Majoran, so lang bis er welkt, vor der Brust tragen dürfen. Die beste in der Sittenlehre soll ebenfalls Gellerts Moral eingebunden wie Lüders Gartenbuch nebst 100. Ducaten unter den nämlichen Solennitäten zur Belohnung haben. Die vier Streitenden sollen jede ein Büchlein von sittlichen und rührenden Unterhaltungen aus der Hand ihres Pfarrers empfangen. Die Amazone aber muß härtere Prüfungen aushalten. Sie muß sich 1stens in einem Gerstenkörnern Handbuche abtrocknen können, ohne daß ihr die Finger bluten. Sie muß 2tens beym Rangstreite die unterste seyn können, ohne böse zu werden. Sie muß 3tens bey jedem Fehler des Gegners nicht gleich das Näschen rümpfen. 4tens muß

sie in einen Ueberrock und Halbstiefel gehüllt die Promenade auf eine halbe Stunde von der Stadt auch bey Schnee und Hagel nicht ausschlagen, 5tens muß ihr der gesunde Händedruck eines muntern Jünglings keine grüne oder gelbblaue Spuren bis in den vierten Tag auf der Hand zurück lassen. Sie muß 6tens vom Seifengeruch, wenn es gleich keine Marseille oder Venetianische ist, nicht übel werden. Sie muß 7tens einem Huhne ohne Mitleiden den Hals abschneiden können, und nur in dem Falle Mitleid hegen, wenn es von der Küchenmagd zu lang gemartert würde. Wenn sie nun noch neben dem die Gabe der Freundlichkeit, der Großmuth und Gefälligkeit besitzt; so soll sie allein das Recht haben, Amazonenkleider zu tragen. Ich vermache ihr einen goldenen Helm, ein paar goldene Sporn, einen englischen Quersattel, einen Mecklenburger Harttraber, und jährlich 200. Ducaten. Die vier Großmüthigsten nächst ihr sollen gelbe Halbstiefel und auf dem Hute einen indianischen Federbusch tragen.

Die Bil schönen werden es mir verzeyhen, wenn ich keine besondere Prämien für sie ausgesetzt. Weil es jedoch nach Zeugniß aller Naturkündigen eben so sicher seyn soll, daß ein schönes Mädgen auch eine schöne Seele habe, als daß die Erde um die Sonne gehe, so sind aus diesem Grunde, in allen Wettstreiten die schönsten, Cæteris paribus, vorzuziehen. Sollten diese Prämien nicht ein Mit-

tel seyn, daß Mädgen unter mancherley angenehmen und nützlichen Beschäftigungen den Nachtigallen in ihren Gärten zuhörten, statt halbe Tage aufm Walle zu spatzieren, oder an einem murmelnden Wasserfalle Stunden lang zu sitzen, und sich von der Symphonie dieser Sängerinnen so bezaubern zu lassen, daß man in 24. Stunden kein vernünftiges Wort mit ihnen sprechen kann? Sollte es nicht ein Mittel seyn, daß der Ehrgeitz dadurch rege gemacht würde, und daß Heyrathstractaten emsiger, wie bisher, getrieben würden? Den Jüngern mei es Geschlechts ist es heut zu Tage kein rechter Ernst zu heyrathen. Sie haben Jahre lang die Silhouette ihrer Geliebten unterm Spiegel hängen, tragen ihr Portrait en miniature auf dem Stockknopfe, der Tabatiere oder gar an der Uhrkette, ohne daß sie das Herz haben, sich mit dem Originale ehelich zu verbinden. Die Ursach ist lauter Liebe. Sie wollen sich und ihr Mädgen nicht unglücklich machen: weil ihnen für ein ehrliches Auskommen bange ist. Zur Ehre meines Geschlechts muß ich es rühmen, daß es überaus groß geacht ist; öffentlich muß ich es bekennen, daß man zu meiner Jugendzeit noch nicht so aufgeklärt dachte, man verließ sich auf die sparsame Lebensart der Schwiegermütter, auf die gute Erziehung der Töchter, auf die Redlichkeit und den Fleiß der Schwiegerväter, und alles dieses hielt man für einen sichern Brautschatz, der die ganze Zeit der

Ehe seine Zinsen brächte. Man hielt es für gewiß, daß die Erbsünde ein uns angebohrnes Uebel von unseren Eltern wäre, und daß ebenfalls Unschuld und Tugend uns mit der Muttermilch eingeflößt würde, man erkundigte sich sehr genau nach dem Stamme, ehe man die Aepfel brach, und der kluge Jüngling begab sich mit keinem Mädgen zum Altare, wenn er wußte, daß die Mutter mit sieben Teufeln besessen sey. Jetzt aber richtet man sich nicht mehr darnach, man hat durch Erziehung ein Mittel gefunden, alles schiefe grade zu machen, und alle Unarten aus dem Mädgenreiche zu verbannen. Seit der Zeit, daß Französinnen in Deutschland Gouvernantinnen gewesen, ist Gefälligkeit und Menschenliebe die Zierde der Mädgen geworden. Wie kömmt es aber, daß der Chapeau so schüchtern ist? daß er sich nicht durch die neuen Reitze und Lebensart hinreissen läßt, und so ein Mädgen sich zur beständigen Gehülfinn seines ganzen Lebens macht. Wie kömmt es, daß die Pfarrer so laute Klagen über die seltenen Copulationen der Vornehmen führen. Der gemeine Mann richtet sich durchgängig nach der Korntax; ist diese niedrig, so schlägt er ohne Bedenken zu; ist sie aber hoch, so wartet er mit wunderbarer Enthaltsamkeit auf bessere Zeiten. Der Mann von Verstande aber, dessen Bedürfnisse weiter als auf Milch und Brod ausgedehnet sind, siehet mit gesenktem

Blicke auf den geldfressenden Luxus; er verliebt sich zwar wie andere Menschen; aber vor der Ehe grauset ihm, und so stirbt oft der zärtlichste Liebhaber als Herbstgeselle. Die Klagen der Pastoren sind billig und gerecht. Seltene Copulationen bringen seltene Taufgebühren, die jura sepulturæ richten sich nach beyden, der Confirmationsgefälle werden ebenfalls weniger, ja wenn die guten Herrn kein Fixum hätten, so wollte ich Sie in meinem Testamente reichlich bedacht haben; für diesmal aber werden sie es mir Dank wissen, wenn ich in beyden Geschlechten den Ehegeist wieder rege mache. Der Chapeau, der es wagt ohne Capital und Bedienung sein Herz einer Person zu schenken, die ihm eben keine große Morgengabe bringen kann, und nach Verlauf eines Jahrs beweiset, daß er mit seinem Kopfe Hand und Feder die Haushaltung gestanden, keinen Bürgen und keine Schulden habe, soll ebenfalls 100. Ducaten zur Belohnung seines Fleißes haben. Was deucht ihnen Vetter, wenn mehrere so patriotische Geister wären, wie würde es herrlich um die Menschheit stehen! würde man nicht bald die alten Zeiten, die goldenen Jahrhunderte wieder sehen? Meine beyden Collegen habe ich dahin bewogen, daß sie das ihrige zu dem meinigen werfen, und dieses Vermögen ist hinlänglich ein weltlich bürgerliches Stift zu errichten. Da blühet erst recht der Mädgen Glück, und der ganzen Menschheit Vortheil. Hier sollen Mädgen wesentliche Erziehung und Tugend lernen. Hier sollen sie zur Wonne ihres künftigen Gatten gebildet werden, und Unterschied unter Empfindungen und

Empfindeleyen, unter Zärtlichkeit und Weichlichkeit, unter Vernunft und Witz und endlich was ihnen vorzüglich nutzet, Unterschied zwischen Mann und Stutzer lernen. Die Unterweiserin aber soll keine französische, sondern eine englische Demoiselle seyn, weil Kupferstiche, Uhren und alle Manufakturwaaren, die aus England kommen, den französischen weit überlegen sind. Die Gouvernantinn kriegt gar kein Gehalt; wenn sich aber eine Stiftsjungfer verehliget, so soll ihr der Bräutigam 100. Rthlr. geben, und da ich meinen Anschlag auf 24. Demoiselle gemacht, so steht zu vermuthen, daß jährlich eine abgehen wird. Die Präbenden werden gratis vergeben, nur müssen sie hinlängliche Attestate ihres Wohlverhaltens entweder von ihren Eltern, Pfarrern, oder Pupillenherrn beybringen. Diejenigen, die ein Prämium bekommen, werden ohne weitere Nachfrage angenommen. Resignationen sind gänzlich verboten, nur soll die Abgehende das jus præsentandi haben. Klärere Nachrichten werden sie darüber in dem mundirten Testamente finden. Wenn sie ausser Nähen, Stricken, Spinnen, Kochen und Tanzen noch nützliche weibliche Beschäftigungen wissen, so soll es ihnen als Executor und General-Inspector freystehen, dergleichen nach Wohlgefallen einzurücken. Was die Tracht betrift, soll dieselbe zwar weltlich, doch anständig, unschuldig und wohlfeil seyn, ich wünsche hierüber den Gusto eines geschmackvollen Chapeau's zu hören, und setze 50. Ducaten zum Prämium. Das Frauenzimmer irret sehr oft in der Wahl ihrer Kleidung und Anzugs. Sie erscheinen oft als Unholde, wenn sie glauben als Halbgöttinnen aufzutreten. Für ihrer Seelen Heil habe ich ebenfalls nicht ermangeln wollen Sorge zu tragen; des Morgens soll eine halbe Stunde

über die Bestimmung des Menschen Betrachtung gehalten werden, und jeden Abend soll eben so lange die Prüfung dauren, ob alle diese Pflichten getreu und fleißig erfüllet sind. Ausschweifungen und Uebertretungen, wofür sie Gott auf immer behüten wolle, sollen in ein großes Lagerbuch geschrieben und zu ewigen Zeiten aufbewahret werden. Die Prätendenten sollen nur berechtiget seyn dieses Buch einzusehen; wenn sie zuvor an Eydesstatt angenommen haben, nichts davon wieder zu sagen. Hier haben sie Hr. Vetter den Abriß meiner Gedanken, soll alles, wie ich nicht anders hoffe, zu Stande kommen, so bitte ich um die genaueste Erfüllung meines letzten Willens. Für ihre Bemühung habe ich jährlich ein Honorarium von 70. Ducaten ausgesetzt, und wenn sie aus meinem Stifte freyen, so gebe ich ihnen eine Aussteuer von 500. Ducaten. Kommen sie bald über, ich habe meinen Collegen vieles von ihrer aufrichtigen Denkungsart gesagt. Sie stimmen aber so sehr für Lavaters Physionomien, daß sie nichts glauben, als was sie sehen. Sie haben nichts zu befürchten, sie haben ja eine lange Nase, große Augen, einen blauen Bart und hagers Antlitz, sie werden mit mir gemeinschaftliche Sache machen und sie auch zu ihren Executor wählen, kommen sie bald, weil die Wege täglich schlechter werden. Ich bin

C. B.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0422
DFG

würden verbreitet, u
Kenntnisse und Erf
und Thätigkeit über
zu diese Anlagen, d
dem Tode untergehen
pfer diesen Menschen
barkeit, solche morali
wenn sie nie zur V
Ohne weise Absichten
stungen nicht gemacht
müssen wir hoffen, d
fang unsers Daseyns
seyn sollte, auf welch
gen wird. Hier
dort Fortsetzung, A
nuß seyn. Selbst u
Glückseligkeit, unser
hier nicht ganz befri
gen nach Befreyung
ten, versprechen un
höherer Vollkomme
bes.

In dieser Hofn
Gründe, die von d
und von der Gerech
nommen sind. D
vorzüglich viele Beru

meinnützige
Klugheit
ben? Wo
nn sie mit
der Schö
e Brauch
der Seele,
nen sollte?
lche Zurü
ürfen und
u der Ans
derzustand
Alter fol
rbereitung,
ölliger Ge
ch reinerer
hrheit, die
er Verlan
d Fehrtrit
ortgang zu
des Gra

s auch die
der Seele
theit herge
nd enthält
Guten, die

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024847314/phys_0423
DFG